Geographische
Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lectüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

von

A. W. Grube.

Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:

Verlag von **Friedrich Brandstetter.**

1851.

Inhaltsverzeichniß.

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Dreizehnter Abschnitt.

I. Bilder aus Hindostan.

II. Bilder aus Hinterindien.

Vierzehnter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

(Charakteristik der tropischen Zonen.)

1. Die Insel Teneriffa und der Pic de Teyde. — 2. Das tropische Meer und die Neue Welt. — 3. Der Marannon und seine Ufer. — 4. Der Landbau und die Landschaft in der heißen Zone. — 5. Ein Besuch auf Ceylon.

1. Die Insel Teneriffa und der Pic de Teyde.*)

Den 19. Juni in der Frühe des Morgens warfen wir im Hafen von St. Croix Anker, nachdem wir mehrere Mal mit dem Senkblei sondirt hatten, denn der Nebel war so dicht, daß man nur mit Mühe die allernächsten Gegenstände unterschied; aber im Augenblick, als wir vor der Insel Teneriffa anlangten, zerstreute sich der Nebel völlig. Der Pik von Teyde zeigte sich jetzt in hellem Licht über den Wolken; die ersten Strahlen der Sonne, die für uns noch nicht aufgegangen war, erhellten die Spitze des Vulkans. Nur der Piton (Zuckerhut) war für uns sichtbar; dieser Riesenkegel zeichnete sich auf dem schönen blauen Himmelsgrunde ab, während schwarze und dichte Wolken den übrigen Theil des Berges bis auf eine Höhe von 1800 Toisen**) umhüllten. Der von den Sonnenstrahlen erleuchtete Bimsstein warf ein röthliches Licht zurück, dem ähnlich, welches oft die Gipfel der hohen Alpen färbt. Nach und nach wurde dieses Licht das blendendste Weiß, und getäuscht, wie die meisten Reisenden, hielten wir den Pik noch mit Schnee bedeckt, und gaben der Besorgniß Raum, viele Schwierigkeiten zu haben, um an den Rand des Kraters gelangen zu können.

*) Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

**) Eine Toise = 6 Fuß. Der Pik von Teneriffa hat eine Höhe von 11—12,000 Fuß.

Als wir in die Straßen von St. Croix eintraten, empfanden wir eine erstickende Hitze. Auf der schmalen und sandigen Küste sind Häuser von einer blendenden Weiße, mit flachen Dächern und mit Fenstern ohne Glas, an einer Wand von schwarzen, schroff gehauenen Felsen angelehnt, von welchen die Sonnenstrahlen mit doppelter Macht zurückprallen. Diese ganze östliche Küste der Insel trägt den Charakter der Unfruchtbarkeit, und ist fast von aller Vegetation entblößt. Darum ist auch der Anblick des Pik, wie er sich über Sainte Croix darstellt, weit weniger pittoresk, als auf der westlichen Küste, von dem höher gelegenen Orotava aus; denn da contrastirt eine lachende und üppig angebaute Ebene mit dem wilden Anblick des Vulkans, und von den Gruppen von Palmen und Bananen, welche die Küste begrenzen, bis in die Region der Arbutus*), der Lorbeern und der Fichten ist der vulkanische Felsen mit einer kräftigen Vegetation bedeckt. Man begreift, wie selbst Völker, die das schöne Klima Griechenlands und Italiens bewohnten, in dem westlichen Theile Teneriffas eine der „Glücklichen Inseln" zu erkennen glaubten.

Der Generalcapitain von Teneriffa ließ uns sogleich die Erlaubniß ausfertigen, die ganze Insel nach Belieben zu durchreisen, und so begaben wir uns am folgenden Tage, den 20. Juni, vor Aufgang der Sonne auf den Weg, um nach der Stadt Laguna zu steigen, welche 350 Toisen höher liegt, als der Hafen von St. Croix. Unser Weg schlängelte sich an einem schmalen Waldstrome aufwärts, der zur Regenzeit sehr hübsche Wasserfälle bilden soll. Nahe bei der Stadt begegneten wir weißen Kameelen, die man dazu verwendet, die Waaren von der Douane in die Magazine der Kaufleute zu schaffen. Man beladet sie gewöhnlich mit zwei Kisten Zucker von der Havana, die zusammen 900 Pfund wiegen, aber man kann diese Last bis auf 13 Centner vermehren. Die Kameele sind auf Teneriffa nicht sehr gemein und pflanzen sich schwer fort, während sie sich zu Tausenden auf den beiden Inseln Lancerote und Fortaventure vorfinden, welche Afrika näher liegen, und eine Vegetation wie ein Klima überhaupt haben, was diesem Continent sehr ähnlich ist**).

Der Hügel, auf welchem die Stadt St. Christoval de Laguna liegt, gehört zu dem System der Basaltgebirge, welche einen Breitengürtel um den Pik von Teneriffa bilden. Der Basalt, auf dem wir gingen, war schwärzlich braun, compact, halb verwittert, und gab beim Anhauchen einen Thongeruch von sich. In dem Maaße, als wir uns Laguna näherten, empfanden wir gradweise die Abnahme der Temperatur, welche Empfindung

*) Der Bananen-Pisang mit palmartigem Stamm, 20—25 Fuß hoch, und einer Krone von hellgrünen, 12 Fuß langen und 2 Fuß breiten Blättern. Der Arbutus gehört zu den Haidekräutern (Ericeen).

**) Die Kameele und die Pferde wurden im 15. Jahrhundert von den erobernden Normännern auf den kanarischen Inseln eingeführt.

um so angenehmer war, als die Luft von St. Croix uns ganz erschlafft hatte. Diese immerwährende Kühle, die man zu Laguna empfindet, verursacht, daß die Kanarier diese Stadt als einen sehr angenehmen Aufenthalt betrachten. Auf einer kleinen Ebene, umgeben von Gärten, und beherrscht von einem Hügel, welcher mit einem Wald von Lorbeeren, Myrthen und Meerkirschbäumen bekränzt ist, hat die Hauptstadt von Teneriffa wirklich eine der lachendsten Lagen. Eine große Anzahl von Kapellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umgiebt die Stadt. Von immer grünen Bäumen beschattet und auf kleinen Erhöhungen erbaut, verstärken diese Kapellen, hier wie überall, die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht aber nicht ihrem Aeußern. Die Häuser sind alt und verfallen, die Straßen verödet. Seitdem die Seitenausbrüche des Vulkans den Hafen von Garachico zerstört haben, ist St. Croix der Mittelpunkt des Handels geworden, und Laguna vom alten Wohlstande herabgesunken.

Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter, die Schwermuth zu verscheuchen und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüth seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa und Madeira. In dem südlichen Europa sind die Veränderungen der Witterung noch zu merklich, als daß es den nämlichen Vortheil darbieten könnte. Teneriffa aber, gleichsam am Eingange der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffstagereisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten Theil, welche die Natur in den Aequinoctialländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der Bananen und Palmen. Die Luft ist rein und gesund, im Sommer zufolge der Erhebung über den Meeresspiegel gemäßigt. Im Winter treten zwar Nebel und Kälte ein, aber die Luft behält eben in Folge der Nachbarschaft des Meeres eine gewisse Milde, und in Laguna sah man es niemals schneien.

Unser Weg nach Orotava zur Westküste führte uns in das Thal von Tacoronte hinab, in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vieler Begeisterung gesprochen haben. Ich habe in der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwickelung organisirter Formen ist; aber nachdem ich die Ufer des Orinoko, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mexiko durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannichfaltigeres, anziehenderes und in der Vertheilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Kokosbäumen geschmückt. Höher aber contrastiren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrthen und Cypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln

errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agave und Kaktus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von Farrenkräutern bedeckt die durch kleines klares Quellwasser befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulkan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung.

Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend, und scheint es noch mehr zu sein, weil die Häuser und Gärten von einander entfernt sind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird. Aber der Wohlstand der Einwohner entspricht nicht der reichen Natur. Diejenigen, welche das Feld bebauen, sind selten die Eigenthümer; die Frucht ihrer Arbeit gehört dem Adel, und die nämlichen Feudalrechte, welche so lange das Elend über ganz Europa verbreiteten, hindern noch das Glück des Volkes auf den kanarischen Inseln.

Von Teguesta und Tacoronte bis in das Dorf San Juan de la Rambla, durch seinen vortrefflichen Malvasier berühmt, ist die Küste wie ein Garten bebaut. Ich würde sie mit den Gegenden von Capua und Valencia vergleichen, wenn der westliche Theil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des Pik, der bei jedem Schritte neue Gesichtspunkte darbietet, unendlich schöner wäre. Der Anblick dieses Berges interessirt nicht blos durch seine imposante Masse; er beschäftigt die Seele lebhaft, indem er sie an die geheimnißvolle Quelle des vulkanischen Feuers zurückführt. Seit Tausenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Piton wahrgenommen, und doch beweisen ungeheuere Seitenausbrüche, wovon der letzte im Jahre 1798 stattfand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern ist zu erlöschen. Es liegt überdieß etwas Niederschlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte einer fruchtbaren und wohlbebauten Landschaft liegt. Die Geschichte der Erde lehrt uns, daß die Vulkane der Erde zerstören, was sie in dem langen Zeitraume von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inseln, welche das unter dem Meere thätige Feuer über die Fluthen emporhob, schmücken sich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden diese neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerstört, welche den Grund des Ozeans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inseln, die gegenwärtig Nichts als einen Haufen von Schlacken und Asche darbieten, ehemals eben so gesegnet und fruchtbar, als die Abhänge von Tacoronte. Glücklich das Land, wo der Mensch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt!

Ehe wir Orotava erreichten, begaben wir uns in den botanischen Garten, welcher nicht weit von dem Seehafen entfernt ist. Wir fanden daselbst Herrn Le Gros, französischen Viceconsul, welcher den Gipfel des Pik oft besucht hatte, und für uns ein sehr schätzbarer Wegweiser war. Auch Herr Lalande, Secretär des französischen Consulats zu St. Croix, und der

englische Gärtner, als sie von unserm Vorhaben hörten, entschlossen sich, die Beschwerlichkeiten der Reise zu theilen.

Den 21. des Morgens waren wir bereits auf dem Wege nach dem Gipfel des Vulkans. Der Tag war nicht besonders schön, und der Gipfel des Pik, der gewöhnlich zu Orotava sichtbar ist, war von Sonnenaufgang an bis 10 Uhr mit dichten Wolken bedeckt.

Ein einziger Weg führt durch die Villa de Orotava auf den Vulkan, nämlich die Plaine des Genets (Region der Pfriemenkräuter) und des Malpays (kahles, dürres Land).

Orotava liegt an dem sehr steilen Abhang eines Hügels; die Straßen schienen uns sehr verlassen; die Häuser, von dauerhafter Bauart, aber von düsterem Ansehen, gehören fast alle einem Adel, den man vielen Stolzes beschuldigt, und der sich selbst mit den pomphaftesten Namen bezeichnet. Wir gingen längs einer sehr hohen Wasserleitung hin, die mit vielen Farrenkräutern bedeckt war, und besuchten dann mehrere Gärten, in denen die Fruchtbäume des nördlichen Europas mit Orangen, Granat- und Dattelbäumen vermischt stehen. Doch tragen die letzteren hier nie Früchte. Ungeachtet wir durch die Erzählung so vieler Reisenden den Drachenbaum in dem Garten des Herrn Franqui kannten, so wurden wir doch nichts desto weniger durch seine ungeheuere Größe in Erstaunen gesetzt. Man versichert, daß der Stamm dieses Baums, der in mehreren sehr alten Documenten als die Grenzscheide eines Feldes erwähnt wird, schon im 15. Jahrhundert eben so ungeheuer war, als heut zu Tage. Seine Höhe schien uns 50 bis 60 Fuß zu betragen; sein Umfang in der Nähe der Wurzeln beträgt 45 Fuß. Der Stamm theilt sich in eine große Menge von Aesten, welche sich in der Form eines Kandelabers erheben und sich mit Blätterbüscheln endigen, wie bei der Yucca, welche das Thal von Mexiko ziert. Diese Vertheilung giebt ihm ein anderes Ansehen, als das der Palmbäume ist.

Bei dem Ausgang von der Villa Orotava führte uns ein schmaler und steiniger Weg durch einen schönen Kastanienwald in eine Gegend, die mit Gesträuch, mit einigen Arten von Lorbeer und baumartigen Haiden bedeckt ist. Der Stamm dieser letztern Pflanze erreicht hier eine außerordentliche Dicke, und die Blumen, mit denen sie einen großen Theil des Jahres über behängt ist, machen einen angenehmen Contrast mit denen des Hypericum canariense (kanarisches Johanniskraut), das in dieser Gegend sehr häufig ist. Wir machten unter einer schönen, einzeln stehenden Tanne Halt, um uns mit Wasser zu versehen, welches in der Nähe reichlich hervorquillt. Hier, in einer Höhe von 522 Toisen, genossen wir eines prächtigen Anblickes des Meeres und des ganzen nördlichen Theiles der Insel.

Von nun an ging der Weg bis zum Krater beständig bergan, ohne Unterbrechung durch eine Thalschlucht. Bald hatten wir die Region der baumartigen Haiden, Monte verde (grüner Berg) genannt, hinter uns und

kamen in das Gebiet der Farrenkräuter, welche indessen nicht wie im tropischen Amerika zu baumartiger Höhe aufschießen. Dann folgte ein Gehölz von Wachholderbäumen und Tannen, die sehr durch die Stürme gelitten hatten. Wir stiegen immer fort, einen engen Weg zwischen zwei Basalthügeln hinan, bis zur Ebene der Pfriemenkräuter (Plaine des Genets).

Nun hörte plötzlich alle Vegetation auf; die Ebene ist mit Bimsstein bedeckt, und ungeheuere Blöcke von Obsidian*), welche durch den Vulkan ausgeworfen wurden, liegen zerstreut umher. Alles verkündet eine tiefe Einsamkeit; einige Ziegen und Kaninchen durchirren allein diese Ebene. Der unfruchtbare Theil des Pik nimmt über zehn Quadratmeilen ein; und da die unteren Gegenden, von ferne gesehen, verkürzt erscheinen, so hat die Insel das Ansehen eines ungeheuern Haufens verbrannter Materien, um welchen die Vegetation nur einen schmalen Saum bildet.

Wir brachten nahe an drittehalb Stunden zu, um die Ebene der Pfriemenkräuter zu durchwandern, und gelangten endlich durch enge Schlünde und kleine Schluchten, welche die Bergströme in sehr alten Zeiten ausgewühlt haben, zuerst auf eine höhere Gebirgsplatte, sodann an den Ort, wo wir die Nacht zubringen mußten. Diese Station, die über 1530 Toisen (9180 Fuß) Höhe hat, führt den Namen „Halte der Engländer", ohne Zweifel, weil ehemals vorzugsweise englische Reisende den Pik besuchten. Zwei geneigte Felsen bilden eine Art von Höhle, welche einen Zufluchtsort gegen den Wind darbietet. Obgleich in der Mitte des Sommers und unter dem schönen Himmel Afrikas, litten wir doch während der Nacht von der Kälte. Das Thermometer fiel bis auf 5 Grad. Unsere Führer machten ein großes Feuer von trocknen Aesten von Retama. Ohne Zelt und Mäntel legten wir uns auf einen Haufen verbrannter Steine, wurden aber durch den Rauch und die Flammen, welche der Wind beständig gegen uns herblies, sehr belästigt. Wir versuchten mittelst zusammengebundener Tücher eine Art von Windschirm zu errichten, aber das Feuer ergriff diese Einfassung und verzehrte dieselbe, ehe wir es bemerkten. Ich hatte niemals in solcher Höhe eine Nacht zugebracht, und bildete mir damals nicht ein, daß ich später auf dem Rücken der Codilleren Städte bewohnen würde, deren Boden höher liegt, als der Gipfel des Vulkans, den ich erst am folgenden Tage erreichen sollte.

Der Nordwind jagte gewaltig die Wolken, die mit der Kälte zunahmen; der Mond blickte bisweilen durch die Dünste, und seine Scheibe erschien auf einem außerordentlich dunkeln Blau; der Anblick des Vulkans gab dieser nächtlichen Scene einen majestätischen Charakter. Bald war der Pik unsern Blicken durch die Nebel völlig entzogen, bald erschien er in einer furchtbaren Nähe; und einer ungeheuern Pyramide ähnlich warf er seinen Schatten auf die Wolken, welche unter uns lagen.

---

*) Ein ganz schwarzer Stein, wie Glas.

Gegen drei Uhr des Morgens machten wir uns bei dem düstern Schein einiger fichtenen Fackeln auf den Weg nach dem Gipfel des Piton. Man kommt dem Vulkan von der nordöstlichen Seite aus bei, wo die Abhänge außerordentlich steil sind, und wir gelangten nach zwei Stunden auf eine kleine Ebene, die wegen ihrer isolirten Lage den Namen Alta vista (hohe Aussicht) führt. Es ist dieß auch die Station der Neveros, d. h. der Eingeborenen, die ein Gewerbe daraus machen, Eis und Schnee zu holen, um diese Naturprodukte in den Nachbarstädten zu verkaufen. Ihre Maulthiere, welche an das Bergsteigen mehr gewöhnt sind, gehen bis Alta Vista, während die der Reisenden nur bis zur Station der Engländer gehen. Ueber der Alta Vista beginnt das Malpays, eine Benennung, mit welcher man hier, wie in Mexiko und Peru und überall, wo es Vulkane giebt, ein von Dammerde entblößtes und mit Bruchstücken von Lava bedecktes Erdreich bezeichnet.

Wir machten einen Umweg, um die Eishöhle zu untersuchen, welche in einer Höhe von 1728 Toisen und mithin unter der Grenze liegt, wo in dieser Zone der ewige Schnee anfängt. Da die Höhle keine senkrechten Oeffnungen nach oben hat, so ruht die kalte Luftschicht unbeweglich auf der Eismasse und verwehrt der warmen Luft den Eingang. Dazu kommt, daß auch die Verdunstung Kälte erzeugt, also das Schmelzen verzögert. Während des Winters füllt sich die Höhle mit Eis und Schnee, und da die Strahlen der Sonne nicht weiter als bis an die Oeffnung reichen, so ist ihre Wärme nicht genügend, den Behälter zu entleeren.

Es fing an zu tagen, als wir die Eishöhle verließen. Wir beobachteten jetzt, während der Dämmerung, eine auf hohen Bergen ziemlich allgemeine Erscheinung, die uns aber auf diesem Vulkane doch auffallend war. Eine Lage von weißen und flockigen Wolken entzog uns den Anblick des Ozeans und der niederen Gegenden der Insel. Die Lage schien nur 800 Toisen hoch zu sein; die Wolken waren so gleichförmig verbreitet und hielten sich so genau in einer wagerechten Ebene, daß sie aussahen wie eine ungeheure mit Schnee bedeckte Fläche. Die kolossale Pyramide des Pik, die vulkanischen Spitzen von Lancerote, Fortaventure und Palma erhoben sich wie Klippen aus der Mitte dieses ungeheuern Dunstmeeres; ihre schwärzliche Färbung machte zu der Weiße der Wolken den auffallendsten Gegensatz.

Während wir uns durch die zerbrochenen Laven des Malpays durcharbeiteten, wobei wir uns oft mit den Händen helfen mußten, bemerkten wir ein sonderbares optisches Phänomen. Wir glaubten nach Osten zu kleine in die Luft geworfene Raketen zu sehen. Leuchtende Punkte erhoben sich über den Horizont und schienen sich anfangs senkrecht zu bewegen; aber allmälig verwandelte sich ihre Bewegung in eine wahre horizontale Schwingung (Oscillation), welche acht Minuten lang dauerte. Wir dachten schon, daß diese leuchtenden Punkte, welche an verschiedenen Orten hin und

her flogen, der Anfang eines neuen vulkanischen Ausbruches seien, und unsere Reisegefährten, selbst unsere Wegweiser wurden von dieser Erscheinung in nicht geringes Erstaunen gesetzt. Doch die Täuschung hörte bald auf, als wir sahen, daß die leuchtenden Punkte Bilder mehrerer Sterne waren, welche durch die Dünste vergrößert wurden.

Endlich stieg die Sonne aus den Fluthen empor, aus denen sie sich nur ungern loszumachen schien, denn der untere Rand verweilte länger am Horizont, als wir vermutheten. Die Sonnenscheibe, sehr abgeplattet, erschien rein begrenzt; es gab während des Aufganges kein doppeltes Bild oder eine Verlängerung des untern Randes.

Der Weg, den man quer über das Malpays zu nehmen genöthigt ist, strengt sehr an; er geht steil aufwärts und die Blöcke von Lava weichen unter den Füßen des Wanderers. Diese Lavatrümmer haben scharfe Kanten und es finden sich oft Löcher zwischen ihnen, in die man bis zur Hälfte des Körpers hineinfällt. Nach drei Stunden kamen wir an dem Ende des Malpays auf einer kleinen Ebene an, welche man La Rembleta nennt; in der Mitte derselben erhebt sich der Piton oder Zuckerhut, noch 84 Toisen oder 504 Fuß höher. Am Fuße des Kegels fanden wir die Luftlöcher, welche die Eingeborenen mit dem Namen Nasenlöcher (Narices del Pico) bezeichnen. Wässerige und heiße Dünste dringen von Zeit zu Zeit aus mehreren Spalten, welche sich in dem Erdreich befinden, hervor; das Thermometer stieg hier auf 43 Grad. Die Dünste haben keinen Geruch und scheinen reines Wasser zu sein.

Der schroffste Theil des Berges blieb uns noch zu besteigen übrig, der kegelförmige Gipfel des Vulkans. Der Abhang dieses kleinen Kegels, mit vulkanischen Aschen und Bruchstücken von Bimsstein bedeckt, ist so steil, daß es fast unmöglich wäre, die Spitze zu erreichen, wenn man nicht einem alten Lavastrome folgte, welcher aus dem Krater geflossen zu sein scheint, und dessen Trümmer den Verwüstungen der Zeit widerstanden. Diese Trümmer bilden eine Mauer von verschlackten Felsen, welche sich mitten durch die beweglichen Aschen erstreckt. Wir bestiegen den Piton, indem wir uns an diese Schlacken hielten, deren Kanten sehr scharf sind, und die uns oft in der Hand zerbröckelten. Wir brauchten nahezu eine halbe Stunde, um einen Hügel zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe noch nicht 90 Toisen beträgt. Der Vesuv, welcher drei Mal niedriger ist, als der Vulkan von Teneriffa, endigt sich in einen drei Mal höhern Aschenkegel, aber sein Abhang ist viel sanfter und zugänglicher. Der Pik ist einer von den unzugänglichsten Vulkanen. Wenn der Piton mit Schnee bedeckt ist, wie zu Anfang des Winters, ist es fast ganz unmöglich, ihn zu erklimmen.

Als wir auf der Spitze des Piton ankamen, waren wir erstaunt, daselbst kaum so viel Platz zu finden, um bequem sitzen zu können. Wir wurden durch eine kleine kreisförmige Mauer von porphyrartiger Lava,

deren Hauptmasse Pechstein war, aufgehalten. Diese Mauer entzog uns den Anblick des Kraters. Der Westwind wehte mit solcher Heftigkeit, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu erhalten. Es war acht Uhr Morgens, und wir waren erstarrt vor Kälte, obwohl sich das Thermometer ein wenig über dem Gefrierpunkte erhielt. Seit langer Zeit waren wir an eine sehr hohe Temperatur gewöhnt, und der trockne Wind vermehrte die Empfindung der Kälte, weil er jeden Augenblick die warme Luftschicht wegführte, welche sich durch die Hautausdünstung um uns bildete.

Wir würden wegen des schon erwähnten felsigen Kammes, welcher den Krater wie eine Brustwehr umgiebt, gar nicht zum Schlunde gelangt sein, wenn sich nicht auf der westlichen Seite eine Oeffnung fände, welche durch den Erguß sehr alter Lava hervorgebracht zu sein scheint. Durch diese Oeffnung stiegen wir an den Boden des Trichters hinab, dessen Figur elliptisch ist; die größte Breite schien uns 300 Fuß, die kleinste 200 Fuß zu sein. Die Wärme war nur an einigen Spalten bemerkbar, aus denen sich Wasserdünste mit einem eigenen Brausen entwickelten. Als wir das Thermometer hineinhielten, stieg das Quecksilber schnell fast bis an den Siedepunkt. Wir überzeugten uns, daß die Tiefe des Kraters seit langer Zeit unverändert geblieben war, wie es bei solchen Vulkanen der Fall ist, die nach der Seite zu ihre Eruptionen haben. Bei einem Vulkan, dessen Thätigkeit vorzugsweise gegen die Spitze gerichtet ist, wie bei dem Vesuv, verändert sich die Tiefe des Kraters vor und nach jedem Ausbruch.

Als wir wieder auf den äußern Rand des Kraters zurückgeklettert waren, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannichfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Wolkenschicht, die nämliche, von der wir bereits gesprochen haben, und welche uns von den niederen Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme durchbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Oeffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegenden berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt; wir genossen den auffallenden Contrast, den die entblößten Seiten des Pik, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine, aller Vegetation beraubten Ebenen mit dem lachenden Anblick bebauter Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen (Gürteln) geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pik die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe

und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Diese Erscheinungen sind nicht blos Folge der Höhe der Gegend, sondern der vollkommenen Auflösung aller Dünste in der Atmosphäre. Die Oberfläche eines See's oder breiten Flusses glänzt weniger, wenn man sie von den hohen Schweizeralpen, als wenn man sie — bei gleicher Entfernung — von den Höhen der Cordilleren in Mexiko oder Peru betrachtet. Da wundert man sich, sieben bis acht Meilen entfernte Gegenstände ganz nahe und deutlich zu erblicken. Der Pik von Teyde ist nun zwar noch nicht in der eigentlichen Tropengegend gelegen, aber die Trockenheit der Luftsäulen, welche sich beständig über die benachbarten Ebenen Afrikas erheben, und welche die Ostwinde mit Geschwindigkeit herbeiführen, giebt der Atmosphäre der kanarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, die nicht nur die der Luft von Neapel und Sicilien, sondern vielleicht selbst die Reinheit des Himmels von Peru und Quito übertrifft. Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen, und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonien und Contraste bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während eines Theils des Tages die äußern Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittägiger Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne nöthig zu haben, die Grenzen Europas zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien besucht haben.

Wir wünschten, uns des Anblickes des ganzen Archipels der „Glücklichen Inseln" erfreuen zu können, und verlängerten deshalb unsern Aufenthalt auf dem Gipfel des Pik; aber vergebens. Wir entdeckten zu unsern Füßen Palma, Gomera und Groß-Kanaria. Die Berge von Lancerote, die beim Aufgang der Sonne von Dünsten befreit waren, wurden bald in dunkle Wolken gehüllt. Bei durchaus heiterer Zeit umfaßt das Auge von der Spitze des Vulkans eine Oberfläche der Erde von 2700 Quadratmeilen, dem vierten Theil der Oberfläche Spaniens gleich.

Man könnte sagen, der Vulkan erdrücke mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich aus dem Schooß der Gewässer zu einer Höhe, die drei Mal größer ist als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der von Stromboli auf den äolischen Inseln, so würde der Pik von Teneriffa, einem Leuchtthurm ähnlich, dem Schiffahrer in einem Umfang von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

2. Das tropische Meer und die Neue Welt.

Erste Fahrt des Kolumbus über den atlantischen Ozean*).

Es war an einem Freitag, Morgens ganz in der Frühe, am 3. August des Jahres 1492, als Kolumbus zu seiner ersten Entdeckungsreise die Anker lichten ließ. Aus dem Hafen von Palos, wo die Expedition ausgerüstet war, steuerte er in südwestlicher Richtung nach den kanarischen Inseln zu, von wo er gerade nach Westen zu schiffen beabsichtigte. Am dritten Tage gab die Pinta, eines von den drei Schiffen der Flotille, Signal von einem vorgefallenen Unglück: sie hatte das Steuerruder zerbrochen. Nicht lange darauf ward sie auch leck, und somit zur Weiterreise ganz untauglich. Dieser Unfall bestimmte den Admiral, bei den kanarischen Inseln zu verweilen und sich nach einem andern Schiffe umzusehen, womit die Pinta ersetzt werden könnte. Am 6. Morgens kam man auf der Höhe der kanarischen Inseln an.

Ueber drei Wochen wurden die Reisenden bei diesen Inseln aufgehalten, indem sie sich vergebens nach einem andern Fahrzeuge umsahen. Sie waren daher genöthigt, der Pinta ein neues Steuerruder zu geben und sie so gut wie möglich für die Reise auszubessern.

Während sie zwischen Ferro und Gomera kreuzten, bekamen sie auch Teneriffa zu Gesicht, deren hoher Pik das Schauspiel heftigen Ausbruches von Rauch und Flammen gab. Das Schiffsvolk erschrak bei diesem Anblick, erklärte es in der Angst für ein außerordentliches Naturwunder, und leitete eine üble Vorbedeutung daraus ab. Kolumbus hatte große Noth, ihnen ihre Furcht zu benehmen, erklärte den natürlichen Zusammenhang dieser vulkanischen Ausbrüche, und erläuterte seine Lehre mit dem Beispiel des Berges Aetna und anderer wohlbekannter Vulkane.

Nachdem man sich auf der Insel Gomera mit Holz, Wasser und Lebensmitteln versorgt hatte, ließ Kolumbus am 6. September die Anker lichten, und nun erst konnte man sagen, daß er in die Regionen der Entdeckung eingedrungen sei, da er die Grenzeilande der Alten Welt hinter sich hatte und westwärts nach den unbekannten Gegenden des atlantischen Meeres steuerte. Aber drei Tage hindurch hielt eine völlige Windstille die Schiffe in einer kurzen Entfernung vom Lande gefesselt. Das waren Tantalusqualen für Kolumbus, welcher vor Begierde brannte, weit in das offene Weltmeer hineinzuschiffen, wo den Blick kein Land und kein Segel mehr träfe. Am nächsten Sonntage den 9. September sah er Ferro, die letzte der kanarischen Inseln, ungefähr neun Stunden entfernt liegen. Zum Glück erhob sich mit Sonnenaufgang ein günstiger Wind, welcher

---

*) Die Geschichte des Lebens und der Reisen des Christoph Kolumbus von Washington Irving.

die Segel wieder schwellte, und bald schwanden die Höhen von Ferro unter dem Horizont.

Nach einer Fahrt von vier Tagen, ungefähr 200 Seemeilen von der Insel Ferro, entdeckte Kolumbus zum ersten Mal die Abweichung der Magnetnadel, eine Naturerscheinung, welche niemals vorher bemerkt worden war. Er gewahrte zur Zeit der Dämmerung, daß die Nadel, anstatt nach dem Nordpol hinzuweisen, eine nordwestliche Richtung annahm, und am folgenden Tage in dieser Abweichung fortfuhr. Betroffen über diesen Umstand, beobachtete er sie drei Tage lang mit der größten Aufmerksamkeit, und sah mit Schrecken die Abweichung mehr und mehr zunehmen, je weiter man fuhr. Anfänglich äußerte er nichts von dieser Erscheinung, da er wußte, wie leicht dieses Volk beunruhigt wurde, das ohnehin schon immer ängstlicher wurde, je weiter der Admiral in das unbekannte Meer vordrang. Doch bald hatten auch die Steuermänner die neue Erscheinung an der Magnetnadel wahrgenommen und waren darüber außer sich. Es schien, als ob die Grundgesetze der Natur sich veränderten, wo sie hindrangen, daß sie in eine neue Welt einträten, wo unbekannte Einflüsse regierten. Sie sahen, wie der Kompaß im Begriff stand, seine Kraft zu verlieren, und was sollte ohne diesen Führer in der Wildniß des spurlosen Ozeans aus ihnen werden?

Kolumbus bot seine Wissenschaft und seinen Scharfsinn auf, um mit Gründen der Vernunft gegen ihren Schrecken zu streiten; er sagte ihnen, die Abweichung rühre nicht von einem Truge in dem Kompaß, sondern von einer Bewegung des Nordsternes selber her, der sich um einen unbekannten festen Punkt bewege, seine ungeregelten Bewegungen und Umwälzungen habe. Es gelang dem Kolumbus, die Unruhe seiner Steuermänner zu beschwichtigen, und seine in der That sehr scharfsinnige Erklärung beweist die große Gegenwart des Geistes, mit welcher dieser große Mann allen Widerwärtigkeiten des Augenblicks entgegenzutreten wußte.

Am 14. September wurden die Reisenden durch den Anblick von Gegenständen erfreut, die sie für Vorboten von Land ansahen; ein Reiher nämlich und ein tropischer Vogel, die weiße Bachstelze, von denen weite Flüge über das Meer nicht bekannt waren, umschwebten die Schiffe. In der folgenden Nacht wurden sie durch die Erscheinung eines Meteors mit Grauen erfüllt. Es sah aus wie eine große Feuerflamme, die von dem Himmel ins Meer fiel, in einer Entfernung von ungefähr vier bis fünf Seemeilen. Diese in warmen Klimaten und besonders in den Tropenländern gewöhnlichen Meteore werden immer bei klarem blauen Himmel in jenen Breitegraden wahrgenommen, jedoch niemals unter Wolken. In der durchsichtigen Atmosphäre der dortigen Nächte, wo jedes Licht in seinem reinsten Glanze erscheint, ziehen sie oft einen leuchtenden Schweif nach, der ungefähr 12 bis 15 Secunden dauert, und den man einer Flamme vergleichen kann.

Der Wind war bis dahin günstig gewesen, zuweilen mit vorübergehendem Wolkenhimmel und Regengüssen. Sie hatten täglich weite Fortschritte gemacht, und die Fahrt ward noch günstiger, als sie unter die Passatwinde kamen. Diese Winde, der Sonne folgend, wehen regelmäßig in der Richtung von Osten nach Westen zwischen den Wendekreisen und in einige benachbarte Grade des Weltmeeres übergehend. Die Schiffe brauchten sich nur diesem Luftzuge zu überlassen und wurden ebenso sanft als schnell über das ruhige Meer fortgetrieben, so daß sie mehrere Tage lang kein Segel zu wenden brauchten. Eine wunderbar erfrischende, ja würzige Luft erquickte jetzt die Reisenden, und sie konnten sich nicht genug erfreuen an dem milden, heiteren, sonnigen Wetter, welches in dieser Strecke des Weltmeeres so erfrischend und labend ist ohne große Kühle. Kolumbus konnte jene reinen balsamischen Morgen nur mit denjenigen des Aprils im schönen Andalusien vergleichen.

Sie sahen nunmehr breite Strecken von Pflanzen und Seegras auf der Oberfläche des Wassers schwimmen; die Kräuter trieben alle von Westen her, und vermehrten sich in dem Maaße, als sie weiter schifften. Einige dieser Pflanzen waren solche, die auf Felsen wachsen; andere, die in Flüssen angetroffen werden. Einige waren gelb und verwittert, andere so grün, daß sie erst so eben vom Lande weggetrieben zu sein schienen. Auf einem Gewächs saß ein lebendiger Krebs, den Kolumbus sorgfältig aufbewahrte. Sie sahen ferner einen weißen tropischen Vogel, eine Art, welche nie über Meer schläft. Auch Thunfische spielten um die Schiffe, und einer davon ward von den Matrosen erlegt. Jetzt rief Kolumbus seinen Leuten die Stelle bei Aristoteles ins Gedächtniß, von Schiffen aus Cadiz, welche, an den Küsten jenseits der Meerenge von Gibraltar segelnd, von einem heftigen Ostwinde nach Westen getrieben wurden, bis sie eine Gegend im Ozean erreichten, die mit großen Feldern von Kräutern bedeckt war, welche versunkenen Inseln glich und von Thunfischen umschwommen ward. Er vermuthete in diesem Kräutermeer angekommen zu sein, aus welchem zwar jene alten Schiffer unmuthig wieder umkehrten, welches er aber mit neubelebter Hoffnung als ein Zeichen nahen Landes betrachtete.

Am 18. September war noch immer dasselbe Wetter: ein sanfter stetiger Ostwind schwellte alle Segel, während das Meer, um mit Kolumbus zu reden, so ruhig war, wie der Guadalquivir bei Sevilla. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß das Meerwasser frischer werde, je weiter sie kämen, und er hielt dieß für einen Beweis vorwaltender Milde und Reinheit der Luft.

Das Schiffsvolk war insgesammt in gespannter Erwartung; jedes Schiff strebte dem andern voranzukommen, um zuerst Land zu entdecken. Alonzo Pinzon jauchzte dem Admiral von der Pinta zu, und berichtete, daß er einen langen Zug von Vögeln gesehen habe, und aus einigen Anzeichen am nördlichen Horizont schließe, daß in dieser Richtung Land zu

finden sei. Es war aber nur ein Gewölk im Norden, wie es oft auch über dem Lande lagert; bei Sonnenuntergang nahm es Gestalten und Formen an, welche Viele für Inseln hielten. Der allgemeine Wunsch war, nach dieser Himmelsgegend zu schiffen, Kolumbus aber war überzeugt, daß sie sich getäuscht hatten. Jeder, der eine Seereise gemacht hat, wird sich an die Täuschungen erinnern, die durch Wolken entstehen, welche auf dem Horizonte, besonders um die Zeit des Aufgangs oder Untergangs der Sonne, lagern, und welche das Auge, von der Einbildungskraft und dem Verlangen unterstützt, gern in das langersehnte Land verwandelt. Dieß ist insbesondere innerhalb der Wendekreise der Fall, wo die Wolken bei Sonnenuntergang die seltsamsten Gestalten annehmen.

Am folgenden Tage gab es Nebelregen, aber ohne Wind, und Kolumbus hielt dies für gute Anzeichen; auch kamen zwei Pelikane auf die Schiffe geflogen, Vögel, von denen er bemerkt hatte, daß sie sich selten auf 20 Stunden vom Lande entfernten. Er sondirte daher mit dem Senkblei, fand aber bei einer Länge von 200 Faden *) noch keinen Grund. Er hielt es für möglich, daß sie jetzt zwischen Inseln schifften, welche weit aus einander südlich und nördlich lägen, aber er wollte nicht den vorhandenen günstigen Wind versäumen, um dieselben aufzusuchen. Auch hatte er zuversichtlich geäußert, daß nur dann Land erscheinen werde, wenn man sich in gerader westlicher Richtung halte; seine ganze Unternehmung war auf diese Vermuthung begründet; er besorgte deshalb, allen seinen Glauben und sein ganzes Ansehen bei seinen Leuten zu verlieren, wenn er zu zweifeln und zu schwanken scheine, und seinen Weg mit Querzügen verwirre. Er beschloß daher, kühn den Lauf immer nach Westen fortzusetzen, bis er die Küste von Indien erreichen würde, und lieber auf der Rückreise die etwaigen Inseln aufzusuchen.

Der Muth der Schiffsmannschaft war aber niedergeschlagen, da das Meer sich immer grenzenloser ausdehnte und die Entfernung von der Heimath immer größer wurde. Selbst der günstige Wind, der wie von der Vorsehung gesandt schien, um sie nach der neuen Welt hinüber zu tragen, mit seinem schmeichelnden milden Hauch, wurde nun ein Gegenstand des Schreckens und der Angst, da man sich einbildete, er wehe das ganze Jahr hindurch und mache eine Rückkehr nach Europa unmöglich.

Als sich am 20. September der Wind aus Südwest erhob, machte dies einen günstigen Eindruck auf die Leute, obwohl ihre Fahrt dadurch verzögert wurde. Verschiedene Vögel besuchten jetzt wieder das Schiff; drei davon waren von kleiner Art, wie sie sich in Büschen und Baumzweigen aufhalten. Sie kamen zwitschernd am Morgen an, und flogen am Abend wieder davon. Ihr Gesang war für die Herzen der niedergeschlagenen Seeleute sehr erquickend, und sie bewillkommneten ihn als eine

---

*) Der Faden ist circa eine Klafter = 6 Fuß.

Stimme vom Lande. Der größere Vogel war stark von Schwingen und schien zu größeren Seereisen tauglich zu sein, aber die kleinen Thierchen waren zu schwach, um weit zu fliegen, und ihr Singen bewies, daß sie vom Fluge nicht erschöpft waren.

Den folgenden Tag trat fast gänzliche Windstille ein, und das Meer zeigte wiederum eine Menge von Seepflanzen, die weite Felder bildeten und so in einander verschlungen waren, daß sie die Schiffe am Weitersegeln hinderten. Die Mannschaft fürchtete nun, ganz festzufahren oder auf Felsenriffe, Sandbänke und tückischen Flugsand zu gerathen und — so zu sagen — mitten im Ozean zu stranden. Um diese Furcht zu zerstreuen. ließ der Admiral das Senkblei fallen, konnte aber nirgends Grund finden.

Drei Tage hindurch wehten angenehme Sommerlüfte aus dem Süden und Westen,. und das Meer war so glatt wie ein Spiegel. Ein Wallfisch tauchte mit seinem ungeheuern Rücken in einiger Entfernung auf, welches Kolumbus sogleich für ein gutes Zeichen erklärte indem er versicherte, diese Thiere zeigten sich nur in der Nähe des Landes. Aber dem Schiffsvolk ward bei der Stille des Wetters immer unheimlicher zu Muthe, und die Lage des Kolumbus ward von Tage zu Tage bedenklicher. Als der Wind wieder frisch aus Osten wehte und die Schiffer nach Westen trieb, glaubten sie ihrem Untergange entgegen zu eilen und, wenn die Vorräthe aufgezehrt wären, in der öden Wasserwüste ihr Leben beschließen zu müssen. Wie sollten sie auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen die Rückfahrt bestehen? Warum sollten sie ihr Leben einem ehrgeizigen Tollkopf aufopfern, der blos seine verrückten Ideen verfolge und sich berühmt machen wolle? Die Pläne des Admirals wären von den Gelehrten als nichtig und eingebildet verworfen worden, und alle vernünftigen Leute hätten ihre Mißbilligung an den Tag gelegt. Er habe gar keinen Anhang in Spanien, und sein Untergang würde für die Meisten ein Triumph sein. — So nährte Einer die Unzufriedenheit des Andern, man rottete sich in den verborgenen Theilen des Schiffes zusammen, erst zu zwei und drei, dann zu immer größeren drohenderen Haufen.

Kolumbus merkte die wachsende Meuterei, aber er behielt eine heitere und feste Haltung, indem er die Einen mit gütigen Worten besänftigte, den Ehrgeiz und die Habsucht der Andern reizte und die Widerspenstigsten mit harten Strafen bedrohte, wenn sie irgend Etwas unternähmen, was die Reise hindern würde. Dem, welcher zuerst Land entdecken würde, sicherte der Admiral eine große Belohnung zu. Mit welcher Sehnsucht er selber nach Westen schaute, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Er kam den Tag über fast keine Minute vom Verdeck.

Während Kolumbus, sein Steuermann und mehrere erfahrene Seeleute an der Karte studirten und sich Mühe gaben, ihren jetzigen Standpunkt daraus zu ersehen, wurden sie plötzlich durch einen Schuß von der Pinta aufgeschreckt; und als sie auffahen, erblickten sie den Martin Alonzo

Pinzon auf dem Hintertheil seines Schiffes, wo er mit lauter Stimme schrie: „Land, Land! Senjor, ich bitte um den Lohn!“ Kolumbus warf sich auf die Knie und dankte Gott; Martin Alonzo wiederholte das Gloria in excelsis, worein sein und des Admirals Schiffsvolk laut einstimmten.

Die Schiffer stiegen nun auf den Mastkorb oder kletterten im Takelwerk herum, das Auge nach Südwesten gerichtet; Alle bestätigten die Gewißheit von Land. Die Ueberzeugung wurzelte so fest, daß Kolumbus es für nöthig fand, von seinem gewohnten Wege abzuweichen und nach Südwesten zu steuern. Das Morgenlicht vernichtete aber alle ihre Hoffnungen wie einen Traum. Das begrüßte Land war nur eine Abendwolke gewesen und hatte sich in der Nacht in Luft aufgelöst. Mit schwerem Herzen schlugen sie wieder den Weg nach Westen ein, den Kolumbus nur verlassen hatte, um sich dem Wunsche Aller gefällig zu zeigen.

Mehrere Tage segelten sie fortwährend mit demselben günstigen Winde, bei ruhigem Meer und mildem lieblichen Wetter; die Gewässer waren so still, daß sich die Seeleute damit ergötzten, um das Schiff zu schwimmen; Delphine kamen in großer Menge, und fliegende Fische, die in die Luft sprangen, fielen auf das Verdeck nieder. Die ferneren Anzeichen von Land unterhielten die Aufmerksamkeit der Mannschaft und täuschten sie unvermerkt auf ihrer Bahn.

Am 1. October waren sie nach der Ausrechnung des Steuermanns am Bord des Admiralschiffes erst 580 Seemeilen westlich gekommen, seitdem sie die kanarischen Inseln verlassen hatten, aber die Berechnung, welche Kolumbus heimlich führte, betrug 707. Am folgenden Tage fluthete das Kräuterwerk von Osten nach Westen, und am dritten Tage sah man keine Vögel mehr. Das Schiffsvolk fing nun an zu fürchten, daß sie zwischen Inseln hindurchgekommen und die Vögel von einer derselben zur andern geflogen seien. Kolumbus hegte auch einige Bedenken der Art, allein er wollte doch seinen Lauf nach Westen nicht ändern. Die Leute fingen wieder an zu murren und zu drohen; aber am folgenden Tage wurden sie aufs Neue von Vögelschwärmen heimgesucht und die Anzeichen von Land wurden so mannichfaltig, daß sie aus einem Zustande der Muthlosigkeit in ungeduldige Erwartung versetzt wurden.

Ein Jahrgeld von 30 Kronen war von der spanischen Regierung Dem versprochen, welcher zuerst Land sehen würde. Bemüht, diese Belohnung zu verdienen, schrieen die Schiffer bei der mindesten Veranlassung: Land! Um diesem falschen Lärm ein Ende zu machen, welcher beständig Verdruß erregte, erklärte Kolumbus, wenn irgend Einer so rufen und dann am dritten Tage kein Land erscheinen werde, so sollte er alle fernere Ansprüche auf diese Belohnung einbüßen.

Am Morgen des 7. Octobers bei Sonnenaufgang glaubten Einige von der Mannschaft des Admirals Land im Westen zu erblicken, aber so undeutlich, daß Niemand es laut zu rufen wagte, aus Besorgniß, er möge

sich geirrt haben und damit jede Aussicht auf Belohnung verlieren; aber der Ninja, ein guter Segler, eilte voraus, um die Thatsache festzustellen. Bald darauf wurde eine Flagge an ihrem Mast emporgezogen und eine Kanone abgefeuert, welches das verabredete Signal von Land war. Neue Freude belebte Aller Herzen und jedes Auge wandte sich nach Westen. Als sie jedoch näher kamen, sank ihre aus Wolken erbaute Hoffnung dahin, und ehe es Abend wurde, hatte sich das ersehnte Land abermals in Luft aufgelöst.

Nun sank das Schiffsvolk in desto größere Niedergeschlagenheit, als es sich vorher der freudigsten Hoffnung überlassen hatte. Kolumbus hatte ansehnliche Schwärme kleiner Landvögel bemerkt, die südwestlich flogen, und schloß daraus, sie müßten eines nahen Landes gewiß sein, wo jene Thierchen Futter und Ruheörter fänden. Er wußte, welche Wichtigkeit portugiesische Seefahrer auf den Flug der Vögel legten, denen folgend sie die meisten ihrer Inseln entdeckt hatten. So beschloß er, seinen bisherigen Lauf nach West-Süd-West zu ändern, und dies machte seinen Begleitern neuen Muth. Drei Tage lang segelten sie in dieser Richtung, und je weiter sie kamen, desto häufiger und ermuthigender wurden die Anzeichen von vorhandenem Land. Züge von kleinen bunten Vögeln, einige von der Art, wie sie auf den Feldern singen, schwärmten um die Schiffe her und flogen dann weiter nach Südwest; andere hörte man bei Nacht vorüberziehen. Thunfische spielten in dem ruhigen Meere; man erblickte einen Reiher, einen Pelikan, eine Ente, alle nach der nämlichen Richtung schwimmend. Die Gewächse, welche um die Schiffe her auf dem Wasser trieben, waren frisch und grün, als kämen sie eben erst vom Lande, und die Luft, bemerkte Kolumbus, war so lieblich und balsamisch, wie Aprillüfte in Sevilla.

Das Alles erschien aber der Mannschaft nur wie Täuschungen, die sie ins Verderben zögen, und als sie am Abend des dritten Tages die Sonne an einem küstenlosen Horizonte untergehen sahen, brachen sie in offenen Tumult aus und wollten ihren Führer zur Rückkehr zwingen. Kolumbus hatte bis jetzt fest und kühn Trotz geboten, aber seine Lage ward nun verzweifelt. Zum großen Glück vermehrten sich aber schon am folgenden Tage die Zeichen des nahen Landes so, daß kein Zweifel mehr übrig blieb. Außer vielen frischen Pflanzen, wie sie in den Flüssen wachsen, sahen sie grüne Fische von einer Art, die sich an den Klippen aufhält; ein Dornzweig mit Beeren, erst frisch vom Stamme getrennt, trieb neben ihnen; dann fischten sie ein Rohr auf, ein kleines Brett, und was mehr als Alles war, einen künstlich geschnitzten Stab. Alle Trauer und Widersetzlichkeit ging nun in die fröhlichste Erwartung über, und den ganzen Tag war Jeder darauf erpicht, der Erste zu sein, der das heiß ersehnte Land entdeckte.

Am Abend, als einer unwandelbaren Vorschrift gemäß die Schiffenden das Salve Regina oder das Abendgebet an die heilige Jungfrau gesungen hatten, hielt Kolumbus eine eindringliche Rede an sein Schiffsvolk. Er

pries die Güte Gottes, der sie mit so sanften und ruhigen Winden über den Ozean geführt, der ihre Hoffnungen beständig durch frische Zeichen aufrecht erhalten habe, die sich gemehrt hätten, wie ihre Furcht gewachsen sei, und der sie auf diese Art zu einem verheißenen Lande geführt und geleitet habe. Er halte es für wahrscheinlich, daß sie in derselben Nacht noch das Land erreichten, und schärfte ihnen daher ein, auf dem Vordercastell sorgfältig Wache zu halten. Auch versprach er Demjenigen, der zuerst die Entdeckung machen würde, noch ein sammtnes Wamms zu dem von den Regenten versprochenen Jahrgelde.

Der Wind hatte in diesen Tagen ganz frisch geblasen, die See ging höher als gewöhnlich, und sie hatten weite Fortschritte gemacht. Mit Sonnenuntergang nahmen sie ihren Weg wieder nach Westen und durchfurchten die Wogen in raschem Lauf; die Pinta führte als der beste Segler den Zug an. Die größte Aufregung herrschte in den Schiffen, und kein Auge schloß sich die ganze folgende Nacht. Als die Dämmerung hereinbrach, nahm Kolumbus seinen Stand oben auf dem Castell oder der Kajüte im Hintertheil seines Schiffes. Wie heiter und zuversichtlich auch immer seine Haltung gewesen sein mochte, dieß war immer eine Zeit der peinlichsten Unruhe für ihn, und als er nun von den Schatten der Nacht der Beobachtung seiner Gefährten entzogen wurde, hielt er mit unausgesetzter Aufmerksamkeit Wache, indem das Auge längs dem düstern Horizonte nach dem geringsten Zeichen von Land spähete. Plötzlich, um zehn Uhr, glaubte er in einiger Entfernung ein Licht schimmern zu sehen. Aus Besorgniß, seine ungeduldige Erwartung möge ihn getäuscht haben, rief er den Pedro Gutierrez, Kammerherrn des Königs, zu sich heran und fragte ihn, ob er in der bezeichneten Richtung Licht sehe. Dieser bejahte es. Doch war der Schimmer so ungewiß und vorübergehend, daß Wenige etwas daraus machten.

Sie setzten ihre Fahrt bis zwei Uhr des Morgens fort, als ein Kanonenschuß von der Pinta das frohlockende Signal von wirklichem Land gab. Einer von den Matrosen entdeckte es zuerst; aber die Belohnung ward nachmals dem Admiral zuerkannt, weil er früher das Licht gesehen hatte. Das Land lag deutlich vor ihnen, ungefähr zwei Seemeilen entfernt; man zog daher die Segel ein und ließ die Schiffe langsam treiben, während man mit Ungeduld die Dämmerung erwartete.

So hatte denn Kolumbus sein Werk glücklich vollendet, das Geheimniß des Weltmeers war enthüllt, seine Idee, einst der Spott der Weisen, war zur Wirklichkeit geworden, er hatte sich einen Ruhm erworben, welcher so lange dauern mußte, als die Welt stand.

Es ist schwer selbst für die Einbildungskraft, sich die Gefühle des großen Mannes in diesem begeisternden Augenblicke zu denken. Welch verwirrendes Gedränge von Vermuthungen mag seinen Geist bestürmt haben über dieses Land, welches jetzt im Dunkel vor ihm lag! Daß es fruchtbar war,

zeigten die Gewächse, die von seinen Küsten hergeschwommen kamen. Auch glaubte er in der balsamischen Luft die Wohlgerüche gewürztragender Haine zu athmen. Das von ihm beobachtete Licht hatte bewiesen, daß das Land von Menschen bewohnt sei. Aber wer waren diese Bewohner? Glichen sie denen der übrigen Welttheile; oder waren sie irgend ein fremdartiges, riesenhaftes Geschlecht, womit die Einbildungskraft zu jenen Zeiten alle entlegenen und unbekannten Regionen bevölkerte? War er zu irgend einer Insel weit im indischen Ozean gelangt, oder war es jenes berühmte Cipango selbst, der Gegenstand seiner goldenen Träume?*)

Es war am Morgen eines Freitags, am 12. October 1492, als Kolumbus die neue Welt zum ersten Mal erblickte. Wie der Tag graute, sah er ein ebenes und schönes Eiland von mehreren Meilen im Umfang vor sich liegen; es war sehr frisch und grün und mit Bäumen bedeckt, als sei es nur ein ununterbrochener Baumgarten. Wiewohl Alles in der wilden Ueppigkeit einer ungezähmten Natur erschien, so war doch die Insel augenscheinlich stark bevölkert, denn man sah die Bewohner aus den Wäldern kommen und von allen Seiten nach der Küste rennen, um die Schiffe anzustarren. Sie waren alle ganz nackt, und nach ihren Stellungen und Bewegungen schienen sie in Erstaunen verloren zu sein. Kolumbus gab das Zeichen zum Ankerwerfen und ließ die Boote mit bewaffneten Leuten bemannen. Er bestieg sein eigenes Boot, reich in Scharlach gekleidet und das königliche Banner tragend, während Martin Alonzo Pingon und Vinzent Janjez, dessen Bruder, zusammen in ihren Booten abstießen, jeder das Banner der Unternehmung tragend, welches mit einem grünen Kreuze bemalt war, und auf beiden Seiten unter einer Krone die Buchstaben F. und J., die Anfangsbuchstaben der castilischen Monarchen Ferdinand und Isabella, zeigte.

Als sie sich den Küsten näherten, erfreute sie der Anblick der mächtigen Wälder, die in jenen Klimaten eine ausnehmend reizende Vegetation haben. Sie sahen Früchte von der einladendsten Schönheit, aber unbekannter Art an den Bäumen, welche über die Küste herabhingen. Die Reinheit und Lieblichkeit der Atmosphäre, die Krystallhelle des diese Eilande umspülenden Meeres verliehen ihnen einen wunderbaren Reiz, welcher auf Kolumbus' empfängliches Gemüth den mächtigsten Eindruck machte. Kaum hatte er das Land betreten, so warf er sich auf die Knie, küßte die Erde und dankte Gott unter Thränen der Rührung. Alle folgten seinem Bei-

*) Kolumbus glaubte von Westen nach der Ostküste von Asien gelangen zu können, wo unter vielen kleineren Eilanden die große Insel Cipango (Japan) liegen sollte, die nach der Erzählung des Marco Polo einen Ueberfluß an Gold und Gewürzen enthalten müsse. Da Marco Polo gesagt, daß es zwischen dieser Insel und dem Festlande von kleinen Inseln wimmele (7448 an der Zahl), so meinte Kolumbus zu ihnen gekommen zu sein, als er den Antillen-Archipel befuhr und hier die Menge wohlriechender gewürziger Pflanzen gewahrte.

spiel und alle Herzen strömten über von denselben Empfindungen des Dankes. Kolumbus stand jetzt auf, zog sein Schwert, entfaltete das königliche Banner und nahm feierlich im Namen der castilischen Souveräne Besitz von der Insel, welcher er den Namen San Salvador beilegte. Nach Vollendung aller der nöthigen Formalitäten und Ceremonien forderte er sämmtliche Anwesende auf, ihm den Eid der Treue zu leisten, als Admiral und Vicekönig, der die Personen ihrer Gebieter vorstelle.

Nun äußerten sich die Empfindungen seiner Leute in Zeichen der heftigsten Bewegung. Sie, die sich noch vor Kurzem für Geopferte angesehen hatten, die man dem Verderben entgegenführe, betrachteten sich jetzt als Günstlinge des Glücks und gaben sich dem grenzenlosesten Entzücken hin. Sie drängten sich in überströmender Begeisterung um den Admiral; Einige umarmten ihn, Andere küßten ihm die Hände. Die, welche während der Reise die widerspenstigsten und unzufriedensten gewesen waren, wurden nunmehr die demüthigsten und entzücktesten. Einige baten um seine Gunst bei den zu vertheilenden Reichthümern und Ehrenstellen. Mancher Verworfene, der den Kolumbus zuvor frech beleidigt hatte, kroch jetzt zu seinen Füßen und flehte um Verzeihung, für die Zukunft die unbedingteste Unterwerfung gelobend.

Die Eingeborenen der Insel hatten die Schiffe, als diese in der Morgendämmerung mit eingezogenen Segeln sich um ihre Küsten bewegten, für Ungeheuer gehalten, die über Nacht aus der Tiefe des Meeres aufgetaucht seien. Sie hatten sich am Ufer schaarenweis versammelt und beobachteten die Bewegungen der Schiffe mit grauenvoller Erwartung. Ihr Wenden ohne Anstrengung, das Einziehen und Entfalten ihrer mit riesenhaften Flügeln vergleichbaren Segel erfüllte sie mit Erstaunen. Als sie aber die Boote sich der Küste nahen und eine Anzahl fremder Wesen in blitzendem Stahl und buntfarbigen Kleidern am Ufer aussteigen sahen, da flohen sie bestürzt in ihre Wälder. Sobald sie jedoch bemerkten, daß man weder Miene machte, sie zu verfolgen, noch sie zu belästigen, erholten sie sich allmälig von ihrem Schrecken und näherten sich den Spaniern mit großer Ehrfurcht; sie warfen sich häufig auf die Erde nieder und machten Zeichen der Anbetung. Während der Ceremonie der Besitzergreifung sahen sie in furchtsamer Bewunderung auf die Gestalten, die Bärte, die strahlenden Rüstungen und schimmernden Gewänder der Spanier. Vor Allen zog der Admiral ihre Aufmerksamkeit auf sich, denn seine mächtige Gestalt, sein gebietendes Wesen, sein scharlachnes Kleid und die Unterwürfigkeit seiner Gefährten, Alles verkündete, daß er der Gebieter sei. Als sie sich von ihrer Furcht mehr und mehr erholt hatten, kamen sie zu den Spaniern heran, berührten ihre Bärte und prüften ihre Hände und Gesichter, deren Weiße sie bewunderten. Kolumbus, erfreut durch ihre Einfalt und Sanftheit, sowie durch das Vertrauen, welches sie gegen Wesen zeigten, die ihnen so fremd und furchtbar erscheinen mußten, ließ sie in ihren Untersuchungen durchaus nicht stören.

Die verwunderten Wilden wurden durch diese Güte ganz gewonnen; nun glaubten sie, die Schiffe seien aus dem krystallenen Firmamente herabgeglitten, das ihren Horizont begrenzte, diese Wunderwesen seien Bewohner des Luftreiches, die unmittelbar vom Himmel kämen.

Die Insulaner waren nicht minder ein Gegenstand der Neugierde für die Spanier, da sie wirklich von allen bisher gesehenen Menschenraçen verschieden waren. Ihr Aeußeres versprach weder Reichthum noch Bildung, denn sie waren völlig nackt und mit bunten Farben bemalt. Bei Einigen ging die Zeichnung nur über einen Theil des Gesichts, über die Nase und um die Augen, bei Andern erstreckte sie sich über den ganzen Körper und gab ihnen ein wildes, phantastisches Ansehen. Ihre Haut war von röthlich-gelber ins Kupferfarbene spielender Farbe, und Bärte hatten sie gar nicht. Ihr Haar war nicht kraus, wie bei den neuentdeckten Völkern der afrikanischen Küste unter der nämlichen Breite, sondern straff und dick, theilweis über den Ohren kurz abgeschnitten; doch hinten waren einige Locken gelassen und fielen über die Schulter herab. Ihre Züge, obwohl undeutlich gemacht und entstellt durch das Bemalen, waren angenehm; sie hatten hohe Stirnen und besonders schöne Augen. Sie waren von mäßigem Wuchs und wohlgebaut; die meisten schienen unter 30 Jahren zu sein; nur ein Weib war unter ihnen, ganz jung, unbekleidet, wie sie, und von schöner Gestalt.

Da Kolumbus die Vermuthung hegte, er sei auf einer Insel des äußersten Indiens angekommen, so nannte er die Einwohner mit dem allgemeinen Namen „Indianer", welcher einmal gebräuchlich war, als die wahre Beschaffenheit seiner Entdeckung bekannt wurde, und seitdem auf alle Ureinwohner der neuen Welt überging.

Die Spanier entdeckten bald, daß diese Inselbewohner von Natur gutartig und sanft, äußerst einfach und kunstlos seien. Ihre einzigen Waffen waren Lanzen, an einem Ende im Feuer gehärtet, oder mit einer Spitze von Stein, oder dem Zahn und Knochen eines Fisches. Man sah kein Eisen unter ihnen, auch schienen sie dessen Eigenschaften nicht zu kennen, denn wenn ein bloßes Schwert gezeigt wurde, faßten sie es ohne Argwohn bei der Schneide.

Kolumbus ließ farbige Mützen, Glasperlen, Schellen und andere Kleinigkeiten unter sie vertheilen, welche von den Portugiesen zum Handel mit den Nationen der Goldküste benutzt wurden. Sie nahmen sie als Dinge von unschätzbarem Werth, hingen die Perlen um den Hals, und waren unendlich entzückt über diesen Putz und den Klang der Schellen. Die Spanier blieben den ganzen Tag am Lande und thaten sich gütlich in den herrlichen Hainen der Insel; sie kehrten erst spät am Abend nach ihren Schiffen zurück, höchlich erfreut über Alles, was sie gesehen hatten.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch war die Küste von Eingeborenen ganz erfüllt, alle Furcht vor den Gestalten der Europäer war ver-

schwunden. Einige kamen an die Schiffe, die sie anfangs für Ungeheuer aus der Tiefe des Meeres gehalten hatten, herangeschwommen; Andere ruderten in leichten Barken heran, die sie Kanoes nannten, und aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt hatten, doch geräumig genug, um 40 bis 50 Menschen darin aufzunehmen. Diese handhabten sie geschickt mit ihren Rudern, und wenn sie umstürzten, schwammen sie furchtlos im Wasser wie in ihrem natürlichen Elemente umher, wandten ihre Kanoes mit großer Leichtigkeit, und schöpften dieselben mit Kalabaschen aus *).

Sie zeigten große Begierde, sich noch mehr von dem Spielzeug und Flitterwerk der weißen Männer zu verschaffen, nicht gerade, weil sie ihm einen innern Werth beilegten, sondern weil Alles, was aus den Händen der Fremdlinge kam, in ihren Augen eine überirdische Kraft besaß, als hätten jene es aus dem Himmel mitgebracht. Sie lasen sogar Stückchen Glas und Scherben von irdenen Gefäßen als Dinge von Werth auf. Nur wenige Sachen konnten sie als Gegengabe bieten, blos Papageien, von denen sie eine Menge gezähmt, und baumwollenes Garn, woran sie Ueberfluß hatten, und dicke Ballen von 25 Pfund für die kleinlichsten Dinge hergaben. Sie brachten auch Kuchen von einer Art Brod, Cassava genannt, ein Hauptbestandtheil ihrer Nahrung und nachmals ein wichtiger Proviantartikel für die Spanier. Es wurde aus einer großen Wurzel, Namens Yucca, gemacht, welche sie auf den Feldern bauten. Sie schnitten dieselbe in kleine Stückchen, rösteten oder dörrten selbige, zerdrückten sie durch Pressen und formten sie dann zu einem breiten dünnen Kuchen, den man hart werden ließ und lange aufbewahren konnte, aber jedesmal erst ins Wasser tauchen mußte, um ihn essen zu können. Diese Kuchen waren unschmackhaft, doch nährend; das bei der Bereitung ausgepreßte Wasser aber war ein tödtliches Gift. Sie hatten noch eine andere Art Yucca, welche nicht diese giftige Eigenschaft besaß und als Wurzel gekocht oder geröstet gegessen wurde.

Die Habsucht der Entdecker ward bald durch den Anblick von kleinem Goldschmuck gereizt, den einige der Eingeborenen in den Nasen trugen. Diese tauschten das Gold freudig gegen Glasperlen und kleine Schellen aus, und beide Theile waren mit dem Handel zufrieden, Einer sich über die Einfalt des Andern wundernd. Kolumbus forschte bei den Eingeborenen nach, wo das Gold gefunden werde. Sie antworteten ihm durch Zeichen, indem sie nach Süden deuteten, und er verstand sie dahin, daß in jener Richtung ein König mit einem Ueberfluß an Schätzen lebe, so reich, daß er mit großen Gefäßen von purem Gold bedient werde. Er nahm auch aus ihren Zeichen ab, daß im Süden, im Südwesten und nach Nord-

*) Die Kalabaschen, aus hohen ulmartigen Bäumen geschnitzt, vertreten bei den Indianern die Stelle der Gläser, des irdenen Geschirrs, der Schaufeln und aller möglichen Art von Hausrath.

westen Land zu finden sei, und daß man von letzteren Gegenden häufig südwestlich gehe, um Gold und Edelsteine zu holen, und auf diesem Wege die Inseln besuche, auch wohl die Bewohner derselben davon führe. Mehrere Eingeborene zeigten ihm die Narben von Wunden, welche sie in Gefechten mit solchen feindlichen Eindringlingen erhalten hatten. Ihre eigene Insel nannten sie Guanahani, welchen Namen sie neben dem von San Salvador bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Ungeduldig, die so glücklich begonnenen Entdeckungen weiter zu verfolgen und vor Allem zu dem reichen Lande des Südens zu gelangen, verließ der Admiral die Insel, nachdem er einen Vorrath von Holz und Wasser eingenommen hatte. Er wußte anfangs nicht, welchen Weg er nehmen sollte. Er sah eine große Menge schöner Inseln, grün, eben und fruchtbar, die ihn in verschiedenen Richtungen einluden. So kreuzte er mehrere Tage lang zwischen den Bahamainseln, landete auf mehreren, und ward überall entzückt von dem üppigen Pflanzenwuchs, dem frischen Grün der Wälder und der gewürzhaften Luft. Aber keins der Eilande schien ihm wichtig genug, eine Niederlassung darauf zu gründen. Eine besonders reizend gelegene Insel nannte er, seiner Königin zu Ehren, Isabella. Hier ward er einige Tage festgehalten durch widrige Winde und durch Windstille, von starken Regengüssen begleitet, die seit seiner Ankunft auf den Inseln mehr oder weniger angedauert hatten. Es war die Zeit der Herbstregen, die in diesen heißen Klimaten der brennenden Hitze des Sommers folgen, in der zweiten Hälfte des Augustmonats beginnen und bis zum Monat November anhalten.

Endlich am 24. October um Mitternacht lichtete er die Anker, und nachdem er eine Gruppe kleiner Inseln angetroffen und durch den Bahamakanal gesegelt war, kam er am Morgen des 28. Octobers auf der Höhe der Insel Cuba an.

Als er sich dieser ansehnlichen Insel näherte, erstaunte er über das Großartige ihrer Umrisse, über ihre hohen luftigen Berge, welche ihn an die Gebirge von Sicilien erinnerten, über die fruchtbaren Thäler und langgestreckten Ebenen, von ansehnlichen Strömen durchschnitten, über die herrlichen Waldungen, dann über die kühnen Vorgebirge und gestreckten Plateaus, welche bis in die weiteste Ferne verschwanden. Er warf Anker in einem schönen Fluß, ohne Klippen und Untiefen, von durchsichtigem Wasser, und die Ufer von Bäumen beschattet. Hier stieg er ans Land und nahm Besitz von der Insel; er gab ihr den Namen Juana, dem Prinzen Juan zu Ehren.

Bei der Ankunft der Schiffe waren zwei Kanoes von der Küste abgestoßen, aber als die Insulaner das Boot herankommen sahen, welches den Grund zum Ankern untersuchte, flohen sie mit Schrecken davon. Der Admiral besuchte zwei Hütten, welche die furchtsamen Bewohner verlassen hatten. Sie enthielten nur dürftigen Hausrath; ein paar Netze aus Fasern

von Palmen geflochten, Angeln und Harpunen von Knochen, noch einiges Fischergeräth und einen Hund von derselben Art, wie er sie auf den kleineren Inseln angetroffen hatte, die niemals bellen. Er befahl, daß Nichts hinweggenommen oder von seiner Stelle gerückt werden solle, und kehrte dann in das Boot zurück, um den Fluß weiter hinauf zu fahren. Die Waldung, welche beide Ufer bedeckte, bestand aus Bäumen von weitem Umfang und ansehnlicher Höhe. Einige trugen Früchte, andere Blüthen, andere Beides zugleich; unter ihnen waren viele Palmen, aber verschieden von denen in Spanien und Afrika; mit ihren großen Blättern waren die Hütten der Indianer gedeckt.

Kolumbus überzeugte sich immer mehr, daß er in einer neuen Welt sich befinde, und in seinem Tagebuche kann er nicht Worte genug finden, die Schönheit des Landes zu preisen. Diese üppigen und heißen Klimate haben einen einzigen Glanz, eine wundersame Mannichfaltigkeit und Uepigkeit der Vegetation. Das Grün der Haine und die Farbe der Blumen und Blüthen erscheint dem Auge vermöge der durchsichtigen Klarheit der Luft und der tief klaren Bläue des Himmels in den lebhaftesten Tinten. Die Wälder sind voll Leben, von Vögeln mit herrlichem Gefieder durchschwärmt. Papageien und Spechte in vielfarbigem Gemisch werfen einen bunten Schimmer über das grüne Laubwerk der Haine, und Kolibris schweben gleich belebten Theilen eines Regenbogens von Blume zu Blume. Hochrothe Flamingos werden zuweilen durch eine Oeffnung des Waldes auf einer entfernten Savannah erblickt, sie haben das Ansehen von Soldaten, die in Bataillons anrücken, und stellen einen vorausgehenden Führer zur Wache, um bei drohender Gefahr ein Zeichen zu geben. Nicht die unbedeutendste Seite der belebten Natur ist das Gewimmel von Insekten aller Art, die auf den Pflanzen leben, und herrliche Flügeldecken entfalten, welche dem Auge gleich kostbaren Gemmen entgegen schimmern.

Die Fische, welche das Antillenmeer im Ueberfluß enthält, waren dem Kolumbus ebenso fremd, als die meisten andern Dinge dieser neuen Welt. Sie wetteiferten mit den Vögeln in tropischem Farbenglanz; von einigen strahlten die Schuppen das Sonnenlicht gleich köstlichen Edelsteinen zurück; wenn sie um die Schiffe spielten, warfen sie den Schimmer von Gold und Silber durch die klaren Wellen, und die Delphine, die man aus ihrem Elemente zog, ergötzten das Auge mit schillerndem Wechsel der Farben.

Thiere des Feldes sah man nicht auf diesen Inseln, außer Eidechsen, die stummen Hunde, eine Art Kaninchen, von den Eingeborenen Utia genannt, und Guanas. Die letzten wurden von den Spaniern mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, denn sie hielten sie für böse und giftige Schlangen, aber es waren ganz unschuldige Thiere, die von den Indianern als große Leckerbissen verspeist wurden.

Als die Reisenden an der Küste der Insel hinfuhren, wurden sie überrascht von der Durchsichtigkeit des Meerwassers. Man konnte wie

in einem krystallhellen Brunnen bis auf den Grund sehen, und die Indianer tauchten fünf Faden tief unter, um die Muscheln zu holen, in denen die kostbarsten Perlen sich befinden. Aus dem Grase, welches am Rande des Meeres wuchs, schloß Kolumbus auf die friedliche Ruhe des Ozeans, der diese Inseln sanft umspüle und niemals die Küsten mit zornigen Wogen peitsche. Seit seiner Ankunft auf den Antillen hatte er nur stilles, mildes Wetter gehabt, und er zog daraus den Schluß, daß eine ewige Heiterkeit über diesen glücklichen Meeren schwebe. Aber es war ihm noch vorbehalten, die Stürme zu erleben, die oft mit gräßlicher Wuth hier hausen.

Cuba war dem Kolumbus wie ein Elysium aufgetaucht. Es ist das reizendste Inselland, so schrieb er, welches je ein Auge erblickt hat, reich an trefflichen Häfen und tiefen Flüssen. Das Klima ist gemäßigter, als auf den andern Inseln, die Nächte sind nicht kalt, und die Vögel und Heimchen zirpen die ganze Nacht hindurch. Es liegt wahrlich ein Zauber in den Nächten der Tropenländer, in der tiefen Bläue des Himmels, in dem hellen Glanz der Sterne und in der leuchtenden Klarheit des Mondes, welcher der reichen Landschaft und den balsamischen Hainen Reize verleiht, die mächtiger sind als die Pracht des Tages.

Die Schiffe segelten nordwestlich immer an der Küste der Insel fort; am 1. November, bei Sonnenaufgang, sandte der Admiral zwei Boote ans Ufer, um einige indianische Kabanen zu besuchen; aber ihre Bewohner flohen in die Wälder. Zwei Matrosen wurden ihnen nachgeschickt, um das Innere der Insel zu erkunden. Diese fanden das Land wie überall höchst fruchtbar, aber die Bewohner arm, und wurden von denselben nach Süden gewiesen, zu einem Lande „Bohio", wo Edelsteine und Gold in Menge wären.

Kolumbus hielt dieses Land für eine nahe Insel, die Insel Cuba selbst aber für das Festland von Asien, dessen Küste weiter zu verfolgen er nun aufgab. So steuerte er denn in den ersten Tagen des Dezember von der östlichen Spitze Cuba's ins weite Weltmeer nach Südost, und bald entdeckte er neues Land, welches vor dem Auge immer größer und ausgedehnter wurde, indem sich seine hohen Berge an dem reinen Horizont aufthürmten und die deutlichen Wahrzeichen einer Insel von großer Ausdehnung wurden. Als man näher kam, bewiesen die angebauten Felder, die vielen Feuer bei Nacht und die Rauchsäulen, die bei Tage aus den verschiedensten Gegenden aufstiegen, daß die Insel gut bevölkert sei. Am Abend des 6. Dezember lief Kolumbus in einem Hafen am westlichsten Ende der Insel ein, einer von den schönsten Inseln der Erde mit den friedlichsten Bewohnern, die aber dazu bestimmt war, die gräßlichsten Scenen des Unfriedens und der Unmenschlichkeit zu erleben. Sie ward Hispaniola — Kleinspanien — genannt, und auf ihr die erste Colonie gegründet, das erste Fort erbaut und die tyrannische Oberherrschaft der weißen Race über

die Rothhaut begründet. Die Neue Welt war auf Guanahani gefunden, die neue Geschichte begann auf St. Domingo.

---

3. Der Marannon und seine Ufer*).

Nach seiner Vereinigung mit dem Ucayale, den man seiner Größe willen den Hauptstrom nennen möchte, erlangt der Marannon ein wahrhaft majestätisches Ansehen. Wenn man diesen Amazonenfluß hinunterfährt und ein Hundert Meilen nach dem andern Hundert zurückgelegt hat, so ermüdet das Auge endlich über die Gleichförmigkeit der Landschaft, die Tage lang immer dieselbe bleibt — aber das geistige Interesse nimmt zu, je mehr diese Erscheinungen anwachsen, sich vergrößern und die Größe und Erhabenheit einer Natur offenbaren, die nur mit dem Maaßstabe des Ungeheuern sich messen läßt.

Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch hoch bewaldeten Inseln dahin fließt, oder ungetrennt in ein seegleiches Becken sich ausdehnt; ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen, in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht, das sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgends eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt, daß man nur nach ein oder zwei Tagereisen einmal ein ärmliches Dorf erreicht, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr zu unterscheiden sind; — allein über das Ganze spannt sich ein reiner wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht allenthalben sich mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsetzt und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Kühl ist dann die Luft, und das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft von dem Thaue der Nacht, als sei so eben ein heftiger Platzregen gefallen. Um diese Zeit ist höchst selten irgend ein Luftzug bemerkbar, denn die Regelmäßigkeit der östlichen Winde ist in den höheren Regionen des Stromes bei weitem nicht so groß, als in den Provinzen, die seiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeuges oder dem dumpfen Rauschen abzunehmen, welches sie bei ihrer Ankunft an eins der natürlichen Verhaue auf halb versunkenen oder überschwemmten Inseln hervor-

---

*) Nach Eduard Pöppig.

bringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Zahl von Thieren ins Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des Tagesgestirns bemerklich; denn meist sind die Bewohner der Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen, oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher erst den Sonnenstrahlen längere Zeit aussetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Baumgipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indianers als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, welche wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören, allein dem freudig erregten Beobachter dieser erhebenden Naturscenen in solchen Augenblicken nur wie Opfer des Dankes erscheinen, die ein jedes der lebenden Geschöpfe auf seine Weise dem Geiste des Weltalls darbringt. Die meisten Thiere fliehen in jener Stunde die niedrigsten Stellen der Waldungen, denn die eigenthümliche Ausbreitung vieler tropischer Bäume in breite platte Kronen bringt eben so viele Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß auf demselben stets eine ausnehmende Kühle herrscht, die nur des Mittags angenehm ist. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Die Paupis*) flattern schwerfällig von Ast zu Ast, bis auf die gewünschte Höhe, die sie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen. Auf den weiß gebleichten blattlosen Gliedern eines Riesenstammes, den der Blitzstrahl tödtete, oder die Angriffe der Insekten zum Vertrocknen brachten, sitzen Schaaren der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen, unbeweglich, bis sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern, langsam nach einer Seite wenden. Selbst der Anblick eines Kahns oder einer Gruppe lagernder Menschen, denen sie in den spätern Stunden sich mit widerlicher Kühnheit und mit diebischer Absicht nahen, vermag sie nicht zum Flug zu bringen. Selten steht ein kolossaler Storch oder Touyouyou, wie in tiefe Gedanken versunken, schon zeitig am Flußufer; der genügsamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang gewiß, nehmen auch sie erhabene Stellungen ein, und vor Allem herrlich ist der Anblick der dichten dunkelgrünen Baumkronen, von denen die Schaaren ruhender schneeweißer Reiher wie eben so viele Festkerzen scharf sich abzeichnen. Auch die Geschöpfe der geringeren Ordnung theilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indianer sie leicht mit Wurfspieß oder

---

*) Eine große schöne Hühnerart in Südamerika.

Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweis hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ozean an die Scenen der gegenseitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den milderen Breiten dem Seereisenden so vieles Vergnügen gewähren, und jeder Zeit die langweilige Fahrt höchst angenehm unterbrechen.

Noch liegen niedrige und dünne Nebelstreifen, nicht den unfreundlich düsteren Decken des Nordens, aus denen sich Unwetter entwickeln, sondern dem durchsichtigen Schleier zu vergleichen, der ein kostbares Gemälde überzieht, über der Landschaft; — sie weichen, in dem Luftstrom zerschmelzend, der die Richtung der Gewässer befolgt, und leise in den späteren Morgenstunden an der Oberfläche des Flusses weht, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höheren Leben ergriffen sei, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüthen, der späterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thätigkeit; sie sind die unangefochtenen Besitzer des weiten Reiches, in welchem der Mensch noch keine bleibende Stätte sich begründet hat. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so unbekannt mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Furcht zu veranlassen. Wolken von schwarzköpfigen Möven sind, wie am Strande des Meeres, mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Heerde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze*) furchtbar ist, bald von den kleinen Sagrinchen, die von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt und in beständiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit sich retten. Um 9 Uhr herrscht auf diesem Naturtheater das geschäftigste Leben, begleitet mit den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit den zahlreichen Theilnehmern des Dramas entlockt. Nur der Indianer vermag einzelne Stimmen aus diesem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchst selten ein menschlicher Laut sich einmischt. Viele Tage vergehen, ehe einmal der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer anderen Gesellschaft von Reisenden verkündet; und eben so wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit umsonst nach einem Fahrzeuge umherspähet, das nur der kundige Seemann am fernen Horizonte sieht, eben so entgeht ihm auf diesem Flusse sehr leicht der kleine Kahn, der mit braunen Indianern angefüllt, von den tief herabhängenden Aesten beschattet, langsam gegen die ruhigere

*) Der Jaguar (Felis onca — l'once) in Südamerika ist fast eben so groß und stark als der Tiger.

Strömung des Wassers aufwärts geht. Am Lande selbst wird noch mancher Laut vernehmlich und manches Leben sichtbar. Unübersehbare Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorito, der nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirn ausgezeichnet, der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, wenn er jung eingefangen wird, — haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Helikonien des Ufers das Geräusch eines Schloßenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Iririmapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Ara*), der beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Nestloche zu erweitern, aus welchem jedoch der ellenlange Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, denn nur eine einzige, die strohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbaue**) zu zerbrechen, was ohne Mühe und Lärm geschieht, aber dem Vogel einen ätzenden Geruch mittheilt, der selbst der ausgestopften Haut noch nach Jahren anhängt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein sumpfigeres Land vermuthen lassen, ein Geräusch, dem eiligen Herannahen einer Reitertruppe vergleichbar. Die zahlreichen Heerden wilder Pekaris bringen es hervor, indem sie den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insekten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das schwarze Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. Doch erfordert es Vorsicht, sie zu beschleichen; denn nicht immer fliehen sie vor dem Jäger, und alte Eber treiben selbst die Onze auf die furchtbar stachligen Palmen hinauf.

Inzwischen nahet der Mittag. Die Sonne wirkt dann selbst für tropische Wesen zu heftig, Alles eilt dem tiefen Schatten zu, viele Geschöpfe, besonders die Vögel, verfallen in tiefen Schlaf, und eine neue allgemeine Ruhe tritt ein. Keine Wolke zieht über das Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Baumkronen zittern unter dem senkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel herrscht näher am Boden, wo dann höchstens ein Schmetterling oder Kolibri umher gaukelt. War der Horizont des Stromes nach abwärts, da wo er gradlinig und insellos hinströmt, schon des Morgens nicht immer deutlich, so verschwindet er ganz um diese Zeit. Die Strahlen der Sonne brechen sich dann auf so besondere Weise, daß bisweilen die Luftspiegelung der Seeküsten eintritt, und die langen Reihen von Palmen verkehrt erscheinen. Zuweilen gewahrt man auch bloß diese und jene Baumkrone in fernen Dunst gehüllt, und von dem Spiegel des

*) Die Aras bilden eine zahlreiche Gattung unter den Papageien, die sich durch lange Schwänze auszeichnen.

**) Die Termiten (auch weiße Ameisen genannt) leben in den Tropenländern in zahllosen Gesellschaften. Die Wohnungen einiger Arten erheben sich pyramidenförmig über den Boden und bilden eine Art Thurm mit vielen Gängen.

mächtigen Stromes durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden. Fische und Wasservögel sind verschwunden; nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da, wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen schaarenweise die greulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Scene wie am frühen Morgen. Denn zum zweiten Mal eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine allgütige Hand für sie besetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn ein Ungewitter sich bildet, was mit unbeschreiblicher Schnelligkeit geschieht. Das Geheul der Myceten*) und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möven und die sichtbare Angst aller Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während noch kein Luftzug sich rührt; aber wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter einem wolkenbruchartig herabstürzenden Regen sich folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indessen zürnt hier die Natur nur kurze Zeit. Die Wolken brechen, und einer besseren Heimat gleich, zu der die Seele vom Irdischen entbunden auf freier Schwinge sich dereinst erheben wird, strahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht mit ihrem Sternenkranz Wald und Strom bedeckt.

— Mit der Schnelligkeit des Marannon, die in der trockenen Jahreszeit gewöhnlich über vier englische Meilen in der Stunde beträgt, schwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine besonderen Gefahren zu drohen schienen. Nur um dem allgemeinen Wunsche nach einem völlig sorgenfreien Schlummer zu entsprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weit ausgedehntes Sandufer (Playa) sich zeigte. Vorsichtig befestigten wir das Fahrzeug, und errichteten in der Mitte der Wildniß das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu diesem eine Insel, da die größere Entfernung vom Urwald Sicherheit vor den Raubthieren verspricht, auch die oft überschwemmten pflanzenlosen Uferstrecken reinlich und luftig sind und einen weiten Umblick erlauben. Der Indianer braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuschaffen; denn stets setzen sich auf der obersten Landspitze riesengroße Baumstämme fest, die mit den Fluthen herabkamen, vielleicht sechs Monate später von Neuem emporgehoben die Reise wiederum antreten, und — obschon am Fuße der Anden erwachsen — die Reise nach den traurigen Gegenden des

*) Brüllaffen — mit langen Wickelschwänzen, meist schwarzen Zähnen und einem knöchernen Sack an der Kehle, durch den sie die weithin schallenden unharmonischen Töne hervorbringen.

Nordpols unternehmen, wohin die Meeresströmung sie treibt. Gern zündet der Indianer aus Muthwillen das gesammte Bollwerk an, und es begiebt sich wohl, daß, wenn die Gluth in unerwarteter Richtung vorschreitet, die ganze Gesellschaft auf das Eiligste zum Fahrzeug entfliehen muß, und sich glücklich preisen kann, wenn sie ohne Verlust ein anderes Lager erreicht, während die Gluthsäule noch lange über den Urwald emporlodert. Fallen solche wilde Scherze selten vor, so zündet dagegen der Eingeborene öfters am Ufer ein Feuer an, sicher, in wenig Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben. Die Onze treibt aber dieselbe Jagd, und deshalb entfernt sich der Indianer nie allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Fast jede Landung auf solchen Inseln trägt Vorrath für die Weiterreise ein; die gefangenen Amphibien werden auf dem Flosse angebunden, wo sie im Genuß des Wassers und Schattens noch lange fortleben. Kaum ist das am Orte selbst mit geringer Mühe erlangte Abendessen verzehrt, so plätschern auch schon die Indianer nach unveränderlicher Gewohnheit im Wasser, und wenn noch ein Baumstamm zum Wachtfeuer hingewälzt ist, strecken sich alle in eine Reihe unter den schwarzgefärbten Toldos aus, welche auf dem weißen Sande wie eben so viele Särge erscheinen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Eingebornen in den schweren Schlaf gefallen sind, der ihrer Race eigenthümlich ist. Den Europäer aber fliehet der Schlaf unter Umgebungen von solcher Erhabenheit und Herrlichkeit. Die Seele wird betroffen von einem unsagbaren Etwas, das zum Nachdenken auffordert. Leise brechen sich die Wellen am Sandufer, kein Laut stört die Stille der Nacht, bloß die Feuer knistern. Nur zuweilen vernimmt man das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stroms. Auch am Himmel herrscht dieselbe erhabene Ruhe, denn keine vorübergleitende Wolke verdeckt die ewigen Bahnen der still herabglänzenden Sterne. Auf einmal rauschen die Gewässer in der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahin wälzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe sich zu entwickeln scheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der monderleuchteten Wasserfläche. Scheu flüstern die erwachenden Indianer, denn sie halten eine riesige Amphibie für die Hervorbringerin der unheimlichen Erscheinung. — Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum ersten Male unterbrochen, denn verschiedene Thierstimmen werden dann laut. Sie verkünden die Stunde, wie die Indianer sagen, und lassen von da an sich in ziemlich regelmäßigen Zwischentönen hören. Der Ruf wiederholt sich häufiger, je näher der Morgen rückt; allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann.

Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so ohne Beschwerde und sicher; denn manche Inseln sind so mit Stechmücken (Mos-

kitos) erfüllt, daß es da Niemand aushalten kann, und andere Male bringt das Knurren der herumstreifenden Onzen oder das Sichtbarwerden herbeikriechender Krokodile, die keineswegs das Feuer fürchten, die ganze Gesellschaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; denn sehr selten zeigt sich hier ein Krokodil, und die Insekten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer fort getragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langsam fort, während außer dem Wächter Alles in Schlaf versinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonenstrome eigen sind. An jenen Verhauen von Stämmen, die sich auf den Landspitzen festsetzen, bricht sich das Wasser mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferstrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabsinken. Verloren ist der Kahn, der zwischen die schwankenden Stämme geräth, die halb versunken, allein am Boden wohl befestigt, und ihre Aeste in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Zweimal gerieth, vom Strome ergriffen, dem unser Rudern nicht zu widerstehen vermochte, unser Floß in solche Palisados, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies sich auch die Festigkeit des Baues, so blieb doch viele Furcht vor solchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in einer Wildniß zurück, wo der Schiffbrüchige unrettbar verloren gewesen wäre, wofern er nicht zufällig ein nahes Indianerdorf erreicht hätte.

Die Schönheit der Nächte lohnt jedoch die Mühe des Wachens, wenn sorglos Alles schläft. Es liegt ein eigener großer Reiz in dem Gefühle, auf einer Bahn sich zu befinden, die man nicht einmal durch fremde Berichte kennt, ohne schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit und unbekümmert um die Zukunft auf einem Strome hinzuschwimmen, wo bald der eine, bald der andere Arm das Fahrzeug mit sich führt, das doch sicher ist, von dem Theil zum mächtigen Ganzen zurückzukehren.

---

4. Der Landbau und die Landschaft in der heißen Zone*).

Unsere nährenden Grasarten in Europa: Weizen, Roggen und Gerste, decken ausgedehnte Landstriche, und die bebauten Felder berühren einander nothwendig überall, wo die Völker sich von Getreide nähren. Unter der heißen Zone, wo der Mensch sich Pflanzen aneignen konnte, die ihm viel reichere und minder zögernde Ernten liefern, verhält sich das anders. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens steht in diesen glücklichen Erdstrichen

*) Humboldt und Bonpland a. a. O.

im Verhältniß mit der Wärme und Feuchtigkeit der Atmosphäre. Eine zahlreiche Bevölkerung findet auf einem nicht großen, mit Pisang, Manioc, Yamswurzeln und Mais bepflanzten Erdreiche überflüssige Nahrung. Die vereinzelt im Walde stehenden Hütten bezeugen dem Reisenden die Fruchtbarkeit der Natur; ein kleines urbar gemachtes Stück Land reicht nicht selten für die Bedürfnisse mehrerer Haushaltungen aus.

Diese Betrachtungen über den Landbau der heißen Zone erinnern unwillkürlich an die engen Verhältnisse, die zwischen dem Umfang des urbaren Landes und den Fortschritten der Gesellschaft bestehen. Dieser Reichthum des Bodens, diese erhöhte Kraft des organischen Lebens hemmen, während sie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwiederum die Fortschritte der Völker zur Civilisirung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Mensch das einzige Bedürfniß der Nahrung. Dieses ist es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man sieht leicht, wie mitten im Ueberfluß, im Schatten des Pisangs und Brodbaumes die Geisteskräfte sich langsamer entwickeln, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Mensch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat.

Bei einer allgemeinen Uebersicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch Wälder getrennt ist, oder sich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältniß der Bevölkerungszunahme, sondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa schließen wir aus dem Verhältniß der Landescultur auf die Zahl der Einwohner; hingegen in den Tropenländern, im wärmsten und feuchtesten Theile von Südamerika erscheinen sehr bevölkerte Provinzen fast öde, weil der Mensch für seine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen braucht. Diese bemerkenswerthen Umstände haben gleich wesentlichen Einfluß auf die physische Gestaltung des Landes und auf den Charakter seiner Bewohner: sie ertheilen beiden einen eigenthümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes, und eine Natur verräth, deren Urbild durch die Kunst noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und fast alles menschlichen Umganges entbehrend, bildet jeder Colonistenhaushalt einen vereinzelten Völkerstamm. Diese Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortschritte zur Sittigung, deren Wachsthum nur in dem Verhältnisse stattfinden kann, wie die Gesellschaft sich vermehrt und ihre Verhältnisse inniger und mannichfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt hinwiederum auch die Einsamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit im Menschen, und es wird durch sie jener Charakterstolz genährt, welcher von jeher die Völker des castilianischen Stammes auszeichnete.

Diese nämlichen Ursachen tragen dazu bei, der Landschaft in den bevölkertsten Gegenden des amerikanischen Aequinoctiallandes ein wildes Aussehen zu ertheilen, das sich in den gemäßigten Erdstrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwischen den Wendekreisen bedürfen

die landbauenden Völker nur kleineres Erdreich; der Mensch dehnt seine Herrschaft weniger aus — man möchte sagen, er erscheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Erdoberfläche verfügt, sondern als reisender Gast, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. Wirklich bleibt, sogar in der Nähe der bevölkertsten Städte, das Land mit Wäldern bedeckt, oder von einem dichten Teppich, den noch keine Pflugschar durchschnitten hat, überzogen. Die wild wachsenden Pflanzen sind vorherrschend, ihre Masse erhält das Uebergewicht gegen das Angebaute und ertheilt ausschließlich der Landschaft ihre Gestaltung. Wahrscheinlich wird dieß Verhältniß nur sehr langsam sich ändern. Wenn in unsern gemäßigten Erdstrichen der Landbau, d. i. der Anbau der Cerealien, eine traurige Einförmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur erhalten wird, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verliehen. So äußern demnach, durch eine merkwürdige Verkettung physischer und sittlicher Ursachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge: auf das gesellschaftliche oder vereinzelte Leben der Familie, auf den mehr oder minder langsamen Fortschritt der Sittigung, und auf den eigenthümlichen Charakter der Landschaft.

5. Ein Besuch auf Ceylon*).

Am 13. November gelangten wir nach einer glücklichen Fahrt über Aden im Hafen von Ponte Galle an, und sahen das paradiesische Eiland vor unserm Blick entfaltet. Ein großes Gedränge von Eingeborenen in allen möglichen Costumen empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Mousselintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über den Leib unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft. Die Leute der höheren Kaste zeichneten sich durch ein kurzes holländisches Jäckchen und ein großes, wie ein Unterrock aussehendes, um die Beine geschlungenes ostindisches Taschentuch aus. Der große Kamm vom feinsten Schildpatt hielt die über den Kopf sauber zurückgekämmten Haare, welche nach Weiberart in einen Zopf zusammengeflochten waren. Von Natur klein und schwach gebaut, sahen sie etwas weibisch aus. An ihre glänzende kaffeebraune Hautfarbe gewöhnt man sich bald, und findet zuletzt sogar die zarten Gesichter und

*) Dr. Wilh. Hoffmeister's Briefe aus Griechenland, Aegypten, Ceylon und Indien, nebst einem Vorwort von Karl Ritter. Herausg. von Dr. A. Hoffmeister. (Braunschweig 1847.)

die großen schwarzen Augen der eigentlichen Cinghalesen ganz hübsch. Von ihnen unterscheiden sich wesentlich die Malabaren durch eine mehr graubraune Hautfarbe, stärkeren Knochenbau, platte Nase und ihr kurzes, oft zottiges Haar, welches geschoren und nie in einen Zopf geflochten wird. Sie sind meist sehr häßlich. Es waren unter der bunten Menge auch einige Gentlemen uralter portugiesischer und holländischer Abkunft. Die alterthümlichen Costume, in denen sie einherhingen, waren höchst sonderbar; denn sie bestanden aus einer barettähnlichen Kopfbedeckung, reichlich bis zum Ellenbogen aufgeschlagenen goldbesetzten Jacken mit ungeheuern Knöpfen und den einfachen, die Beinkleider ersetzenden ostindischen Taschentüchern; große Ohrringe und eine Menge Fingerringe verriethen Wohlstand. Der größte Theil dieser Bevölkerung, so nackt auch die meisten, namentlich die Jüngeren, gingen, deren ganze Bekleidung aus einem um die Hüften geschlungenen Bindfaden bestand, war mit Sonnenschirmen chinesischer Fabrik von lackirtem Papier mit Bambus versehen. Wir drängten uns, von allen Seiten angestaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte holländische, vom Moose grün gewordene Thor und diesem gegenüber den Ort unserer Bestimmung, ein offenes einstöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude alterthümlichen Aussehens, mit einem Hahn und der Jahreszahl 1687 über dem Eingange. Es war das Königinhaus oder Regierungsgebäude. Das Innere enthielt große mit Steinen gepflasterte Räume, von denen drei für uns bestimmt waren. Sie waren von beiden Seiten nach der inneren und äußeren Galerie mit Thüren versehen, die zugleich die Stelle der Fenster vertraten, und enthielten nichts als große mit Mousselinvorhängen umgebene Bettstellen von acht Fuß im Quadrat.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem offenen luftigen Quartier ins Freie. Welche Pracht von rothem und gelbem Hibiskus, welcher dichte schöne Sammetrasen, wie ich ihn seit England nirgends sah! Hier die prächtige Plumieria mit dem durchdringend süßen Geruch, dort ragten Bananen von riesiger Höhe, Papay- und Brodfruchtbäume über die Mauer. Wir stiegen eine von ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe in den 20 Fuß tiefer liegenden Baumgarten, eine von unzähligen Thieren belebte Wildniß, hinab. Zwischen dem hohen Grase, das von langschwänzigen grünen Eidechsen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit und eine Menge rothblühender Balsaminen. Dort standen Brodfruchtbäume mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und centnerschweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten; der zierliche Papay mit dem regelmäßig kegelförmig karrirten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenschirm und dicke Fruchttrauben darunter. Die Früchte gleichen einer kleinen Melone. Hier fanden sich Pisangbäume (Musa paradisiaca), überall in Indien Bananen genannt; ihr rohrartiger, dicker, saftiger Stamm trägt die acht Fuß langen Blätter aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer kann

sich denken, daß dieser fußdicke Stamm von 20 Fuß Höhe mit seinem üppigen Wuchse eine einjährige Pflanze ist! Die Früchte stehen in dicken regelmäßigen Trauben an den Blattachseln; jeder Fruchtstiel enthält etwa zehn Reihen solcher Früchte und deren wohl zwanzig bis dreißig in einer Reihe. Diese schön gelben und grünen Früchte sehen äußerst reizend aus zwischen dem frischen großen Laube; auch sind sie hier viel köstlicher als die, welche wir in Cairo jeden Mittag hatten. Die Bananen sind wohl vier Zoll lang, und enthalten unter einer weichen lederartigen Haut ein sehr mildes, fast schleimig süßes Fleisch, ganz ohne Kerne und Samen. Der Brodfruchtbaum aber trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volke, allenfalls gekocht, gegessen werden; bei völliger Reife enthalten sie zwischen vielen Kernen eine äußerst scharfe Milch. Wir haben nie davon gegessen; aber gewiß sind die Lobeserhebungen vieler Reisenden, als ob Nichts der Brodfrucht gleich komme, unwahr. Die Papayfrucht gleicht einer Melone, hat auch ein ähnliches gelbes, bei voller Reife röthliches Fleisch, nur macht ein eigenthümlicher, nicht Allen angenehmer Beigeschmack von Kapuzinerkressen-Samen, daß sie gegen die Menge der anderen ausgezeichneten Früchte zurücksteht. Nach der Quelle eines süßen, fast betäubenden Wohlgeruchs spähete ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig ästigen, fast über zwölf Fuß hohen Baum mit langen schmalen Blättern und weißen großen Oleanderblüthen für die Ursache erkannte; es war die Plumieria, ein heilig gehaltener Baum, der gewöhnlich durch eine steinerne Einfriedigung beehrt wird. Daneben fand ich einen unscheinbaren Baum, der braune Blüthentrauben und grüne, Gurken ähnliche Früchte dicht am Stamme trug. Ich biß hinein und fand concentrirte Säure. Es war der Bilimbing.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, schwere Luft, die feenartige Beleuchtung, streifig, aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen Wohnungen, welche nach holländischem alterthümlichen Style mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Colombo einfassen, ohne einen besondern Namen zu führen. Alte holländische Inschriften finden sich überall an halbverwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Effekt des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in dichten Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dieses Strauchwerk den Boden, um so niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köstlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin, und verfolgt verkriechen sie sich mit eiligen Seitensprüngen unter die dicken Ranken der schönen rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur

genährt, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust, sich hier niederzusetzen und die prachtvollen Gruppen von Brodfrucht-, Mango- und Palmbäumen zu zeichnen! Oder soll ich erst meine Kapsel mit den prächtigen Liliengewächsen und Schlingpflanzen füllen, oder den drei Fuß langen Eidechsen auf dem schwarzbemoosten Felsboden nachstellen, den schwarzen Teufel von Skorpion unter dem Stein hervorholen, oder lieber diese handbreiten, schwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen?

Ich verfolgte einen kleinen Bach in seinem Laufe, einen Hügel hinansteigend, den wir am Morgen hatten links liegen lassen. Ein rothgelber, mit härteren rothen Brocken vermischter Thon, wahrscheinlich aus Verwitterung entstanden, bildete den Boden rund umher. Neugierige Eingeborene gesellten sich bald zu mir, halfen mir Blumen pflücken, als sie meine Absicht merkten, und freuten sich über die gefangenen Schmetterlinge. Einer von ihnen erbot sich sogar, mich über das Wasser zu tragen, als er meine Verlegenheit sah, auf zwei dünnen Bambusstäben, die als Brücke dienten, das Gleichgewicht zu erhalten. Obwohl unsere Unterhaltung meist auf Zeichen beschränkt war, so bemerkte ich doch, daß sie „bondey" riefen, um etwas Gutes, Wohlriechendes oder Wohlschmeckendes anzudeuten; war die Frucht giftig, oder roch die Blume unangenehm, so hieß es: „nodderkey!" mit einer abwehrenden Bewegung. Meinen Bemühungen, Insekten zu fangen oder Eidechsen todt zu schlagen, sahen sie mitleidig zu; denn die Bevölkerung ist, die Malabaren-Eindringlinge und die persischen Muhamedaner (Moormen genannt) ausgenommen, sämmtlich buddhistisch*).

Mit reicher Beute beladen kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang nach Haus; es wetterleuchtete stark, und kaum hatte ich unsere luftige Behausung erreicht, so brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Ueberschwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuß hohen Fundaments einleuchtend. Kaum war dieser Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht stärker hereingebrochen, so leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern gleich den Weihnachtsbäumen, und das in den Tropen gewöhnliche Abendconcert begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, Cicaden, zehn bis zwölf verschiedene Sorten, Laubfrösche, Gecko's, kleine Eulen u. s. f. Dieses Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt, quäkt und quiekt, pfeift und prustet und klippert und klappert wie im Mährchen vom „bezauberten Schlosse". Es giebt sehr große Cicaden von wunderhübschen

*) Die Sekte der Buddhisten ging von Thibet aus. Sie geben einen etwa ums Jahr 1000 v. Chr. lebenden Propheten für den Mensch gewordenen hohen Gott Buddha, ja sogar alle Nachfolger desselben im Hohenpriesterthum ebenfalls für heilige, Gott selbst vorstellende Wesen aus. Ihre chinesisch-japanischen Priester kennen wir unter dem Namen Bonzen, in Hochasien heißen sie Lama's, deren höchstes und heiligst verehrtes Oberhaupt Dalai-Lama heißt.

Farben; diese sind die Hauptruhestörer; denn an das Mühlengeklapper der langbeinigen Laubfrösche, welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man sich bald.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Colombo brachen wir auf zur Elephantenjagd im Innern der Insel. Am zweiten Tage, als wir das Dorf Bobola verlassen hatten, gelangten wir an die Grenze des menschlichen Anbaues. Wir traten nun in einen dichten massenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterschiedes zwischen diesem und Allem, was wir bisher gesehen hatten. Die mächtigen Baumstämme standen dicht an einander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der stärksten zusammen, die zum Theil schon abgestorben oder im Absterben begriffen waren. Oft sah man blos einen schenkelstarken, spiralförmig gewundenen Stamm, nämlich den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieselbe erdrückte Kern war verfault und verwittert, und sie allein ohne Stütze übrig geblieben. Diese riesenhaften Korkzieherbäume setzten mich anfangs in nicht geringes Erstaunen, bis ich ihre Entstehungsart erkannte. Von Blumen sah man hier nicht gar viele; es fehlte an Luft und Licht; desto größer aber und schöner war die Fülle der Blätter. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk vier bis fünf Fuß tief losgewaschen hatten, machten unsern Pferden viel zu schaffen; oft mußten sie auch über dicke, unverwüstliche Stämme und Blöcke gestürzter Bäume hinwegsetzen. Nur wenn die Abhänge gar zu schroff und das Wurzelwerk gar zu schlüpfrig war, stiegen wir ab und führten die Pferde. Zuweilen kam man auf offene Plätze mit üppigem Graswuchse bedeckt; hier entfaltete sich eine Menge schöner Blüthen, die von Schmetterlingen wimmelten; dann ging es wiederum in eine grausige Tiefe, wo eine Masse entblößter knorriger Wurzeln und dunkle Gewässer, deren Tiefe man nicht zu schätzen wußte, unsere raschen Thiere aufhielten. Der Weg war so eng, daß man immer dicht hinter einander reiten mußte, um sich nicht zu verlieren. Sechs lange mühevollen Stunden ritten wir so in angestrengter Eile; endlich erreichten wir unser Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren. Die Wände dieser Hütten waren von dürren Blättern und Zweigen, ihre Dächer von Palmenblättern und Gras, und die Dachrinnen von Baumrinde hergestellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit sechs bis sieben quer darüber befestigten Stöcken bildeten die Tische; Stühle gab es nicht; dagegen waren die Wände mit weißem Baumwollenzeug behängt, und ein ähnlicher Vorhang bedeckte die Thür. Der Fußboden war etwas in die Erde vertieft, und füllte sich bei fortdauerndem Regen mit Wasser. Dieß waren die Comforts unsers achttägigen Aufenthalts in Galbocka — so nannte man den Platz.

Alle Morgen vor Aufgang der Sonne brachen wir aus unserm Schlupfwinkel auf und gingen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen sind. Ehe die Sonne über den Horizont emporkam, waren wir

in der Regel schon naß bis auf die Haut. Wenn die Eingeborenen die Nähe der Elephanten witterten, was sie mit einem besondern Zeichen andeuteten, so wurde abgesessen, und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indessen ich und die Bedienten auf dem Halteplatz blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man schon auf eine halbe englische Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lawine über den Wald hinstürzte. Das verhängnißvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Ton aus einer zersprungenen Trompete nicht unähnlich, läßt der Elephant in dem Augenblicke ertönen, wo er sich wendet, um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wenn der Augenblick der Gefahr da war.

Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben, weil man bei der Vereinzelung in einem sehr coupirten felsigen Terrain, wo es von Elephanten lebte, größere Gefahr lief als beim Nachfolgen. Plötzlich krachte es rechts und links, hinter uns Trompetenton und vor uns wühlte schon der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüsch; wir standen auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felsen. Welches Glück, daß gerade der geschickteste Elephantenschütze, Major Rogers, bei uns war! Er sprang mitten zwischen die Elephanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge herantretend, ins Ohr, eben so rasch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten mit einem dumpfen Gestöhn wie umgeblasen; die anderen eilten davon, als sie ihre riesigen Gefährten krachend im Gebüsch versinken sahen, deren Sturz ein Getöse hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenschüsse.

Elfter Abschnitt.

(Charakterbilder aus der Neuen Welt.)

1. Die Frauen in den Backwoods. — 2. Bilder aus Nordamerika. — 3. Cincinnati. — 4. Philadelphia. — 5. Physische Contraste zwischen der Alten und Neuen Welt. — 6. Ueber das Klima von Nordamerika. — 7. Eine brennende Prairie.

1. Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens *).

Es wird so Viel und Verschiedenes von den Männern der westlichen Wälder, den „Backwoodsmen", erzählt, und so wenig von den Frauen gesprochen, welche mit jenen die Einsamkeit der Wälder theilen, und doch sind gerade diese härteren Beschwerden, größeren Entbehrungen ausgesetzt, als die Männer, denen die Natur schon zum angeborenen Eigenthume Stärke und Ausdauer verlieh. Der Pionier, von Kindheit auf an Sturm und Wetter gewöhnt, zieht mit Büchse und Axt in die Wildniß und gründet sich dort an Stellen, die noch kein menschlicher Fuß betrat, seine Heimath; ein gutes Feuer und eine wollene Decke sind ihm Schutz genug gegen Sturm und Unwetter; die schwache, zarte Frau aber, die vielleicht noch ihre ganze Sorgfalt dem Säugling, den kleineren Kindern widmen muß, sie, die bis dahin im warmen sichern Haus, von Freunden und Verwandten umgeben, gelebt hat, wird nun geprüft, ob sie Muth und Seelenstärke genug besitzt, ob sie ihren Mann wahr und innig genug liebt, um ohne Murren und mit freudigem Herzen einem Wirken entgegenzugehen, das ihr in langen, langen Jahren keine einzige Freude, keine einzige Erholung, nur Noth und Gefahr verspricht.

*) F. Gerstäcker, Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Mit einem Vorwort von Bromme. 2 Bde. Dresden u. Leipzig 1844.

In einem aus rauhen und unbehauenen Baumstämmen aufgeführten Verschlag, nur von drei Seiten gegen Wind und Regen geschützt, verlebt die Frau nicht Tage und Wochen, nein Monate, nicht selten Jahre auf eine Art, die den gesündesten Körper eines Europäers zerrütten müßte. Die nasse kalte Erde ist ihr Fußboden, der weite einsame Wald ihr Aufenthalt. Kein Nachbar besucht sie; der nächste lebt vielleicht eine halbe Tagereise entfernt; kein Arzt kann ihr mit Rath und That beistehen, wenn Krankheit sie aufs Lager wirft; in jener wilden unbebauten Gegend hat keiner von diesen seine kleine Apotheke aufgeschlagen. Die Lebensmittel sind aufgezehrt, Mais ist noch nicht angebaut, und der Farmer nimmt die Büchse auf die Schulter, um ein Stück Wild zu schießen und damit den Hunger der Seinigen zu stillen. Lagert er aber auch mitten im Wald, sieht er selbst die Fährte des scheuen Bären Morgens kaum hundert Schritte weit von seinem Wachtfeuer, so scheint doch die ganze Wildniß wie ausgestorben, kein Wild zeigt sich in Schußnähe und Tage lang folgt er dem flüchtigen Hirsch durch Sumpf und Thal, über Berge und Flüsse.

Einsam und unbeschützt liegt indessen das arme Weib auf dem harten Lager und horcht die lange Nacht hindurch dem wehmüthigen Geheul der Wölfe und dem gellenden Schrei und kläglichen Winseln einzelner Panther, welche Beute witternd die Hütte umschleichen, aber zu furchtsam sind, sich dem Lagerplatz menschlicher Wesen zu nahen. Doch ebenso wie der Mann, wenn er stets von Andern geleitet wird, nie zur Selbstständigkeit gelangt, so erwartete die Natur des schwachen Weibes nur die Gelegenheit, ihre schlummernden Seelenkräfte zu wecken und da thätig und handelnd aufzutreten, wo sie bisher einzig und allein auf den Schutz und die Kraft eines Andern, Stärkern gebaut hatte. Furchtlos sorgt die Mutter jetzt für die sie ängstlich umdrängenden Kleinen, tröstet, selber des Trostes bedürftig, die Zaghaften, und trifft mit männlichem Muthe alle Anstalten zur Vertheidigung, wenn die näher und näher kommenden Raubthiere wirklich einen Angriff wagen sollten. Die Büchse hat der Mann mitgenommen, aber die Axt lehnt in der Ecke und wird an die Thür gestellt, ein tüchtiges Feuer im Kamin unterhalten, und jubelnd begrüßt sie endlich den nahenden Morgen, vor dessen freundlichem Lichte die Thiere der Nacht scheu entweichen.

Mit ihm kehrt auch der Gatte, reich mit Beute beladen, zurück; rüstig beginnt er die ländlichen Arbeiten, die riesigen Stämme fallen unter den kräftigen und geschickten Hieben der Axt, und jeder Tag macht die stille Waldesheimath sicherer, wohnlicher, menschlicher.

Indessen besorgt die Frau ihre täglichen Geschäfte und Arbeiten. Am frühen Morgen bereitet sie vor Allem das Frühstück; grobes Maismehl wird in einer hölzernen Schüssel mit Wasser und Salz angerührt so, daß es einen festen Teig bildet, und dann auf einem eisernen Deckel flach geschlagen und schräg gegen die glühenden Kohlen gestellt. Eine Kaffeemühle

fehlt; die Frau weiß sich aber zu helfen: die gebrannten Bohnen werden in dem blechernen Jagdbecher ihres Mannes mit dem Stiel seines Tomahawks zerstoßen und dann in das siedende Wasser der großen Blechkanne gethan, um mit demselben einige Mal aufzukochen und dann den erquickenden Kaffeetrank zu bilden. Bräunt sich das Maisbrod, so schneidet sie dünne Scheiben Speck in die eiserne Pfanne, denen ähnliche Stücke Hirschfleisch folgen, gießt, um den Kaffee klar zu machen, etwas kaltes Wasser in den hochaufkochenden, rückt ihn schnell vom Feuer weg, und ruft die Ihrigen zum schnell bereiteten Mahl.

Das „Geschirr", wenn das wenige Hausgeräth mit solchem Namen belegt werden kann, ist bald wieder aufgewaschen, und nun wird das große Baumwollenspinnrad hervorgeholt und mit emsiger Hand der Faden gedreht. Hat der Farmer seine Pflüge in Ordnung, ist das Feld bestellt, kommen die langen Winterabende, dann arbeitet auch er wohl an einem Webestuhle, auf welchem die thätige Hausfrau alsbald Platz nimmt, wenn die Tage wieder warm werden und der Mann draußen zn arbeiten hat. Den Faden, welchen sie im vorigen Jahre gesponnen hat, webt sie nun für sich und die Ihrigen zum Kleide, das sie selber nähet. Dabei vergißt sie aber nicht, den kleinen Gemüsegarten zu bestellen, die Hühner und Ferkel zu füttern, Seife zu kochen, die Wäsche zu besorgen, die Kuh zu melken, die Milch in der Flasche so lange zu schütteln, bis sie zu Butter wird — denn ein Butterfaß ist noch nicht vorhanden.

Die Söhne und Töchter wachsen allmälig heran, die Heerde vermehrt sich, das urbare Land wird erweitert und Ueberfluß tritt an die Stelle des Mangels. In einer Entfernung von ein paar Stunden sieht man nun auch den Rauch der Nachbarhütte emporsteigen, und schon durchkreuzen einige gebahnte Wege den Wald, welche den gegenseitigen Besuch erleichtern. Hiermit werden auch die Arbeiten leichter, da die Nachbarn freundlich sich an die Hand gehen. Sollen auf dem Felde riesige Baumwurzeln und Klötze zusammengerollt und verbrannt werden; ist die Zeit gekommen, wo der Mais geschnitten werden muß, damit er nicht fault; ist ein neues Haus zu errichten, wozu starke Arme gehören, so ruft eine bittende Einladung sämmtliche Nachbarn, Männer und Frauen zusammen, und Keiner bleibt zurück. Ist das Werk beendet, dann machen sich die Frauen ans Kochen, wobei der „Stew" (ein Getränk aus Whiskey, Wasser, Zucker, Gewürz und Butter) eine Rolle spielt, und nun vereinigen sich beide Geschlechter zum fröhlichen Tanz, der zuweilen mit einem Pfänderspiel unterbrochen wird.

Es müßte ein sehr armes Mädchen sein, das sich bei einem solchen Ball nicht zwei Mal umziehen könnte; die wohlhabenderen thun dies fünf bis sechs Mal, ohne jedoch an ihrem Haarschmuck, der stets sehr einfach ist, etwas zu ändern. Den amerikanischen Jungfrauen des Waldes wird so selten die Gelegenheit geboten, ihren Schmuck und Putz von den jungen

Leuten bewundern zu lassen, daß sie dafür die Gelegenheit, wenn sie sich einmal bietet, recht gründlich benutzen. Uebrigens machen sie dabei keineswegs Anspruch auf kostbare Stoffe, und hübscher Kattun steht in großem Ansehen; nur der Schnitt der Kleider muß geschmackvoll sein, und in dieser Hinsicht weichen sie keineswegs den „Stadtdamen."

In Amerika fällt überhaupt der Unterschied zwischen Bauer und Städter, der in der Alten Welt so gewaltig ist, fast ganz hinweg; umsonst wird der Einwanderer bei dem dortigen „Landmanne" eine Spur eines plumpen, unbehülflichen Wesens suchen, welches nur zu oft unsern braven Nährstand auszeichnet, und daher rührt, daß dieser mit den über ihm stehenden Klassen zu wenig in Berührung kommt. Der amerikanische kennt keine „vornehmere" Klasse, und das Gefühl seiner Unabhängigkeit und Freiheit giebt ihm jenes ungezwungene, ich möchte sagen, gentile Wesen, das in unseren Kreisen den Mann von Welt verräth. Ebenso verhält es sich mit den Frauen. Ein eigenes Interesse gewährt es, die natürliche Grazie zu beobachten, mit welcher sich diese „Töchter des Waldes", die ihre wilde Heimath vielleicht nie verlassen haben, in allen Lebensverhältnissen benehmen. Sie haben ein entschiedenes Selbstbewußtsein, und der Grund davon mag wohl darin liegen, daß den „weißen Frauen" überall in Amerika mit Achtung und Verehrung begegnet wird, daß kein Mann es wagt, irgend eine, selbst die ärmste, niedrigste nicht, mit Wort oder That zu beleidigen. Oft sieht man daher auch junge Mädchen und Frauen weite Reisen ohne Begleitung unternehmen, denn sie finden in jedem zufälligen Reisegefährten einen Beschützer und Freund. Die jungen Leute heirathen in den Vereinigten Staaten sehr früh, und ich habe nicht selten Mütter von 14 und 15 Jahren gefunden. Sorgen um die Existenz braucht sich da keiner zu machen, der Landmann des Westens kennt wenig Bedürfnisse und gewinnt leicht die Mittel, sie zu befriedigen. Merkwürdig ist die Art, auf welche die Amerikaner nach dem deutsch-englischen Ausdruck „courten", d. h. den Hof machen, und unvergeßlich wird mir in diesem Punkte ein junger Mann bleiben, der nach echt amerikanischer Weise eine Frau nahm.

Heinze — er war deutscher Abkunft — hatte sich mit unermüdlichem Fleiß ein Stück Land urbar gemacht, ein gutes Blockhaus gebaut, ein paar tausend „Fencestangen" gespalten, um noch ein zweites Feld einzäunen zu können, einen kleinen Pfirsichgarten gepflanzt und sich eine so allerliebste Zucht von Hühnern und jungen Ferkeln angeschafft, wie man nur irgend in Arkansas finden konnte. Die natürliche Folge hiervon war, daß alle Nachbarn fest behaupteten, Heinze sei der Junggesellenwirthschaft müde und wolle heirathen. Trotz allen Sticheleien der Freunde leugnete er dies aber auf das Bestimmteste, und meinte, „er habe noch Zeit, ans Heirathen zu denken." Die Sache war jedoch nicht so ganz richtig, denn eines Morgens begann er mit außergewöhnlichem Eifer seine Sonntagsstiefeln zu wichsen und seinen baumwollenen Rock mit blanken Knöpfen auszubürsten.

„Sonny," sagte der alte Vater, der mit ihm gemeinschaftlich das kleine Haus bewohnte, verwundert, „Sonny, was hast Du denn vor, daß Du Dein Sonntagskleid zum Donnerstag anziehst? Du gehst doch nicht courten?"

„Unsinn," sagte Heinze, bürstete aber nur desto eifriger an dem bestäubten Rockkragen, „ich will hinüber zu dem neuen Ansiedler und mir ein Paar Kühe besehen, die ich kaufen möchte."

„Ahem!" sagte der Alte, schüttelte aber sehr bedeutend mit dem Kopfe, als sein Sohn das alte Stück Bärenfell vom Sattel nahm und ein zartgegerbtes Lammfell darüber breitete, das sonst nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurde. Seine Vermuthung aber ward zur Gewißheit, als sein Sohn mitten in der Woche ein reines Hemd anzog, vor dem kleinen Stück Spiegelglas, das er sonst nicht einmal zum Rasiren benutzte, die Haare ordnete und bald darauf, nachdem er mit größter Sorgfalt seine Toilette geordnet hatte, pfeifend forttrabte.

Der Verdacht des alten Mannes war nur zu gegründet; Heinze begab sich keineswegs zu dem neuen Ansiedler hinüber, sondern schlug den geraden Weg den Fluß hinunter ein, wo er nach einem dreistündigen Ritt bei einem Nachbar anlangte, der zwei sehr hübsche Töchter und auch sonst ein sehr anständiges Eigenthum sein eigen nannte. Wenn er aber auch noch nicht recht fest entschlossen war, um welches der beiden Mädchen er anhalten sollte, so hatte er doch gutes Vertrauen zum günstigen Zufall. Ein wenig beklommen stieg er vom Pferde, das ruhig zu grasen anfing, und trat ins Haus.

Es war noch früh am Tage, und er fand beide Mädchen emsig mit ihren Hausarbeiten beschäftigt; die älteste butterte und die jüngste spann, während die Mutter am Webestuhl saß und das Schiffchen fleißig hin und wieder fliegen ließ. Heinze, der freundlichen Einladung folgend, rückte sich einen Stuhl zum Kamin und fing an, seinen Hut zwischen den Knien herumzudrehen.

„Haben Sie schon Ihr Korn dieses Jahr gepflanzt, Mister Heinze?" fragte die Mutter.

„Will gerade anfangen, Ma'm!" sagte Heinze.

„Trockenes Frühjahr heuer!"

„Sehr."

„Wie geht's Ihrem Vater?"

„O, danke schön — he is kicking about"*).

„Glauben Sie nicht, daß es heute regnen wird?"

„Nein!"

Hier stockte die Unterhaltung wieder, und Heinze wirbelte seinen Filz auf eine wahrhaft unmenschliche Weise zwischen den Fingern herum. Die

*) Er schlägt sich so herum.

älteste Tochter versuchte zwar noch einige Mal ein Gespräch anzuknüpfen, es blieb aber vergeblich, Heinze beantwortete Alles so kurz als möglich, und verfiel dann wieder in sein voriges Stillschweigen. Endlich nahte sich die Mittagsstunde, der Tisch wurde gedeckt, das Essen aufgetragen und der Besuch stand jetzt auf, strich seinen Hut glatt und sagte: „Good by to you all!“ *)

„Wollen Sie nicht mit uns essen, Mr. Heinze?

„Habe nichts dagegen,“ erwiderte dieser, ruhig umkehrend, setzte den Hut unter seinen eigenen Stuhl und vertiefte sich gar bald in den gebratenen Speck und eine Schüssel voll Kartoffeln.

Das Essen war weggeräumt, die Frauen hatten ihre Beschäftigungen wieder aufgenommen, ja der Abend brach schon herein, der muthmaßliche Freier blieb aber immer noch auf seinem Stuhle stocksteif sitzen und sah bald die jüngste, bald die älteste der Schwestern forschend von der Seite an, daß die Mädchen, welche lange die Absicht seines Besuches gemerkt hatten, das Lachen kaum unterdrücken konnten. Da kam endlich der Vater aus dem Walde zurück und trieb ein Paar Kühe heim, trat dann in die Stube und begrüßte den Gast, neben diesem Platz nehmend. Heinze thaute jetzt ein wenig auf und wurde gesprächiger, rückte aber immer noch nicht mit der Sprache heraus, und ließ sich erst wieder zum Abendbrod einladen, ehe er zugab, daß sein Pferd abgesattelt und gefüttert würde, da er fortwährend behauptete, er müsse augenblicklich nach Hause reiten; die hereinbrechende Dunkelheit und ein heranziehendes Gewitter machten überdieß jedes fernere Nöthigen unnütz; ohne weitere Einladung holte er jetzt selbst den Sattel ins Haus und band den Pony an einen Trog fest.

Sobald das Wetter vorüber war, suchten alle ihr Lager, und auch der Freiersmann sah sich bald unter zwei wollenen Decken ausgestreckt. Am andern Morgen, ehe es noch ganz hell war, erhoben sich die beiden Mädchen (die ganze Familie schlief, den Gast eingerechnet, in der einen Stube), kochten den Kaffee, melkten die Kühe und trugen das Frühstück, Speck mit Maisbrod, auf. Nun wurde aber auch Heinze unruhig, und die Frage um eine der Töchter lag ihm auf der Zunge. Das merkte der Alte, dem die Mutter schon ihre Vermuthung mitgetheilt hatte; dem armen Teufel also eine Verlegenheit zu ersparen, nahm er ihn beim Knopf, führte ihn vor die Thür und erzählte ihm hier — daß seine zwei Töchter schon Bräute wären und am nächsten Sonntage zu gleicher Zeit getraut werden würden.

Heinze sagte bloß das eine Wort „singular“ **), drückte sich dann den Hut fester in die Stirn, schüttelte dem Alten die Hand, bat ihn, seinen Sattel aus dem Hause zu holen, und war zehn Minuten später auf dem Heimweg.

---

*) Lebt wohl alle zusammen!

**) Sonderbar.

Er hatte aber einen ganzen Tag versäumt, und noch dazu in der Pflanzzeit, durfte also auf keinen Fall, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Hause kommen; als er daher an einer andern Hütte vorbeiritt, in der ebenfalls ein junges, obgleich sehr armes Mädchen wohnte, so stieg er ab, trat hinein, und beendete in anderthalb Stunden das Geschäft, indem er schnell von den Eltern und dem Mädchen, die ihn alle als einen fleißigen Burschen kannten, die Zustimmung erhielt. Vier Stunden später ging er schon wieder in Hemdärmeln auf seinem eigenen Lande hinter dem Pfluge her und zog Furchen für die Maissaat. Acht Tage darauf ritt er mit seiner Braut zum Friedensrichter, und verließ diesen als ein verheiratheter Mann.

So arm ein Backwoodsmen aber auch sein mag, so wird er doch nie zugeben, daß seine Frau eine sehr harte Arbeit thue; ihre Beschäftigungen beschränken sich auf Kochen, Waschen, Spinnen und Weben. Von Vergnügungen — einen gelegentlichen Tanz ausgenommen — weiß eine solche Frau freilich gar nichts, — Städte kennt sie nur dem Namen nach; sie verlangt aber auch nichts weiter, als ihre eigene Familie gedeihen, ihre Heerden mit jedem Jahre wachsen zu sehen. Sonntags reitet sie an der Seite ihres Mannes auf einem hübschen Damensattel (den sie sich anschafft, und wenn sie darum eine Kuh verkaufen müßte) zur Betversammlung, benutzt vielleicht zugleich die Gelegenheit, eine nicht sehr entfernt wohnende Freundin zu besuchen.

Welche Thatkraft aber in der Brust einer solchen Frau oft schlummert, die nur des Funkens bedarf, um zur Flamme empor zu lodern, mag das folgende Beispiel beweisen:

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Missourier auf einem Jagdzug, den er mit mehreren Kameraden unternommen, zufällig eine augenscheinlich sehr reichhaltige Bleimine entdeckt, die etwa 50 Meilen von seiner eigenen und fast eben so weit von jeder andern Farm entlegen war. Da seine Gefährten sich zufällig von ihm entfernt hatten, so beschloß er, Keinem ein Wort davon zu sagen, sondern mit Weib und Kind dahin auszuwandern und an der Stelle ein „Improvement" anzulegen, d. h. sich dort niederzulassen, wo er erwarten durfte, aus dem Ertrag der Mine, wenn er sich vor allen Dingen das Land gesichert hatte, reichen Nutzen zu ziehen. Gedacht, gethan. Schon am dritten Morgen kehrte er zu den Seinigen zurück, verließ, da er nicht augenblicklich einen Käufer fand, sein kleines Besitzthum, packte das nothwendigste Handwerkszeug auf ein Pferd, seine Frau und zwei kleine Kinder auf ein anderes, schulterte die Büchse und trat nun wohlgemuth voll froher Hoffnung seinen Marsch nach der neuen Heimath an. Da aber das jüngste Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, so vermochte er nicht die ganze Strecke in einem Tage zurückzulegen, sondern lenkte am Abend, da sich überdieß der Himmel umwölkte, die Schritte am Ufer eines kleinen Baches hinauf, wo

er früher einmal eine alte verlassene Blockhütte gesehen hatte. Das ersehnte Obdach war kaum erreicht, als der Regen in Strömen herabgoß, grelle Blitze das Firmament durchzuckten und der Donner in furchtbaren Schlägen hinterdrein schmetterte.

Bald hatte sich die kleine Familie für die Nacht eingerichtet, das Bett wurde in einer Ecke zurecht gemacht, das Kochgeschirr hervorgeholt und ein gutes Feuer in Brand gesetzt, wozu der Mann einige trockene Bretter von den Wänden abriß, dann aber, als das Unwetter etwas nachgelassen hatte, von Außen Brennholz nachholte.

Das Blockhaus war eine jener ganz roh aufgebauten Hütten, in denen der Pionier des Westens seine ganze Lebenszeit zubringt, und die er nur dann verläßt, um sie gegen eine wo möglich noch einfachere, aber westlicher gelegene zu vertauschen. Das Dach, mit gespaltenen Brettern gedeckt, die wiederum durch gewichtige Stangen an ihren Plätzen festgehalten wurden, leitete übrigens den Regen gut genug ab, und nur hier und da bahnten sich einzelne Tropfen den Weg durch faul gewordene Stellen. Die Wände waren an der Nord- und Westseite mit Planken benagelt, und die Diele bestand aus roh behauenen Bohlen, in denen gewaltige Bohrlöcher bewiesen, daß sie einst einem Flatboot angehört hatten, und wahrscheinlich von dem nicht sehr entfernten Missouri hierher geschafft worden waren. Der eingestürzte Schornstein gab dem Ganzen freilich ein etwas trübseliges, wildes Aussehen; doch entsprach er wenigstens noch theilweis seinem Zweck, und wenn auch etwas mehr Rauch im Zimmer verblieb, als sich eigentlich mit dem Wohlbefinden der Insassen vertrug, so diente dieser wieder als Schutzmittel gegen die keineswegs geringe Anzahl von Moskitos, die nach dem nassen Winter in zahllosen Schwärmen den benachbarten Sümpfen entstiegen.

Die Wanderer, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, hatten sich schlafen gelegt, und mehrere Stunden herrschte eine fast durch Nichts als das regelmäßige Athemholen der Schlummernden unterbrochene Stille, als plötzlich der Säugling munter wurde, zu schreien anfing und auch nicht wieder zu beruhigen war.

„Ich wollte, Du holtest mir einen Becher voll Wasser!" sagte die Frau endlich zu ihrem Manne. „Das Kind will trinken und mir selber klebt die Zunge am Gaumen."

„Gut — habe nur noch Geduld, bis ich das Feuer wieder ein wenig angeblasen und ein paar Späne angezündet habe — ich kann sonst im Dunkeln die Quelle nicht finden."

Damit stand er auf und tappte dem Kamine zu, als er plötzlich einen Schrei ausstieß und in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers sprang.

„Um Gotteswillen — was ist Dir?" rief die Frau erschrocken, — „was hast Du?"

„Nichts!" stöhnte der Mann, tief Athem holend — „Nichts — ich trat nur auf Etwas!"

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen!" sagte die Frau, und richtete sich vom Lager empor.

„Halt — um Deiner Seligkeit willen — halt!" schrie schnell und heftig der Missourier, — „rühre Dich nicht von der Stelle, wo Du liegst, bis es hell wird!"

„Was ist Dir geschehen? William — rede — ich beschwöre Dich!" bat die Frau in Todesangst.

„Es sind Schlangen hier, und ich habe auf eine getreten."

„Bist Du gebissen?" fragte entsetzt sein Weib.

„Ich glaube nicht; es sprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt; bleibe nur ruhig liegen, rühre Dich nicht und halte auch die Kinder still!"

„O mein Gott!" jammerte das arme Weib — „wenn es doch erst Tag wäre, mich wird die Angst verzehren; bleib' nur ja, wo Du bist, daß Dir kein Unglück geschieht."

„Ja, ja!" sagte der Mann, „ich rühre mich nicht; gieb nur auf die Kinder Acht!"

Lange noch wachte die Frau und lauschte ängstlich der geringsten Bewegung im Zimmer, endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da sich auch das Kleine beruhigt hatte, schlief sie wieder ein. Aber bange Träume quälten sie und mit einem Angstruf fuhr sie plötzlich empor.

Es war heller Tag; die Sonne schien durch die breiten Spalten ins Innere der Hütte, die Kinder schlummerten noch an ihrer Seite, der Gatte lag an der entgegengesetzten Wand regungslos, und keines der gefährlichen Thiere war mehr zu sehen, der Morgen hatte sie vertrieben. Da richtete sich die Frau schnell empor, warf ihr Kleid über und trat zum Vater ihrer Kinder, um auch diesen zu ermuntern; kaum hatte sie aber seine Schulter berührt, als sie mit einem Schrei zurücksprang, der die Kinder aufschreckte und schauerlich in dem leeren Gebäude wiederhallte.

Eine Leiche lag vor ihr, kalt und starr, mit weit geöffneten gläsernen Augen und geschwollenen Gliedern. Jammernd sank sie an dem leblosen Körper nieder und versuchte Alles, was in ihren Kräften stand, ihn ins Leben zurückzurufen, es blieb vergeblich, und schluchzend warf sie sich endlich wieder aufs Lager, ihrem Schmerze Luft zu machen. Aber die Kinder, durch die lauten Klagen der sonst so freundlichen Mutter geängstigt, stimmten mit ein und hingen sich schreiend an ihre Beschützerin.

Das gab ihr die Kraft, die ganze Seelenstärke wieder und erweckte einen Muth in ihr, dessen sie sich selbst nicht bewußt gewesen war. Mit der Ruhe der Verzweiflung redete sie freundlich den Kindern zu, gab ihnen das Frühstück und bereitete sich dann, den Gatten zu begraben. Unter dem mitgebrachten Handwerkszeug waren mehrere Spaten und Hacken, und eine kleine Strecke von der Hütte entfernt, neben dem murmelnden Bache, grub sie das Lager für den geliebten Mann. Mit kaum glaublicher Kraft trug

sie dann den schweren Körper an den Ort seiner Bestimmung, ließ ihn hinab in die Gruft, stemmte unmittelbar über der Leiche einige Bretter quer vor, faltete in stillem Gebet ihre Hände über dem Grabe, und wollte jetzt dasselbe füllen, als ihr das älteste Mädchen, ein Kind von vier Jahren, in den Arm fiel und sie bat, „keine Erde auf den Vater zu werfen!" Da verließ sie noch einmal ihr Muth, noch einmal drückte sie laut schluchzend das Kind an ihre Brust, versunken in ihren Schmerz. Dann raffte sie sich aber schnell wieder auf, trug liebkosend das Kleine von der Stelle und beendete heldenmüthig ihre schmerz- und trauervolle Arbeit.

Nun galt es ihre ganze Energie zu zeigen. An dieser Stelle konnte sie nicht bleiben, wenn auch die Nahrungsmittel noch einige Tage ausgereicht hätten. Hier erfaßte sie ein unbezwingbares Grausen, und schnell ordnete sie Alles an, um augenblicklich wieder aufbrechen zu können. Die Sachen, welche sie nicht nothwendig brauchte, legte sie in das Innere der Hütte und befestigte die Thür; das Uebrige trug sie hinaus ins Freie, packte die Lebensmittel zusammen, ließ das jüngste Kind auf einige Minuten in der Obhut des älteren, um die nur wenige hundert Schritte entfernt grasende Stute herbeizuholen, legte dieser den Sattel auf und holte dann ihres Mannes Büchse, Kugeltasche und Messer herbei, um nicht unbewaffnet ihren Marsch durch die einsame Wildniß anzutreten.

Mit unsaglicher Mühe gelang es ihr endlich, Alles in den Stand zu setzen, und mit Hilfe eines umgestürzten Baumes stieg sie selbst in den Sattel und hob die Kinder zu sich empor. Eine neue Schwierigkeit war aber jetzt zu überwinden — wie sollte sie die genaue Richtung treffen, da sie dieselbe auf dem Herweg fast gar nicht beachtet hatte, und von ihrem Manne bloß wußte, daß ihr neuer Ansiedelungsort nordwestlich liege? Doch hier half kein Zögern, und sie vertraute viel auf den Scharfsinn des Pferdes, von dem sie hoffte, daß es den Weg allein finden würde. Dieses schien übrigens mit dem Wechsel des Weideplatzes sehr zufrieden zu sein, und gar nicht geneigt, das weniger üppige Gras der Heimath so schnell wieder aufzusuchen; daher begann es jedes Mal, wenn es den Zügel locker fühlte, zu grasen, und beachtete weder Drohen noch Zurufen. Die junge hilflose Frau sah sich also auch hier auf ihre eigene Kraft angewiesen, und lenkte nun das ungern folgende Thier einen südöstlichen Cours, soweit sie selbst im Stande war, diesen genau einzuschlagen. Aber nur sehr langsam konnte sie ihren Weg fortsetzen, denn die beiden Kinder wie die schwere lange Büchse nöthigten sie, alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, um nicht durch einen vorstehenden Ast oder überhängenden Stamm abgestreift zu werden.

Gegen Mittag umwölkte sich der bis jetzt klare Himmel und die Unglückliche verlor damit ihren einzigen Wegweiser, denn nach der Rinde der Bäume vermochte sie nicht ihre Bahn zu bestimmen; nach besten Kräften verfolgte sie aber dessenungeachtet die, wie sie glaubte, richtige Bahn, und

machte, als der Abend kam, an einer Quelle am Fuße eines Hügels Halt, um hier die Nacht über zu ruhen. Wohl ängstigten sich die Kinder in der Dunkelheit über das Heulen der Wölfe und die schaurigen Töne der Eulen, die gerade über ihnen ihren lauten Ruf erschallen ließen; die Mutter beruhigte aber, selbst mit bang klopfendem Herzen, die Weinenden, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne und wachte über das geringste Geräusch, das sich im dürren, raschelnden Laube vernehmen ließ.

Der nächste Morgen fand sie wieder marschfertig, aber noch war der Himmel trübe, und immer ängstlicher klopfte der armen Mutter das Herz, wenn sie an die vor ihr liegende bahnlose Wildniß dachte, in der sie sich jetzt verirrt hatte. Am zweiten Abend verzehrte sie, nachdem erst die Kinder gesättigt waren, die letzten Brodkrumen, und nagender Hunger gesellte sich am dritten Tage noch zu ihren übrigen Leiden. Zwar hatte sie unterwegs mehrere Hirsche gesehen, auch in Schußnähe; aber die Furcht, das Pferd scheu zu machen und ihre Kinder der Gefahr auszusetzen, abgeworfen zu werden, verhinderte sie jedes Mal, die Büchse zu gebrauchen. Jetzt aber, am dritten Tage, als der traurige Abend hereingebrochen war, sah sie ein Volk wilder Truthühner in die Bäume aufsteigen; da faßte sie sich schnell, und es gelang ihr, einen der nicht im mindesten furchtsamen Vögel zu erlegen.

Eine unruhige Nacht stand ihr jedoch bevor; der Säugling schrie fortwährend, und die Wölfe, durch die scharfen dem Rufe des Hirschkalbes ähnlichen Laute herbeigelockt, umschwärmten winselnd das Feuer, so daß sich das geängstigte Weib nicht anders zu helfen wußte, als daß sie die Büchse mit Pulver lud und abschoß, um die Bestien zu schrecken. Wer aber beschreibt das Gefühl, das ihre Brust bestürmte, als in gar nicht so großer Entfernung ein lautes Halloh! ihrem Schusse antwortete; o wie freudig jubelte sie dem Retter entgegen, der endlich, durch ihre Stimme geleitet, zu ihr heran kam.

Man kann sich des Mannes Erstaunen denken, als er das schwache blasse Weib allein mit den zwei hilflosen Kindern in der Wildniß fand; ohne langes Fragen schaffte er schnell Alle zu seiner nicht sehr fernen Wohnung, wo seine Frau mit liebreicher Theilnahme die späten unglücklichen Gäste empfing und pflegte. Der Mann hatte schon am Abend den Schuß, ja später sogar in einzelnen Windstößen das Schreien des Kindes gehört, dieß aber für den Lockruf des Panthers gehalten, dem es täuschend ähnlich lautete, und den ersten Schuß weiter nicht beachtet. Das immer lauter werdende Geheul der Wölfe machte ihn aber zuletzt aufmerksam, und gerade, als er vor die Thür seiner Hütte trat, fiel der zweite Schuß, der ihm alsbald die Ueberzeugung aufdrang, daß sich ein Verirrter im Walde befinden müsse, wenn er auch nicht glauben konnte, daß dieser eine arme verlassene Frau sei.

Das Haus des Farmers befand sich wohl 20 englische Meilen südlich

von dem beabsichtigten Cours und dem elterlichen Hause der Unglücklichen; am nächsten Tage aber schaffte der Amerikaner sie und die Ihrigen auf einem kleinen Wagen in die Heimath zurück.

Bis hierher hatte die Kraft der armen Frau ausgereicht, der starke Geist den Körper bezwungen; jetzt aber verlangte die Natur ihre Rechte und ein Nervenfieber warf sie aufs Lager.

Unterdessen machten sich mehrere junge Leute nach der bezeichneten Hütte auf, die einer von ihnen kannte, um die zurückgelassenen Sachen zu holen. Hier beschlossen sie aber, das Haus zu bewachen und wo möglich die Schlangen zu erlegen. Bei wohlunterhaltenem Kienfeuer hatten sie kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang gewartet, als zwei große Klapperschlangen züngelnd hervorgekrochen kamen und sich der knisternden Flamme näherten. Vier Kugeln machten ihrem giftigen Dasein zu gleicher Zeit ein Ende, und als Siegeszeichen wurden sie über dem Grabe des armen Pioniers aufgehangen.

---

2. Bilder aus Nordamerika *).

Reise ins Ohiothal.

Wir kamen durch eine wellenförmige, ziemlich angebaute Landschaft, und konnten glauben, in Deutschland zu reisen, wenn die Bauart mancher Häuser und die allgemeine Form der Ställe und Scheuern sowie die Umzäunung der Aecker uns nicht fremd gewesen wären. Freilich unterbrachen die zahlreichen Negerfamilien die Täuschung am meisten; schon in Baltimore war ihre Menge eine uns wenigstens im Anfange nicht sehr ansprechende Erscheinung; an die schwarzen Gesichter der Erwachsenen gewöhnt man sich indeß bald. Die Gruppen ihrer nackten und halbnackten Kinder werde ich nimmer vergessen; sie haben etwas Drolliges, was man bei weißen nicht bemerkt, und ihre Gestalten kommen Einem wie aus Holz geschnitten vor. Auch die Sitte, die Regenschirme gegen die Sonnenstrahlen zu gebrauchen, selbst wenn man zu Pferde reist, dürfte vielleicht bloß in Amerika heimisch sein.

Die Bauart, von der ich sprach, ist eine Folge des Ueberflusses an Bauholz. Die Arbeit ist höchst unbedeutend. Soll das Gebäude z. B. 30 Fuß lang, 24 Fuß breit und bis zum Dache 18 Fuß hoch werden, so fällt man für die schmalen Seiten Baumstämme von 24 Fuß, und eine gleiche Anzahl von 30 Fuß Länge für die langen Seiten. An diesen wird der Aufbau begonnen, indem man auf steinernen Unterlagen zwei

*) Aus Duden's „Reise in die westlichen Landschaften von Nordamerika".

Stämme als Sohlen aufführt. Die Enden dieser Sohlen werden auf den oberen Flächen zugeschärft für Einkerbungen der nächsten Stämme. Es wird nämlich über jeder schmalen Seite ein kurzer Stamm aufgeführt, der nach vorhergegangener Einkerbung an seinen Enden auf den Enden der Sohlen aufliegen muß. Und nachdem die Enden dieser kurzen Stämme so zugeschärft worden sind, wie vorhin die langen Stämme, werden an den langen Seiten lange Stämme aufgeführt und mittelst Einkerbungen den Enden der kurzen angepaßt. Dieß wird wiederholt, bis die bestimmte Höhe erreicht ist. Ebenso einfach ist die Construction des Daches, das massiv aus lauter übereinander gelegten Stämmen besteht, und mit lose aufliegenden Schindeln bedeckt wird, die durch die Schwere aufliegender Baumstämme befestigt werden. Die Lücken werden durch Lehm und Kalk leicht geschlossen. Das Aufrichten geschieht nach alter Sitte mit Hilfe der Nachbarn, ohne andere Vergütung als die der Bewirthung.

Die Art der Umzäunungen ist gleichfalls darauf berechnet, durch reichlichere Verwendung des Holzes die Arbeit der Zimmerleute und Schreiner zu vermeiden. Es werden nämlich Scheithölzer (rails), wovon die einzelnen Stücke 10 Fuß lang, und etwa 40 bis 60 Pfund schwer sind, im Zickzack übereinander gelegt, und dadurch die festesten Schranken (fence) geschaffen, welche sowohl Pferde als Rindvieh und Schweine abhalten. In Deutschland werden diese Thiere eingeschlossen hier aber laufen sie frei umher, und die Umzäunungen dienen bloß dazu, sie von bestimmten Grundstücken abzuschließen.

Nicht minder auffallend als die Gebäude waren die großen Maisfelder. Sodann sah man hin und wieder kleine Pflanzungen von Baumwolle, und den prächtigen Wunderbaum, von dessen Samen das Ricinusöl gewonnen wird. Der Boden dünkte uns nicht besonders fruchtbar, und im Allgemeinen der Düngung bedürftig. Die Wälder bestanden größtentheils aus Eichen und Wallnußarten, hickory genannt, und unter ihnen war die Erde mit einer Menthe (Münze) bedeckt (penny royal), deren Duft fast betäubte. Unter dem wilden Geflügel zogen uns die schönen Farben der Spechte an.

So ging's fort über Ellicot's Mill, Poplarspring und Newmarket, ohne andere Abwechselung, als welche einzelne Bäche und kleine Flüsse darboten, die sich in schattigen Thälern und Schluchten dahin winden.

In dem ausgedehnten Thale des Monococy, eines Seitenflusses des Potomak, nimmt die Natur einen reizenden Charakter an. An dem rechten Ufer liegt das Städtchen Frederikstown, dessen Umgegend in dem Rufe seltener Fruchtbarkeit steht; alle landwirthschaftlichen Einrichtungen tragen das Gepräge des Wohlstandes. Als wir sechs Meilen hinter Frederikstown auf die erste Gebirgsreihe stießen, welche in Maryland und Virginien das Südgebirge (southern mountains) genannt wird, war die

Sonne bereits untergegangen. Wir waren im Begriff, in einem der letzten Wirthshäuser vor dem Gebirge einzukehren, als unser Gespräch plötzlich von einem Fremden unterbrochen wurde, der uns in deutscher Sprache freundlich bewillkommnete. Er deutete hinter sich, daß sein Frachtwagen mit seinem Sohne folge; er sei von Bunsberg (wohin wir auch wollten), stamme von deutschen Eltern ab, und freue sich, Einwanderer aus Deutschland zu treffen, wofür er uns halten müsse. Die Sprache und selbst die Gesichtszüge des Mannes nahmen für ihn ein, so daß wir der Einladung, mit ihm weiter zu fahren, gern folgten. Der Bergrücken war bis zum Gipfel mit Hochwald bewachsen. Der Weg schien gut zu sein, und etwas Mondschein vermehrte die Wirkung der hellfunkelnden Sterne. Noch eine Meile ging's durch offene Gegenden. Erst am Fuße der Berge empfingen uns die Wälder, und hier waren wir denn alsbald von Myriaden fliegender Leuchtkäfer umglänzt, die das Licht des Nachthimmels ganz entbehrlich machten. Zugleich verursachte eine Art Cicaden (locust) ein solches Geschwirr, daß wir über eine volle Stunde nur mit erhöhter Stimme zu einander reden konnten. Von Zeit zu Zeit wurde das allgemeine Geräusch durch das Geheul von Panthern, Wölfen und Füchsen und durch das Geschrei vieler Nachtvögel übertönt. Zu diesen Eindrücken kamen die wechselnden Ansichten auf die vor und neben uns liegenden Tiefen, welche das Licht des Mondes und der Sterne in den mannichfaltigsten Schattirungen zurückwarfen.

Einer solchen Waldnacht bedurfte es, um es uns fühlbar zu machen, daß wir in einem fremden Welttheile, über tausend Meilen von der Heimath, athmeten. Es wurde beinahe Mitternacht, bis wir in Bunsberg anlangten. Dieser Ort ist etwa 55 Meilen von Baltimore entfernt, und zählt viele Deutsche, meist Lutheraner. Ihr Pfarrer ist verpflichtet, abwechselnd deutsch und englisch zu predigen. Die Heerstraße zum Ohio macht Bunsberg sehr lebhaft, und Alles verkündet Wohlstand und Frohsinn. Die gefälligen Obst- und Gemüsegärten, die den Ort umgeben, und die kleinen Waldungen zwischen den Aeckern nehmen sich allerliebst aus. Von Bunsberg ging's durch Hagerstown zur zweiten Gebirgsreihe, dem Nordgebirge, und am dritten Tage nach der Abfahrt von Bunsberg erreichten wir das Städtchen Hancock, das eine überaus schöne Lage hat an dem wegen seiner malerischen Ufer gepriesenen Potomak.

Man darf sich nämlich unter dem Alleghanygebirge keine vollkommene Wasserscheide vorstellen. Jede der einzelnen Haupt- und Nebenketten wird von Flüssen durchschnitten: so die erste Reihe vom Potomak, die zweite von der Susquehanna und vom Delaware. Wer von Baltimore oder Philadelphia zum Ohio unterhalb Pittsburg reist, stößt auf fünf von Norden nach Südwesten laufende Reihen; zwischen denselben liegen sehr ausgedehnte Thalgründe, welche zum Theil eben sind, zum Theil wellenförmig, und hin und wieder durch ansehnliche Hügel unterbrochen werden. Die Berge sind alle vom Fuße bis zum Gipfel dicht bewaldet, und von der

Heerstraße nach Wheeling läßt sich keine Spitze bemerken, welche die Höhe von 4000 Fuß übersteigt. Im südlichen Theile von Virginien sind sie höher und es erheben sich da einige Kuppen bis zu 7000 Fuß. Aber selbst die niedrigeren Nebenreihen, deren mittlere Höhe etwa 1500 Fuß beträgt, haben ein stattliches Ansehen, da sie sehr steil emporschießen, und bei geringer Breite wie gigantische Bollwerke die verschiedenen Thalgegenden von einander absondern. Die Thäler sind sehr gut angebaut, mit Höfen übersäet, und enthalten eine Menge blühender Städtchen. Auf den Gebirgen sind die Pflanzungen seltener. Indessen kann man nicht sagen, daß die Heerstraße von Baltimore nach Wheeling durch eine Wildniß führe. Auf dem ganzen Wege findet man, in einer Entfernung von zwei Stunden, die besten Wirthshäuser.

Kurz vor Hancock brach die eiserne Vorderachse. Die Wege waren nicht Schuld daran, sondern die schlechte Qualität des Eisens, das durch unser Gepäck auf eine harte Probe gestellt wurde. Mittelst einiger Stäbe und Stricke, wobei die Vorübergehenden mit herzlicher Theilnahme halfen, kamen wir zur Stadt. Wir fanden ein sehr gutes geräumiges Wirthshaus, aber einen betrunkenen Schmied. Indeß war sein Geselle, ein rüstiger Neger, des Handwerks kundig genug, um uns bald zufrieden zu stellen. Auf unserer ferneren Reise fuhren wir durch große Waldungen von Kastanien. Die Früchte waren noch nicht reif, aber doch schon von lieblichem Geschmack. Von Zeit zu Zeit wanderten Feldhühner mit Schaaren von Jungen über die Heerstraße, in solcher Ruhe, daß wir sie anfangs für zahmes Geflügel hielten.

Bei der Stadt Cumberland trafen wir zum zweiten Mal auf den Potomak, und am folgenden Tage gelangten wir zu der dritten Gebirgsreihe, oder der Hauptkette, den Alleghanys im engern Sinne. Nicht weit von dem höchsten Punkte des Weges kamen wir zu einem Hause, wo die Nacht zuvor ein großer Bär ein etwa 200 Pfund schweres Schwein aus dem Stalle geholt hatte. An dem Boden waren die Abdrücke der Tatzen des Raubthieres noch zu sehen.

Jenseits des Alleghanygebirges fanden wir in dem Städtchen Smithfields ein freundliches Nachtlager. Ich wiederhole es, die Wirthshäuser von Baltimore nach Wheeling haben mich durch ihre Reinlichkeit und Eleganz sehr überrascht. Kostbare Fußteppiche sind etwas sehr Gewöhnliches, obgleich die Dielen an sich durchgängig besser und auch mit weit mehr Sorgfalt zusammengefügt sind als in Deutschland. Zur Annehmlichkeit der Wohnungen tragen die hier häufigen Piazzas (an den Seiten der Häuser angebrachte Galerien) wesentlich bei. Ich bin in mehreren Gasthöfen gewesen, wo die hohen Speisesäle auf bedeckte Galerien ausgingen, welche die entzückendsten Aussichten darboten. Auf dergleichen wird schon bei der Wahl der Baustellen gesehen und bei der Wahl der Richtung des Gebäudes Rücksicht genommen. Außer der guten Verpflegung waltet auch überall

eine solche Ordnung in der Aufsicht über die Effekten der Einkehrenden, daß fast keine Klage möglich ist. In jedem Gasthofe ist ein besonderes Local (bar-room), daselbst bildet Schranken eine Abtheilung für den Debit der geistigen Getränke und für die Aufbewahrung des Gepäckes unter der beständigen Obhut eines Kellners (bar-keeper), der sich mit nichts Anderem beschäftigt. Dieser Kellner nimmt, sobald der Gast anlangt, das Gepäck in Empfang, und stellt es beim Scheiden nebst der Rechnung zurück. Die Bar ist überhaupt der Ort, wo der Gast jedes Anliegen anbringt, und es hängen hier auch die Schlüssel zu den einzelnen Zimmern.

Die Heerstraße nach Wheeling wird mehr befahren als die ersten Straßen Deutschlands, und obgleich auf dem ganzen Wege kein Polizeibeamter zu sehen ist, und Niemand nach Pässen fragt, die ohnehin im Innern von Nordamerika ganz unbekannt sind, so fürchtet man sich doch nirgends weniger vor Dieben und Räubern als hier. Das Land ist den Guten wie den Schlechten gleich offen, und bei seiner örtlichen Lage ist es weit leichter, sich den Nachforschungen der Justiz zu entziehen, als anderswo in Europa. Deßhalb würde es wunderbar sein, wenn gar keine Verbrechen vorfielen. Daß aber zumal im Innern wenig geraubt und gestohlen wird, hat denselben Grund, warum man keine Bettler antrifft. Es ist nämlich bequemer, den Lebensunterhalt auf andere Weise zu gewinnen.

Wir kamen weiter zum Lorbeergebirge. Auch hier findet man keine öden Stellen, überall Hochwald von Fichten, Wallnußbäumen und zahmen Kastanien, zwischen denen das dunkle Grün der Calmiastauden (laurel) *), die Gruppen von Cedern (juniperus virginiana), Weihmuthskiefern (pinus strobus) und Hemloktannen, wovon ein angenehmes Bier bereitet wird, reizende Unterbrechungen bildeten.

Jenseits dieses Gebirges gelangten wir nach Uniontown, einer hübschen Landstadt in fruchtbarer Gegend, und zwei Tage später nach Washington, einer Stadt von 3600 Einwohnern, mit guten ziegelsteinernen Häusern, breiten Straßen und zwei Buchdruckereien, von wo wir noch 32 englische Meilen bis nach Wheeling hatten. Wir hätten übrigens weit schneller reisen können. Die Postkutsche (mail) würde uns in drei bis vier Tagen von Baltimore nach Wheeling gebracht haben. Allein unser Zweck war, uns das Land mit Muße zu betrachten.

Die Savannen und die Fruchtbarkeit.

Wenn die Reise von der atlantischen Küste nach dem Innern lange Zeit großentheils durch Wälder führt, welche eine gebirgige oder hügelige immer wellenförmige Oberfläche bedecken, die von Flußthälern mannichfaltig durchschnitten ist: so gelangt man wenige Meilen von dem Wabash in das

---

*) Wovon das Gebirge den Namen trägt: Laurel-hills.

Gebiet der Savannen, der natürlichen Wiesen, die sich durch die weite Ebene von Illinois bis zum Mississippi erstrecken. Man nimmt an, daß zwei Dritttheile dieses zu 2300 deutschen Quadratmeilen geschätzten Landes Wiesen seien.

Die Wiesen in Indiana wie in Illinois sind von zweierlei Art: niedrige und hohe; die letzteren liegen 30 bis 100 Fuß höher als die ersteren. Die niedrigen, minder zahlreichen, sind größtentheils naß und ganz von Holz entblößt; die Hochlandwiesen hingegen mit Wäldern umkränzt, und einzelne Baumgruppen ragen hin und wieder mitten aus den Grasebenen wie Inseln hervor. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar. Bei Vincennes hat man die vegetabilische Erde 22 Fuß tief gefunden; dort kann man sich überzeugen, wie lange für diese fette Dammerde aller Dünger überflüssig ist. Die Aecker jener Stadt sind jetzt beinahe 100 Jahre in Cultur, und noch zeigen sich keine Spuren von Erschöpfung. Man glaubt, daß die niedrigen Wiesen ihren Ursprung dem Wasser verdanken, und zum Theil der Grund von Seen gewesen seien. Die Hochlandswiesen erweitern sich zusehends durch das zufällige und absichtliche Abbrennen des Grases, was fast jedes Jahr Statt hat, und den Saum der Wälder nie unbeschädigt läßt. Deshalb ist man wohl berechtigt, an das unter den Indianern bei ihren Waldjagden so gewöhnliche Anzünden der Laubdecke in Betreff des ersten Entstehens jener Wiesen zu denken.

Auf mich haben diese großen Wiesenflächen keinen angenehmen Eindruck gemacht. Zu dem wird Einem die Gegend dadurch widrig, daß zwischen Vincennes und St. Louis viele Meilen weit das Brunnenwasser durch seinen Geschmack nach Eisenvitriol und seinen Schwefelgeruch abstößt. Es rührt dieß von einer Erdlage her, die eine sehr bedeutende Ausdehnung haben soll. Man hält das Wasser übrigens nicht für ungesund, und die Pflanzer sammt ihrem Vieh haben sich daran gewöhnt. Da wir bei der trockenen Jahreszeit reisten, so entbehrten wir den Anblick der zahllosen Blumen, die in den Frühlingstagen diesen Landschaften einen herrlichen Schmuck verleihen; aber wir konnten dafür desto schneller reisen. Wir kamen durch Wiesen von 6, 10, 12, 20 Meilen Breite. Der rasche Lauf des Wagens fand wenig Hindernisse, und diese nur bei den langsam schleichenden Bächen und Flüssen; doch brauchten wir keinen Fluß zu durchschwimmen, überall, wo Fähren nöthig waren, fanden wir sie vor.

Nördlich vom Mississippi zieht sich eine Hügelkette hin, welche drei Meilen unterhalb der Stadt St. Charles anfängt, dort, wo das Missourithal mit dem Mississippithale zusammenläuft. Diese Hügelkette scheidet die Gewässer des Missouri von denen das Mississippi; zum ersteren ist die Abdachung südwestlich, zum anderen nordöstlich. Sie giebt unzähligen Gewässern ihren Ursprung, die sich einerseits zum Missouri, andererseits zum Mississippi wenden. Der höchste Rücken der Hügelkette bildet wellenförmige Flächen, welche größtentheils natürliche Wiesen sind, die aber so mit Wäldern ab-

wechseln, daß sie dem reisenden Europäer wie anmuthige Schöpfungen des Landbaues vorkommen. An den Abdachungsseiten wird der Boden durch die tiefen Einschnitte der Gewässer uneben, und hier ist nichts als Urwald, der sich über die Anhöhen, so wie über die Schluchten und Thäler der Flüßchen bis zu den beiden Riesenströmen hinzieht. Manche der das Missourithal einschließenden Hügel erheben sich zu beträchtlichen Kuppen. Andere sind auf große Strecken fast senkrecht abgeschnitten, so daß die Felsenmassen in einiger Ferne gleich Mauern und Thürmen, durch Menschenhände gebildet, erscheinen. Die ganze Oberfläche dieses Landstrichs ist viele hundert Meilen weit von der fettesten Dammerde bedeckt.

Es ist zu bemerken, daß der Ausdruck „fruchtbarer Boden" in diesen Gegenden etwas Anderes besagen will, als in Deutschland. Guter Boden oder Boden erster Ordnung bedarf in dem ersten Jahrhundert des Düngers gar nicht, und ist in den ersten Jahrzehnten selbst für den Weizen zu fett. Hierher gehören die Thalebenen (bottoms), besonders des Missouri. Mittlerer Boden oder Boden zweiter Ordnung ist noch immer von der Art, daß in den ersten 12 bis 20 Jahren der Dünger den Ertrag der Ernte nicht zu steigern vermag. Die Dauer des natürlichen Düngers hängt jedoch sehr von dem Grade der Abschüssigkeit der den größten Flüssen zunächst gelegenen Hügels (bluffs) ab, und dem Abspülen derselben durch Regengüsse. Am dürftigsten ist der Boden in den näher bei den Savannen befindlichen Wäldern. Die Savannen selbst aber sind größtentheils wieder so fruchtbar, als die Hügel an den Thalebenen. Nirgends bemerkt man Steine, außer in den Einschnitten der Gewässer und an einzelnen Bergkuppen. Nichts ist aber verkehrter, als unter Savannen Steppen oder gar Sandwüsten zu verstehen. Die schwarze Dammerde ist an den meisten Stellen 1½ bis 2½ Fuß hoch, und unter ihr ist eine gute Mischung von Thon, Kalk und Sand.

Die Bäume der Wälder sind: Eichen, in mehr als 15 Arten (Deutschland hat deren nur drei), wovon eine Art Eicheln hat, so dick als Hühnereier; über 18 Arten Wallnußbäume, worunter der Paccapnußbaum, dessen von einer dünnen Schale umschlossene Frucht sehr angenehm schmeckt. Die Früchte der andern Wallnußarten verdienen dieses Lob nicht; die des weißen und schwarzen Wallnußbaumes sind frisch genossen wohlschmeckend genug, aber getrocknet sind sie zu ölig. Ferner giebt es Eschen, Sassafrasbäume, Eisenholzbäume, Ulmen, besonders die rothe Ulme, deren Bast ohne alle Zubereitung genießbar ist, und sich beim Kauen ganz in Schleim verwandelt. Er wird oft in frische Wunden gelegt, und soll namentlich für Schußwunden gut sein; man findet daher selten einen unbeschädigten Stamm. Zahme und wilde Thiere kennen diesen nahrhaften Stoff. Maulbeerbäume trifft man vorzüglich im Missourithale. Ihre Früchte werden sehr geschätzt. Plata-

nen (platanus occidentalis), hier gewöhnlich Sykomoren genannt, gedeihen in einem ungeheuern Umfange. Ich habe mehrere von acht bis zehn Fuß im Durchmesser gesehen, und es soll deren im Missourithal von 20 Fuß im Durchmesser geben. Hunderte von Meilen kann man hier wandern, ohne daß ein Sonnenstrahl die dichten Schatten der gigantischen Bäume durchbricht und dem Wanderer den Scheitel berührt. Der Boden ist von dem seit Urzeiten angehäuften Pflanzenmoder schwarz wie ein Kohlenlager. Die Natur schafft so gewaltig, daß man Weinstöcke sieht, deren Stämme, über ein Fuß dick, sich gegen 100 Fuß hoch frei wie Kobel emporheben und sich dann auf den Kronen von Ulmen mit ihren dichtbelaubten Ranken ausbreiten. Nicht selten erliegt die mächtige Stütze unter der vom Winde in Schwingung gebrachten Last, die den Baum, namentlich wenn er schon alt ist, entwurzelt. Manche Hügel sind von Trauben so bedeckt, daß sich in kurzer Zeit Wagen voll Trauben sammeln lassen. Die Beeren an einigen Orten sind süß und wohlschmeckend, allein sie liefern wenig Saft. In den fetten Flußthälern sind sie meist sauer. Ich zweifle übrigens nicht, daß die Cultur eine erwünschte Veredlung bewirken würde. Man findet bloß rothe Beeren.

Unter den Fruchtbäumen darf ich den Persimombaum nicht vergessen. Man trifft ihn nicht sehr häufig. Die Frucht hat im Aeußeren viel Aehnlichkeit mit einer gelben Pflaume; indessen enthält sie nicht bloß Einen Stein, sondern mehrere Nüsse wie die Mispeln. Auch ist der Blüthenkelch bleibend (oben auf der Frucht). Bevor sie reif ist, hat sie viel Adstringirendes (Zusammenziehendes) und wird deßhalb bei der Ruhr empfohlen; bei völliger Reife übertrifft ihr lieblicher Geschmack unsere meisten Pflaumenarten. Am auffallendsten unter allen Früchten aber war mir die des Papawbaumes (anona triloba). Der Baum selbst wird nicht höher als etwa 20 Fuß und selten einen halben Fuß dick. Die Blüthe ist eine schöne dunkelrothe Glocke mit fünf Staubfäden und einem Staubwege. Die Frucht möchte ich der Form nach vergleichen mit einer kurzen Wurst, von drei Zoll Länge und einem bis zwei Zoll Dicke. Die grüne glatte Haut, welche das Fleisch umgiebt, nimmt beim Reifen eine weißlich gelbe Färbung an. Im Innern sind mehrere kleine, kastanienähnliche Kerne, die genossen Erbrechen erregen. Das diese Kerne umhüllende Fleisch, welches bei Weitem den größten Theil der Frucht ausmacht, ist an Farbe und Geschmack von einem gut bereiteten Eierrahm schwer zu unterscheiden, weßhalb auch die Kinder sehr darauf erpicht sind. Uebrigens ist der Baum sowohl in den Thälern als auf den Höhen ein sicheres Merkmal von fettem Boden. Auch wohlschmeckende Pflaumen finden sich in den Wäldern.

Unter den Waldbäumen sind jedoch die Ahornbäume nicht zu vergessen. Der Zuckerahorn ist am Mississippi so häufig, daß fast jeder Ansiedler seinen Zuckerwald (sugar-camp) besitzt, und zwar nicht selten ganz nahe bei der Hofstelle, doch auch wohl eine oder mehrere Meilen davon entfernt

Im letzteren Falle ist der Wald meist Staatseigenthum. Die Benutzung der öffentlichen Wälder ist aber unter Reichen und Armen so üblich, als ob sie durch ausdrückliche Gesetze erlaubt wäre. Die erste Besitznahme gilt als Vorzugsrecht, in welchem man nur durch einen wirklichen Ankäufer des Bodens gestört werden kann. Gegen die Mitte Februars beginnt das günstige Wetter, d. h. es folgen auf ziemlich kalte Nächte heiße Tage. Dieser Wechsel der Temperatur bringt den Saft der Bäume so sehr in Bewegung, daß er aus einer ins Holz gemachten Verletzung nicht austropft, sondern wahrhaft ausfließt. Sobald nun die Zeit gekommen ist, verfügt sich die ganze Familie — wie zu einem Familienfeste — in den Wald, wo sich eine geräumige Hütte befindet, mit einer aus rauhen Steinen aufgeführten Feuerstelle für vier bis fünf eiserne Kessel. Die Bäume werden einige Fuß hoch über der Erde angebohrt (dicke Stämme mehrfach), die Löcher mit Röhren von Hollunder versehen und Tröge darunter gestellt. Eine Person fährt hierauf in einem von Pferden gezogenen Schlitten umher, um den Inhalt der Tröge in Fässer zu sammeln und zum Feuer zu bringen, und dort ist eine zweite Person, meist die Hausfrau, mit dem Einkochen*) beschäftigt, während ihre Kinder neben der Hütte im Grase spielen. Unter ihren Händen gelangt der Saft aus dem ersten Kessel in den letzten, in welchem er bis zur Dicke des geschmolzenen Zuckers bleibt, worauf er zum Erkalten ausgegossen wird. Das Brennholz ist, wie man sich vorstellen kann, leicht herbeizuschaffen. Der Zucker verdient an Farbe und Geschmack, wenn er sorgfältig bereitet wurde, vor dem hellgelben Rohrzucker den Vorzug, und bedarf zum häuslichen Gebrauche keiner Reinigung. Zwei Personen liefern mit aller Bequemlichkeit, falls das Wetter gut ist, in einer Woche zwei bis drei Centner, ohne an ihren gewöhnlichen Verrichtungen gehindert zu sein. Obgleich auch im Herbste Zucker gemacht werden könnte, so geschieht es doch selten. Denn es giebt dann andere Arbeiten, und der Pflanzer läßt es sich nicht sauer werden, weder sich selbst noch seinen Negern. Der Preis des Ahornzuckers ist hier 10 Cents (15 Kreuzer) das Pfund; ein Centner geht fast in jeder Haushaltung auf. Ueberhaupt kennt man hier keine europäische Dürftigkeit, hier, wo ein Tagelöhner in zwölf Stunden so viel verdient, als er die ganze Woche mit der besten Eßlust an Fleisch, Brod, Gemüse, Butter, Milch und Branntwein verzehrt. Die Benutzung der Ahornwälder haben die Weißen von den Indianern gelernt.

---

*) Um das Ueberwallen zu verhüten, legt man ein Stück Speck in den Kessel, welches dann wahrscheinlich auf dieselbe Weise wirkt, wie Oel, das auf eine bewegte Oberfläche gegossen wird.

3. Cincinnati*).

Cincinnati, „die Königin des Westens," wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allgemein genannt wird, liegt in der südwestlichen Ecke Ohios, dessen schönste und bedeutendste Stadt sie ist. Erst seit einigen funfzig Jahren entstanden (denn noch leben Männer, welche 1791 die erste Blockhütte dort bauen halfen), zählt sie jetzt schon an 60,000 Einwohner, und hat im Westen dieselbe Bedeutung erlangt, deren sich Neu-Orleans im Süden und Neu-York im Osten rühmt. Da Ohio selbst schon seit etwa 25 Jahren besonders von deutschen Auswanderern angebaut wurde, so breitete sich auch Cincinnati immer mehr und mehr aus, vertheilte nicht allein von dort die den Mississippi und Ohio heraufkommenden Fremden in dem Staate, sondern ward auch zum Mittelpunkt des Binnenhandels, der die Producte des Nordens, als Mais, Mehl, Whiskey, eingepökeltes Schweinefleisch, getrocknete Früchte, Kartoffeln u. s. w., nach dem Süden versandte und dafür die Erzeugnisse der wärmeren Landstriche, als Zucker, Baumwolle, Taback, Seesalz, Kaffee und die übrigen Früchte der Tropenländer in Empfang nahm. Zur Erleichterung dieses Zweckes stand es nicht allein durch den Ohio, einen großen schönen Strom, mit dem Osten, sondern auch durch den westlichen Kanal mit Buffalo und den nördlichen See'n, Erie, Michigan und Ontario, in Verbindung, und gute, nach europäischer Art angelegte Chausseen zweigten sich durch das ganze Land. Durch die Erbauung eben dieser Wege und Kanäle, wie durch die gesunde Lage des Ortes selbst, wurde eine sehr große Menge von Deutschen, meist aus den ärmeren Classen, veranlaßt, die blühende Stadt aufzusuchen und sich in ihr, oder wenigstens in der Nähe derselben eine Existenz zu gründen. Besonders strömten von Norddeutschland, Oldenburg und Hannover dem Eldorado des Westens Schiffsladungen voll Auswanderer zu. Die natürliche Folge aber war, daß, wo so viele zusammentrafen, die den Platz nur in der Hoffnung aufgesucht hatten, nicht allein „Geld zu verdienen," sondern auch „reich zu werden," der größte Theil derselben sich getäuscht sehen und entweder unter nicht gerade glänzenden Verhältnissen ausharren oder weiter westlich einen geeigneteren Wirkungskreis suchen mußte.

Natürlich war ein solcher Zusammenfluß von Menschen, die meistentheils von allen Hilfsmitteln entblößt in Cincinnati eintrafen und nun, da sie ihre Hoffnungen nicht realisirt, sich selbst obdach- und hilflos fanden, sehr wenig dazu geeignet, den Amerikanern einen guten Begriff von Deutschen und durch diese von Deutschland selbst zu geben, daher denn auch wohl Mancher, der mit dem schönen Glauben das Land betritt, schon durch sein Vaterland allein, wenn nicht freundlich aufgenommen, doch geachtet zu werden, seinen Irrthum einsehen wird, wenn er findet, daß der Name

*) Nach Fr. Gerstäcker.

„Dutchman" nicht bloß bei den niedern Classen ein Spott-, ja oft Schimpfname geworden. Das kann übrigens nur von den Städten gelten, wo sich die rohe Hefe des Volkes concentrirte, im Lande selbst ist der deutsche Landmann wegen seines eisernen, unermüdeten Fleißes geschätzt und geachtet, wie denn auch die deutschen Ansiedelungen in den nördlichen Staaten fast stets die besseren sind, und doch muß eben der Deutsche, selbst wenn er im alten Vaterlande den Ackerbau betrieben hat, in Amerika wieder von vorn zu lernen anfangen, indem nicht allein Boden und Erzeugnisse, sondern auch Ackergeräthschaften wie die in jenem Lande nöthigen Behandlungsarten der Felder ganz verschieden von den unsern sind. Da die Arbeit dort aber leichter, der Humus selbst, besonders in den westlichen Staaten, so viel vorzüglicher als in den alten, seit langen Jahren angebauten Landstrichen ist, so unterzieht sich der Deutsche auch stets mit Lust und Liebe einer Lehrzeit, die einen so reichhaltigen Erfolg verspricht, und sieht seinen Fleiß und seine Ausdauer, welche letztere dem Amerikaner gänzlich fehlt, in kurzer Zeit durch blühende Felder und üppige Vegetation belohnt.

Der Amerikaner, d. h. der nördliche Amerikaner (denn der südliche Pflanzer in den Sklavenstaaten ist wieder ein ganz anderer Mensch), ist auch fleißig und arbeitet mit einer Schnelle und Gewandtheit, in der ihm der Ausländer vergebens gleichzukommen sucht, aber nur kurze Zeit hält er aus, das Gleichförmige ermüdet ihn, eine schlechte Ernte macht ihn gegen sein Land mißtrauisch, er hört von fruchtbarerem, ergiebigerem Boden, von besserer Weide, üppigerer Vegetation, und augenblicklich führt er den schnell entworfenen Plan aus. Gerade in dem Zeitpunkt, in welchem der ruhige Deutsche anfängt, die Früchte seines Fleißes zu ernten, verkauft der Amerikaner den Platz, der seine Heimath war, packt sein bewegliches Eigenthum auf Karren und Wagen, treibt sein Vieh zusammen und zieht gen Westen.

Cincinnati liegt am nördlichen Ufer des Ohio, der von Pittsburg aus, wo dieser durch den Zusammenfluß des Alleghany und Monongahela seinen Namen erhält, sich östlich nach einem Lauf von circa 1000 englischen Meilen in den Mississippi ergießt. — Es ist ein stattlicher Strom, dessen malerische Ufer ihm den Namen des „amerikanischen Rheines" gewonnen haben; bei Cincinnati mag er etwa eine englische Meile breit sein, und trägt im Winter und Frühjahr die größten Dampfböte, wird jedoch im Sommer und Herbst, nicht mehr durch die Bergströme der Alleghanygebirge genährt, an mehreren Stellen sehr seicht, und die Schifffahrt hört dann für die größeren Boote auf. Durch diesen „schönen Strom" aber (der indianische Name der Senecas ist Oh-ey-o oder der schöne Strom) erhielt Cincinnati seine Bedeutung und wuchs schnell zu einer der größten Städte der Union an; zwar versuchten Speculanten am gegenüberliegenden Ufer in Kentucki, am Ausfluß des Licking, Oppositionsstädte zu erbauen, und New-Port und Covington entstanden, Cincinnati aber überflügelte sie schnell, und wurde die „Königin des Westens."

Die eigentliche Stadt, denn sie zählt außer dem Städtchen Mohawk noch mehrere Anbaue, liegt am Fuß einer Hügelreihe, die das Thal des kleinen Mianio einschließt und hat mehrere Eisengießereien; dabei versorgt sie fast die ganzen Vereinigten Staaten mit geschnittenen eisernen Nägeln, die überall statt der geschmiedeten gebräuchlich sind. In und um Cincinnati befinden sich auch die bedeutendsten Brauereien und Whiskeybrennereien Amerikas, besonders aber Schlachthäuser, wie sie auf keinem zweiten Platz in der Welt existiren, denn von hier aus werden nicht allein die Vereinigten, sondern auch die südlich gelegenen Staaten, Texas und Mexiko, mit eingepökeltem Schweinefleisch versehen, das sogar bis nach Südamerika verschifft wird.

Der später angelegte Theil Cincinnatis, welchen der westliche Kanal von der eigentlichen Stadt und dem Ohiofluß trennt, ist größtentheils von Deutschen bewohnt, und wird auch von den Amerikanern „Little-Germany" genannt. Fast über jeder Thür hängen Schilde deutscher Wirthshäuser, Schuster, Schneider und anderer Handwerke, die, wenn sie auch wirklich dann und wann englisch geschrieben sind, den deutschen Meister doch stets verrathen. Besonders können sich die vaterländischen Schuster mit ihrem gemalten Stiefel in der Mitte und einem rothen Schuh an der einen, einem schwarzen Schuh an der andern Seite nimmermehr verleugnen, ebenso wenig die Leute selbst mit ihren langen, blauen, schmalkragigen Röcken und den weißleinenen Taschen, mit dem hoch ausgeschweiften Hut und dem rothgeblümten Halstuch.

Nichts schildert den Charakter eines Menschen deutlicher, als kleine Anekdoten und Angewohnheiten aus seinem Leben, ebenso ist es mit einer Stadt, die man wohl am leichtesten durch kleinere Züge ihres innern Treibens und Verkehrs kennen lernt, und von denen ich versuchen will, dem Leser einige, wie sie mir noch frisch im Gedächtniß sind, mitzutheilen.

Der Markt.

Durch ganz Nordamerika haben die Marktplätze ein ziemlich ähnliches Aussehen: ein sogenanntes „Markthaus" bildet den Mittelpunkt und besteht aus einem auf einer doppelten Säulenreihe ruhenden Dach, unter dessen Schutz die Fleischhauer oder Metzger den innern Raum einnehmen; um diesen reihen sich die ein höheres Standgeld zahlenden Gärtner an der Außenseite, aber ebenfalls noch unter dem Schutz des Vorbaues, an. In Cincinnati sind drei solche Marktplätze: der obere oder Flymarket, der mittlere und der untere Markt, wo Montag und Donnerstag auf dem ersten, Dienstag und Freitag auf dem zweiten und Mittwoch und Sonnabend auf dem dritten Markt gehalten wird. Dort prädominiren die Deutschen besonders, denn sie bilden nicht allein die Mehrzahl der Fleischer, sondern haben auch mit wenigen Ausnahmen den alleinigen Verkauf der Gartenfrüchte, und zwar schon aus dem Grunde, weil der Amerikaner in dieser Hinsicht

nun einmal ein Vorurtheil zu Gunsten der Deutschen hat, die, wie er glaubt, alle geborne Gärtner sind. Will ein Amerikaner im Frühjahr seinen Garten bestellen lassen, so ruft er den ersten besten Deutschen dazu und überträgt ihm die Arbeit, er fragt aber nie: „weißt Du mit einem Garten umzugehen?“ sondern denkt, das verstehe sich von selbst. Dabei haben unsere Landsleute das Monopol des Sauerkrautes, mit dem es ihnen wie den Creolen mit ihrem Lieblingsgericht Gumbo geht, es ist zum Spottnamen und zur Bezeichnung der Nation geworden, und nicht selten hört man unter den niedern Classen der Amerikaner, wenn Jemand eine gemischte Versammlung bezeichnen will, den Ausdruck: „es waren Amerikaner, Gumbos und Sauerkrauts dort.“

Da übrigens die meisten der zu Markte Kommenden ihre Producte von Meilen weit entfernten Farmen herbeischaffen, so lassen sie dieselben auf ihren kleinen, einspännigen, mit Leinwand überzogenen Fuhrwerken, und fahren diese auf beiden Seiten des Marktplatzes so auf, daß die Einkäufer, auf der Außenseite umhergehend, den im Hintertheil des Wagens ausgelegten Inhalt sehen und prüfen können. Oft stehen Hunderte derselben in langer die Straßen weit hinaufreichender Reihe beisammen und geben dem Ganzen ein eigenthümliches Ansehen; was aber dem Europäer besonders auffällt, sind die Einkäufer selbst. Wie ich zum ersten Mal auf einen amerikanischen Markt kam, traute ich meinen Augen kaum, als ich nicht allein anständige, sondern sogar elegant gekleidete Männer, oft in schwarzem Frack, mit Ringen an den Fingern, goldenen Uhrketten und blendend feiner Wäsche, großmächtige Körbe am Arme tragend, zu Markte gehen, oder gar reiten sah; es war etwas unsern deutschen Sitten und Gebräuchen so ganz Entgegengesetztes, daß ich nur mit vieler Mühe das Lachen verbeißen konnte. Nichts macht sich dann komischer, als wenn es zu regnen anfängt und der „Gentleman“ den schon zur Vorsorge mitgenommenen Regenschirm aufspannt, dem kleinen Pony die Hacken in die Seite setzt und mit kurzen Steigbügeln, daß die Knie fast den Sattelknopf berühren, nach Hause galoppirt.

Die Fleischer schmücken besonders bei feierlichen Gelegenheiten, als am 4. Juli, am Tage der Unabhängigkeitserklärung, an Washington's Geburtstage, an verschiedenen Dank- oder Bußtagen u. s. w., ihre Stände und das ausgeschlachtete Vieh auf das Zierlichste, wobei sie etwas darin suchen, alle möglichen Fleischarten zum Verkauf auszustellen. Daher findet man nicht selten bei einem einzelnen neben den gewöhnlichen Thierarten ganze Bären, Hirsche, Waschbären und Eichhörnchen, die durch Blumenguirlanden auf das Freundlichste mit einander verbunden sind. Den Gemüseverkauf besorgen, wie schon gesagt, fast ausschließlich die Deutschen, denen auch die besten und einträglichsten Farmen in der Nähe von Cincinnati gehören, und von welchen sogar schon einige Weinberge angelegt und einen erträglich guten Wein gekeltert haben. Die Amerikaner schaffen hingegen mehr

Käse, Bier, Butter und Geflügel zu Markt, während die farbige Bevölkerung von Cincinnati meistens gedörrtes Obst, Pfirsiche und Aepfel feil hält. Im Ganzen ist Cincinnati die billigste Stadt des Westens, und ein einzelner Mann kann mit 400 Dollars (1 Dollar 1 Thlr. 8 gGr.) das Jahr anständig leben.

Boardinghäuser.

Das Wort „boarding-house" ist fast das erste, welches der Einwanderer in Amerika lernt — er muß ein Obdach und Nahrung haben, und dieß Alles findet er für einen verhältnißmäßig billigen Preis in solchen Kost- oder Boardinghäusern. Ich rede hier nicht von den besser eingerichteten Wirthschaften und Hotels, die dem Reisenden alle möglichen Bequemlichkeiten bieten, und von denen in Cincinnati besonders eine große Anzahl existirt, sondern von den Häusern, in welchen der Fremde, dessen finanzielle Umstände ihm nicht erlauben, sechs, acht, ja zwölf Dollars die Woche für Kostgeld zu bezahlen, einkehrt, und wo er, wie der deutsch-amerikanische Ausdruck ist, „boardet."

Diese Anstalten werden fast ausschließlich von Deutschen gehalten, sind sich im Ganzen ziemlich ähnlich, und wir wollen dem Leser eines dieser „Kaffeehäuser," wie sie sich fast alle nennen, näher vorführen. Es ist ein schmales, zweistöckiges, grün angestrichenes Brettergebäude, das, selbst etwas windschief, zwischen zwei große Backsteinhäuser hineingepreßt, scheinbar von diesen aufrecht gehalten wird. Ein breites Glasfenster zeigt drei über einander angebrachte Reihen von Flaschen mit Liqueur oder wenigstens einer liqueurfarbigen Flüssigkeit gefüllt, zwischen denen, um den sonst etwas zu leeren Raum auszufüllen, einzelne Citronen liegen, während in der unteren Reihe mehrere Glasgefäße mit Kandiszucker und andern Näschereien prangen. Ueber der mit einer rothen Gardine verhangenen Thür steht auf einem grün lackirten Schild mit grell rothen Buchstaben, daß die Augen kaum das Verschwimmen der Farben ertragen können, „Battle of Bunkershill Coffee-house," und darunter „Deutsches Kosthaus von N. N."

Doch wir wollen hineingehen und das Innere des Heiligthums betrachten. Es ist ein kleines, wahrscheinlich früher zum Vorsaal bestimmt gewesenes Zimmer, das jetzt aber zur Schenkstube benutzt wird, und zugleich das Entree des Hauses bildet. Rechts sind bis zur Decke hinauf Rahmen angebracht, die, mit Flaschen, Karaffen, Gläsern, Apfelsinen und Zuckerwerk ausgeschmückt, die eine Wand verdecken, während Thür und Fenster die zweite einnehmen, und riesenhafte Zettel, Ankündigungen von Seiltänzern und Kunstreitern, mit Abbildungen der merkwürdigen Sachen, welche diese auszuführen gedenken, die beiden andern überziehen. Besonders hervorstechend zeigt sich noch, gerade am mittelsten Rahmen befestigt, ein kleines Schild, auf dem mit größtmöglichen Buchstaben die Worte „No credit!" „Kein Credit!" zu lesen sind, und mit dem eine zweite unter Glas

und Rahmen gebrachte Tafel correspondirt, durch welche dem Eintretenden in zierlichen Versen kund gethan wird, daß der Eigenthümer seine Weine und Liqueure, seine Flaschen und Gläser, ferner Hausrente und Taxen bezahlen müsse, und deswegen unendlich bedaure, seinen geehrten Gästen unter keiner Bedingung borgen zu können. Eine Art Ladentisch trennt den Ausschenker oder „Barkeeper“ von den Gästen, zu deren Bequemlichkeit nur eine kurze, grün lackirte Gartenbank an der gegenüberstehenden Wand angebracht ist, die aber für den Augenblick leider nicht benutzt werden kann, da ein Irländer, der ein wenig zu schwer geladen, langgestreckt darauf liegt.

„Wer tractirt?“ ruft jetzt der Barkeeper, welcher sich schon fast eine Viertelstunde lang die Anwesenden ungeduldig betrachtete. „Wer tractirt? Boy's — ihr steht ja so trocken da, wie die Pulverfässer — wollen wir d'rum würfeln?“ Er hat bei den letzten Worten einen kleinen Lederbecher unter dem Ladentisch hervorgeholt und schüttelt denselben ein wenig; der Klang wirkt wie bezaubernd, Alle treten hinzu, und die drei niedrigsten Würfe müssen den Trunk à Person mit einem Picayune (6¼ Cent. oder 2 gGr.) bezahlen. Obgleich der Barkeeper selbst mit spielt, so ist es doch eher zu erwarten, daß der niedrigste Wurf leicht einen der Gäste, von denen sechs gegenwärtig sind, als ihn treffen wird, und schon auf solche Art und Weise verdienen die Wirthe manchen Dollar. Jetzt öffnet sich aber die Thür, und ein anständig gekleideter Mann tritt herein und erkundigt sich bei dem Ausschenker, ob er hier eine oder mehrere Wochen „boarden“ könne. Dieser beschaut ihn zuerst sehr aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß, und fragt ihn dann vor allen Dingen, „ob er Gepäck bei sich habe.“

„Nichts als dieses,“ antwortet der Fremde, und zeigt auf ein kleines, in ein rothseidenes Schnupftuch eingeschlagenes Päckchen.

„Hm,“ sagt der Ausschenker, „dann müssen Sie pränumerando bezahlen, ich kann Ihnen nicht helfen!“

„Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich das nicht werde?“ entgegnete pikirt der Fremde.

„Oh well!“ sagt der Ausschenker, keineswegs dadurch außer Fassung gebracht, „dann ist Alles in Richtigkeit.“

„Und der Preis?“ fragt der Fremde.

„Drei Dollars die Woche!“

Der Mann bezahlt und bittet den Barkeeper nun, ihm sein Zimmer zu zeigen; dieser steigt mit ihm eine kleine schmale Treppe hinauf, öffnet die sich fast an der obersten Stufe befindliche Thür und weist den eben Gekommenen hinein.

Es ist ein ziemlich großer Raum, der die ganze Breite des Hauses einnimmt, mit drei Fenstern und einem gewaltigen Kamin an der Seite; das Ganze hat aber ein unfreundlich kaltes Aussehen, denn in dem Kamin liegen Stiefeln, Stöcke, Hutschachteln, Pfeifen 2c., und beweisen zur Genüge, wie wenig von dieser Seite auf ein gutes, erquickendes Feuer zu hoffen sei.

Des Fremden, den Raum schnell durchfliegende Augen zählen funfzehn zweischläfrige Betten, die eines neben dem andern an den Wänden hin und in der Mitte stehen, und eine ziemlich zahlreiche Schlafgenossenschaft versprechen. Nur ein Tisch und etwa acht oder neun Stühle dienen dem Worte „Mobilien" zur Entschuldigung, und die umherhängenden verschiedenartigen Kleidungsstücke sind nicht gerade geeignet, dem Ganzen ein freundlicheres Aussehen zu geben.

„Und hier soll ich schlafen?" fragt mit gerade nicht freudiger Ueberraschung der Fremde.

„Ja!" ist die Antwort — „in diesem Bette hier, mit einem Amerikaner — es ist ein ganz ordentlicher Mann!"

„Und kann ich kein Bett für mich allein bekommen?"

„Unmöglich, wir haben jetzt kaum Platz für unsere Gäste — alle Boardinghäuser sind überfüllt."

Noch steht der Fremde unschlüssig am Eingange, er weiß aber, daß, wenn er auch zu einem andern Hause gehen wollte, sich die Verhältnisse ziemlich gleich bleiben, wirft sein Päckchen auf das ihm angewiesene Bett und — ist eingezogen.

„Haben Sie denn wohl einen ruhigen Platz, wo ich einen Brief schreiben könnte?" fragt er jetzt nochmals den Barkeeper, der eben im Begriff ist, die steile Treppe wieder hinunter zu klettern.

„Unten im Zimmer, wo die Uebrigen sind!" sagt dieser, „das ist der einzige Platz im ganzen Hause." In jenes Zimmer führt er jetzt seinen Gast und zeigt ihm in der einen Ecke einen Tisch, an welchem eben ein freundlicher Oldenburger emsig beschäftigt ist, zu dem morgenden Sonntag seine Stiefeln zu wichsen.

„Du mußt damit hinausgehen!" fährt er diesen an, „das gehört sich nicht in die Stube! Wir sind nicht mehr auf dem Schiffe!" Schweigend räumt der also Abgefertigte seinen Platz ein, und der Fremde sieht sich vergebens nach irgend einem Gegenstande um, mit welchem er den staubigen Tisch abwischen könne.

„Warten Sie, ich will Ihnen etwas bringen," sagt der Barkeeper, und geht in das Schenkzimmer zurück; unterdessen hat aber jener vollkommen Zeit, den Raum zu betrachten, in welchem er sich jetzt befindet. Es ist ein geräumiges Zimmer mit einem großen gußeisernen Gestell in der Mitte, das ein Mittelding zwischen Ofen und Kamin zu sein scheint, denn es hat wohl die Gestalt des ersteren, entspricht aber ganz dem Zweck des letzteren, da es die Hitze nicht erst durch Röhren, sondern gleich durch die vorn im Rost sichtbaren Kohlen verbreitet. Um dieses haben sich in allen möglichen Stellungen und Lagen die verschiedenen Gäste des „Kaffeehauses zur Schlacht am Bunkershill" versammelt, und befinden sich alle in einer sehr heitern Stimmung, lachen und erzählen und machen einen Lärm, daß die Gläser auf dem zweiten Tische zittern. Einige, die im Anfange ge-

kommen sein mochten, hatten noch Stühle gefunden, die später Eintreffenden schon mit zwei grünlackirten Holzbänken, denen ähnlich, die in der Schenkstube standen, vorlieb nehmen müssen, und die letzten konnten einzig und allein stehend an der Gesellschaft und zu gleicher Zeit am Ofen Theil nehmen. Unser Gast war gezwungen, sich auf irgend eine Art einen Stuhl zu verschaffen, und mit den Sitten solcher Häuser schon ziemlich vertraut, blieb er einige Minuten am Feuer, bis einer der Sitzenden aufstand, welchem er dann ohne weitere Umstände den kaum verlassenen Stuhl entführte und an seinen Tisch trug. Diesen mußte er übrigens, da der Barkeeper nicht wiederkehrte, mit seinem eigenen Taschentuche abstäuben.

Jetzt klingelt es plötzlich im nächsten Zimmer, und der langersehnte Ruf „supper! supper!" (Abendessen) übertönt und erstickt bald den früheren Lärm; Alles strömt in das Speisezimmer, und der Barkeeper trägt den Davondrängenden die zurückgelassenen Stühle nach, da an der Table d'hôte noch einige fehlen. Eine lange Tafel steht dort gedeckt, an welcher etwa 30 Personen Raum haben, und die mit mehreren Fleischarten, Kartoffeln, Eiern, Butter und Käse besetzt ist. Jeder Gast findet neben seinem Teller eine eingeschenkte Tasse Thee, die er, wenn geleert, bloß emporzuheben braucht, um sie augenblicklich wieder von einem jungen Mädchen, das die Aufwartung besorgt, gefüllt zu bekommen; doch sieht es der Wirth nicht gern, wenn das öfter als zwei Mal geschieht. Das Essen ist gut und schmackhaft zubereitet, und nach der Mahlzeit, von der Jeder, sobald er fertig ist, aufsteht, ohne sich weiter mit Wort oder Blick um seinen Nebenmann zu bekümmern, versammeln sich die Gäste wieder um den kaum verlassenen Ofen, an welchem Jene jetzt die besten Plätze einnehmen, die am schnellsten essen konnten. Die Gesellschaft ist übrigens keineswegs uninteressant, denn nicht allein verschiedene Nationen, sondern auch verschiedene Stände treffen sich hier, und die gebildetere Classe der Deutschen, als Advokaten, Aerzte, Theologen, Kaufleute ꝛc., die größtentheils wenigstens für den Augenblick noch gezwungen waren, eine ihren früheren Beschäftigungen gerade nicht entsprechende Arbeit zu übernehmen, um ehrlich und ordentlich in der neuen Welt durchzukommen, findet sich bald zusammen und verplaudert die langen Abende.

Die Zeit des Schlafengehens nahet aber jetzt, und hier und da schleichen Einzelne mit abgebrannten Lichtendchen in der Hand die Treppe hinauf, denen die Uebrigen ebenfalls bald folgen und ermüdet das harte Lager suchen, welches nur aus einer Seegrasmatratze und zwei oder drei wollenen Decken besteht. Die Lichter verlöschen nach und nach, und sobald sich die einzelnen Paare und Bettgenossenschaften verständigt haben, ob sie „doppeladler- oder löffelartig" liegen wollen, herrscht für wenige Minuten tiefes Schweigen, das aber bald einem von allen Seiten hertönenden Schnarchen weicht, bei dem sich der daran nicht Gewöhnte oft stundenlang auf seinem Lager unruhig umherwälzt.

Es existiren übrigens auch mehrere amerikanische Boarding-Houses in Cincinnati, wo der Gast für fünf Dollars pr. Woche eine reinlichere und freundlichere Umgebung hat; das Unangenehme des mit Mehreren Zusammenschlafens findet sich in den meisten.

Money-Brokers.

Die Geldwechsler spielen in allen Städten Amerikas eine bedeutende Rolle, denn Tausende von verschiedenen Banknoten und Münzsorten circuliren, und es ist daher unbedingt nöthig, Leute zu haben, welche nicht allein die echten von den nachgemachten unterscheiden können, sondern auch den Reisenden mit den für ihn brauchbarsten Münzsorten oder Tresorscheinen versehen.

Die Broker haben ihre kleinen, zierlich ausgeputzten Locale gewöhnlich an Straßenecken, um recht in die Augen zu fallen, und suchen etwas darin, durch in den Fenstern ausgelegte Packete Banknoten und kleine Haufen von Goldstücken die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen.

Auctionen.

In einem Lande, wo so viel und so großartig speculirt wird, wie in Amerika, ist es eine sehr natürliche Folge, daß sich auch Tausende in ihren Erwartungen und Hoffnungen betrogen finden, deren Eigenthum und Waare dann den Weg in die zahlreichen durch die ganze Stadt zerstreuten Auctionslocale findet, die hier auf eine so unglaubliche Art unter dem Werth verschleudert wird.

Eine kleine hellrothe Fahne, über der Thüre aufgesteckt, zeigt am Tage den Ort an, wo Abends mit dem Glockenschlag sieben der Ausverkauf beginnen wird, und Kauflustige oder Neugierige treiben sich, einander ablösend, fortwährend vor und in diesen Localen herum, um die am Abend vorkommenden Waaren zu betrachten und zu prüfen; mit einbrechender Dämmerung jedoch, wo die blutrothe Flagge übersehen werden könnte, stellt sich irgend ein Mann oder Knabe, sehr häufig ein besonders hierzu gemietheter Neger, mit einer Handglocke vor das Auctionslocal und läutet pausenlos auf eine ohrenzerreißende Art, um die Bevölkerung von Cincinnati darauf aufmerksam zu machen, daß die Versteigerung bald beginnen werde. Es sind wohl 12 bis 15 verschiedene Auctionen an jedem Abend, und hier kaufen besonders die umherziehenden Krämer ihre Waaren ein, mit denen sie später die Farmer im Innern des Landes beglücken.

Der Auctionator steht auf einer von dem Platz, welchen die Käufer einnehmen, getrennten hohen Bühne, die es ihm möglich macht, Alle zu sehen, wie von Allen gesehen zu werden, und die zu versteigernden Gegenstände werden ihm durch einen zweiten von innen hinaufgereicht. Von dem Mittelpunkte dieser Bühne aus läuft ein schmaler, langer Tisch bis fast zur Thüre hin, um auf diesem vorkommende Ausschnittwaaren aufzurollen und die Kauflustigen besehen zu lassen. Die Waaren selbst sind

übrigens sehr gemischter Art — Tuche und Steingut, Bijouterien und Glaswaaren, Kattune und Bücher, eiserne Geräthschaften und Porzellan, Schuhe und Hüte, Weine, Liqueure und eingemachte Früchte und Austern, Alles wird wild durch einander feil geboten, wobei sich der Auctionator durch eine fast fabelhafte Zungenfertigkeit auszeichnet, mit welcher er das aufbietende und aufmunternde going, going, going; going ruft, daß das Ohr dem Klange kaum zu folgen vermag, bis ein entscheidendes „gone!" den Bietenden entweder erschreckt oder erfreut. Allerdings hat man öfters die Gelegenheit, auf diesen Auctionen Waaren zu einem Spottpreise einzukaufen, im Ganzen ist es aber doch sehr gefährlich, denn entweder wird der mit den Gebräuchen nicht Bekannte angeführt, oder kauft, durch den anscheinend billigen Preis bestochen, eine Masse von Sachen, die er mit gutem Gelde bezahlen muß und nachher nicht gebrauchen kann.

Kleiderläden

sind in Amerika, wo Alles so zauberhaft schnell geht, und die Menschen sich fast stets unterwegs befinden, unentbehrlich — wie hätte der Amerikaner Zeit, sich einen Rock anmessen und nachher machen zu lassen. Oft Hunderte von Meilen verreisend, nimmt er gewöhnlich als einziges Gepäck ein kleines Felleisen mit, in welchem er ein Hemd und mehrere reine Vorhemdchen und Kragen führt, das ist das Einzige, was er waschen läßt, alles Uebrige wird, sobald getragen oder zerrissen, neu angeschafft. Kleiderläden, in denen man jedes zum Anzug Nöthige antrifft, findet man daher auch in jeder Stadt, und besonders gleich an den Dampfbootlandungen in großer Anzahl, die fast alle, sei es nun im Norden oder Süden, New-York oder New-Orleans, St. Louis, Cincinnati, Buffalo oder Charlestown, von deutschen Juden gehalten werden. Wie die Yankees den fast alleinigen Uhrenhandel an sich gerissen haben, so verhält es sich mit den Israeliten und Kleiderläden, in keiner Stadt aber mehr als in Cincinnati, das gewissermaßen den Mittelpunkt bildet, von welchem sie sich in die ganzen westlichen Staaten zerstreuen, um als wandernde Krämer mit Tragekasten und Lastpferd ihre Waaren feilzubieten, oder auch in der Stadt selbst zu bleiben und am Werft wie in den Hauptstraßen vor ihren Läden förmlich auf die Vorbeigehenden zu lauern. Gnade Gott dem armen Teufel, der mit etwas schäbigen Kleidern und einem sehnsüchtigen Blick auf die zur Schau ausgehängten Anzüge vorübergeht, er ist unrettbar verloren; der Verkäufer, ein auf das eleganteste angezogener Jüngling, der nie Deutsch spricht, außer da, wo er sieht, daß der, mit dem er es zu thun hat, auch kein Wort Englisch versteht, stürzt auf ihn zu, faßt ihn um die Taille und zieht ihn unter den zärtlichsten Vorwürfen, daß „so ein hübscher Mensch solch abgerissenes Zeug trage," in den Laden; hat dieser dann noch hinlänglich baares Geld, und sei es nur genug, um ein Taschentuch zu kaufen, bei sich, so kommt er selten ohne irgend einen aufgedrungenen Artikel fort. Freilich

laufen diese Ladenjünglinge auch manchmal der unrechten Person in den Weg und ernten Grobheiten oder gar Ohrfeigen für ihre Zudringlichkeit. Was thut's aber? Sie leiden ja für die heilige Sache, und der nächste Vorüberwandernde entgeht darum seinem Schicksal doch nicht.

Durch die in den Zuchthäusern gefertigten Schuhe und Kleidungsstücke, wie durch den geringen, wahrhaft grausamen Preis, welchen arme Nähmädchen für eine Tagesarbeit bekommen, sind Kleidungsstücke, was nicht Seide oder Tuch ist, erstaunlich billig geworden, so daß man jetzt selbst in New-Orleans ein baumwollenes Hemd mit leinenem Vorhemd und Kragen für einen Dollar kauft, eben so recht gut aussehende Schuhe und Beinkleider, Jacken und Westen, für einen Dollar das Stück. Wie nachlässig übrigens diese Sachen gefertigt sind, kann man sich denken; es soll aber Alles schnell gehen, die Dauer und Solidität der Arbeit kommt nicht in Betracht. So z. B. kündigte eine Wäscherin (Mulattin) vor mehreren Jahren in Cincinnati, in Mainstreet, durch ihr Aushängeschild an, daß sie jedes ihr anvertraute Kleidungsstück „in einer Stunde wasche und trockne"; auf welche Art der Stoff dabei behandelt wurde, läßt sich denken.

* * *

Die Schweine in Cincinnati *).

Die offizielle Statistik der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom Jahre 1840 giebt die Zahl der vorhandenen Schweine auf 26,301,293 an. Seitdem hat sich aber die Zahl fortwährend und nach amerikanischen Blättern im Jahre 1847 auf 45 Millionen erhöht; das wäre mehr, als die ganze übrige Welt zusammengenommen an Schweinen enthält.

Die Schweinezucht im Mississippithale ist so bedeutend, daß Manche der dortigen Bauern (Farmers) 1000 Stück dieser Thiere halten, welche viel fetter als in den östlichen Staaten bis zu mehr als 700 Pfd. schwer werden. Man rechnet, daß jetzt jährlich 1,500,000 Schweine in diesem Thale verzehrt oder verkauft werden, und daß davon ein Sechstel auf Cincinnati kommt.

Diese Stadt, der Mittelpunkt einer Gegend, welche Korn und Schweine in ungeheurer Menge erzeugt, ist der Hauptplatz des Handels mit Schweinen und deren Fleisch in ganz Nordamerika, ja der ganzen Welt, und ein großer Theil der Einwohner beschäftigt sich mit diesem Handel und mit der Verfertigung der verschiedenen aus jenen Thieren gezogenen Produkte. Und doch ist dieses Geschäft in Cincinnati erst seit dem Jahre 1826 entstanden und erst seit 1833 von großer Bedeutung geworden. Im Jahre 1833 wurden dort 85,000, im Jahre 1847 aber 250,000 Stück Schweine

*) Mechanics Magazine, Mai 1848. Vgl. Ausland 1849, 6.

verkauft, und als Fleisch, Speck, Schmalz, Oel, Lichte, Seife, Leder, Borsten, Farbstoff und Dünger auf das vortheilhafteste verwerthet, und es erhielten dadurch Tausende von Arbeitern Brod zu einer Zeit des Jahres, wo sie sonst wenig oder nichts verdienen können. Cincinnati verdankt diesem Handel und dieser Industrie hauptsächlich seinen großen noch immer wachsenden Wohlstand, und die Deutschen können daraus lernen, wie Vieles vom geschlachteten Schwein bei ihnen noch verloren geht.

In den in und vor Cincinnati belegenen, sehr zweckmäßig eingerichteten ungeheuern Schlachthäusern werden von der Mitte Novembers an und etwa vier Monate lang Tausende von Schweinen täglich geschlachtet; das Fleisch und der Speck von mehr als der Hälfte der Gesammtzahl wird eingesalzen, in große Tonnen gepackt und nach den Hafenstädten Nordamerikas, vorzugsweise zur Verproviantirung von Schiffen, dann aber auch in das Innere, ferner nach Westindien und Südamerika in großen Quantitäten, und in geringerer Menge nach Deutschland ausgeführt. In Bremer Zeitungen kann man zuweilen lesen, daß eingesalzenes amerikanisches Schweinefleisch zu verkaufen sei. Auch geräucherte Schweineschinken werden gleichfalls in das Innere, nach Westindien und Südamerika in großer Menge ausgeführt.

Ein sehr wichtiges Produkt der geschlachteten Schweine, sowohl zur Ausfuhr als zur einheimischen Industrie, ist das Schmalz. In Kisten von Holz oder Blech gepackt gehen sehr beträchtliche Quantitäten Schmalz jährlich von Cincinnati nach Westindien, hauptsächlich nach Havannah, wo es zum Schmelzen der Speisen gebraucht wird, weil dort Butter ein seltener und theurer Artikel ist. In Nordamerika, welches Butter in großer Menge erzeugt, bedient man sich des Schweineschmalzes sehr wenig. Eine große Quantität Schmalz, im festen oder flüssigen Zustande als Oel, geht von Cincinnati nach Frankreich und England, so wie in die östlichen Vereinigten Staaten. In den Hafenstädten der letzteren, aber auch in Cincinnati selbst, ist die Verfertigung des Schmalzöls ein wichtiger Industriezweig. In einer der größten Schlächtereien zu Cincinnati, welche jährlich wohl 30,000 Schweine fast ausschließlich dazu verbraucht, um das Fett derselben auszuziehen, wirft man die geschlachteten Thiere, nachdem nur die Schinken abgeschnitten sind, in sieben große runde Butten, von welchen sechs jede 15,000 Pfund, und eine 6000 Pfund enthalten. Diese Massen von Schweinefleisch werden mittelst einer Dampfmaschine, welche einen Druck von 70 Pfund auf einen Quadratzoll ausübt, so zusammengepreßt, daß selbst die Knochen pulverisirt werden; das aus der ganzen Masse sich sammelnde Fett wird durch Röhren, die mit Hähnen versehen sind, in besondere Gefäße abgeführt, und das Uebrigbleibende wird zu Dünger oder Farbstoff verwendet. Man verarbeitet in dieser Fabrik auf beschriebene Weise Tag für Tag 600 Schweine, außer dem aus anderen Schlachthäusern angekauften Abfall von geschlachteten Schweinen, als Köpfe, Knochen, Rippen

u. s. w. Die auf solche Weise gewonnene Fettmasse wird durch einen Dampfprozeß zu dem reinsten und schönsten Schmalz geläutert; daraus wird das Schmalzöl bereitet, indem man dem Schmalz das ihm eigenthümliche Stearin entzieht. In Cincinnati sind gegen 30 Fabriken, die bloß Schmalzöl bereiten; die größte von diesen und wohl die bedeutendste in ganz Nordamerika hat bisher jeden Monat 140,000 Pfund Schmalzöl und Stearin producirt und ist in zunehmendem Betriebe. Im Jahre 1847 wurden in Cincinnati 11 Millionen Pfund Schmalz zur Oelfabrikation verbraucht, davon wurden $^5/_7$ zu 24,000 Fässer Oel, jedes von 41 bis 42 Gallonen, und die übrigen $^2/_7$ zu Stearin gewonnen. Das Schmalzöl dient in den östlichen Staaten Nordamerikas zur Versetzung des Spermaceti-Oels, in Frankreich aber besonders zur Verfälschung des Olivenöls. Die Geschicklichkeit französischer Chemiker hat es sogar dahin gebracht, daß sie ihrem Oel 65 bis 70 Procent Schmalzöl zusetzen können, ohne daß die Fälschung leicht erkannt wird. Doch aber läßt sich dieser Betrug an dem Niederschlag ganz kleiner Stearintheilchen entdecken, die sich auf dem Boden der Flasche sammeln.

Um Lichte aus dem Stearin verfertigen zu können, wird letzterer mittelst der hydraulischen Presse bis auf $^5/_8$ der Masse zusammengedrückt; die übrigen $^3/_8$, welche als unreines Oleïn abgehen, werden in den Seifensiedereien verbraucht. Die Lichtfabrikation ist schon auf eine solche Höhe gekommen, daß bald 6000 Pfund Lichte jeden Tag geliefert werden können. Aus dem unnützen Abfall geschlachteter, so wie aus dem verdorbenen Fleische gestorbener Thiere werden wöchentlich 100,000 Pfund ordinärer Seife und eben so viel feinere Seife erzeugt.

Wenn auch der aus den Füßen der Schweine gezogene Leim unbedeutend an Werth ist, so wirft er doch Gewinn ab; für die Schweineborsten allein rechnet man 50,000 Dollars jährlich. Gegen 100 Menschen beschäftigen sich dort mit Bereitung der Borsten, die bloß in das Innere ausgeführt werden.

Aller Abfall endlich, der auf keine Art weiter zu verwenden ist, wie das Ueberbleibsel der zu Schmalz ausgepreßten Schweine, die harten Theile der Füße u. s. w., werden in den Fabriken von Cincinnati zu blaugesäuerter Potasche verarbeitet. Dieser Farbstoff wird nach Neu-England versandt, wo er in den dortigen Kattunfabriken sehr gesucht ist. Außerdem wird aus dem Blute der Schweine das sogenannte Berlinerblau verfertigt.

Was aber allen diesen aus dem Schlachten der Schweine hervorgehenden verschiedenen Industriezweigen in Cincinnati einen so hohen Werth verleiht, sind die dazu erforderlichen Arbeitskräfte, indem dort mehr als 6000 Menschen (darunter allein 1500 Böttcher) in den Wintermonaten beschäftigt werden, wo sie sonst wenig, ja zum Theil gar nichts verdienen würden. Außer denjenigen, die für den Aufbau und die Ausbesserung der nöthigen Gebäude in Thätigkeit gesetzt werden, außer den Künstlern

und Handwerkern, welche die nöthigen Instrumente und Maschinen anfertigen, werden Ziegelbrenner und Pflasterer, Steinhauer, Blechschmiede, Tischler, Borstenbereiter, Schlächter, Schweinetreiber, Fuhrleute und Kaufleute in Nahrung gesetzt; eine ganze Culturwelt knüpft sich an die Existenz des einzigen Schweines.

---

4. Philadelphia*).

Philadelphia ist eine der schönsten, wenn auch nicht der größten Städte in Amerika. Sie zeichnet sich durch Reinlichkeit und auffallende Stille vor andern aus. Ihre Lage zwischen dem Delaware und Schuylkill, zwischen welchen Flüssen sie sich in einem Raum von 3—4 Meilen ausdehnt, ist romantisch; von dem einen Ufer dieser Flüsse bis zum andern laufen die Straßen ganz gerade und werden von den mit Nummern statt der Namen bezeichneten Straßen senkrecht durchschnitten. Die in wagerechter Richtung zwischen dem Delaware und Schuylkill liegenden Straßen haben — wie sich das in sehr vielen Städten Nordamerikas findet — Namen von Bäumen und Gewächsen, z. B. Chestnut- (Kastanien-), Mulberry-, Sassafras-, Cedar-, Poplar-, Pine-Straße; die größte und breiteste dieser Hauptstraßen heißt Marktstraße. Sie trennt die Stadt in zwei Theile, in den nördlichen und in den südlichen. Der erstere heißt Northern Liberties (nördliche Freiheiten), der letztere Southwark. Der südlichste Theil der Stadt heißt Moyamensing; in ihm wohnt ein großer Theil Gesindel und Neger. Dieser Art Leute giebt es auch in dem nördlichsten Theil Kensington. Die Bewohner sind die geschworensten Feinde, und es finden zwischen ihnen nicht selten die blutigsten Händel und Straßenkämpfe Statt.

Die Straßen, welche senkrecht von Norden nach Süden die wagerechten durchschneiden, sind — wie schon oben bemerkt — numerirt, von 1 bis 13, und heißen zweite, dritte, vierte ꝛc. Straße. Unter diesen ist die Broad-Street, die den Westen Philadelphias von dem Osten trennt. Der westliche Theil heißt Schuylkill und Fairmount; seine Nebenstraßen sind ebenfalls numerirt. Man sieht hieraus, daß Philadelphia aus lauter Vierecken besteht. Die Viereckigkeit erstreckt sich bis auf den Weg. Wer von einer Seite der Straße auf die andere gehen will, der geht bis zu einem Uebergang und nicht in der Diagonale. Solche Uebergänge sind in der Mitte und an den Enden der Straße von Quadern gemacht.

An dem kleinen Flusse Schuylkill liegen die Wasserwerke von Fairmount. Ein Deutscher, Friedrich Graff, gab hierzu die großartige Idee

*) Bilder aus Nordamerika, A. A. Z. 1850, Nr. 119.

und führte sie aus. Vier mächtige Pumpen, durch das Wasser des Flusses getrieben, heben dasselbe auf einen 100 Fuß hohen künstlichen Hügel, wo es sich in ein Bassin sammelt und von da durch Röhren in die ganze Stadt geleitet wird. Jedes Haus hat für 2 Dollars des Jahrs einen Brunnen mit fließendem Wasser. Auf den Straßen sind von Strecke zu Strecke eiserne kleine Säulen, die beim Oeffnen das Wasser in armdicken Strahle mit furchtbarer Gewalt hervorschießen lassen. Diese öffentlichen Brunnen dienen im Sommer zum Reinigen und Abkühlen der Straßen, und bei einem Brande zum Löschen, wobei das Wasser ohne weitere Hilfe in einem Schlauche 80 Fuß weit geleitet werden kann. Da der Wasservorrath Philadelphias aus einem Flusse stammt, so ist das Wasser wegen der Wärme und Fadigkeit für einen Fremden anfangs gar nicht zu trinken; nach und nach aber gewöhnt man sich daran. In allen Gast- und Wirthshäusern wird es durch ein hineingeworfenes Stück Eis abgekühlt. Hat es einige Tage geregnet, oder schmilzt der Schnee im Frühjahr, dann ist alles Wasser trübe und gelb, und weil die ganze Stadt trübes Wasser trinkt, so entschließt man sich und trinkt auch solches. Dem Erbauer dieser nützlichen Wasserwerke wurde von der Stadt ein Denkmal im Garten von Fairmount gesetzt, das, im gothischen Style ausgeführt, seine Büste trägt. Diese Büste, aus carrarischem Marmor gearbeitet, ist als Portrait gut, als Kunstwerk mittelmäßig. Die Anlagen um die Wasserwerke sind im Sommer der Spaziergang der eleganten Welt, die sich an den hier befindlichen Wasserkünsten ergötzt. Die Wege dahin sind mit Ziegelsteinen gepflastert. An den Bäumen hängen zahlreiche Warnungstafeln mit der Aufschrift: keep off the grass (bleib vom Grase weg). Da wenig Gras vorhanden ist, kommt man nicht leicht in den Fall, gegen das Verbot zu handeln. Am Schuylkill weiter hinauf erhalten die Ufer romantischen Anstrich. An manchen Stellen zeigen sich Felsen von rothem Gestein, grüne Hügel mit Landhäusern. Man glaubt sich in das Neckarthal versetzt. Von Fairmount fährt ein Dampfschiff, im Baue wie man die Arche Noah's vorzustellen pflegt, den Schuylkill hinauf nach Laurelhill und Manayunk. Bis zum letzten Orte sind ungefähr drei Meilen. Fünf Eisenbahnbrücken verbinden bis dahin beide Ufer. Auf einer Seite des Flusses ist der Weg für die Kanalschiffe. Eine Fahrt nach Manayunk ist jedenfalls der schönste Ausflug, den man um Philadelphia machen kann.

Der Fluß Delaware, der bei der Stadt ungefähr zweimal so breit ist als der Rhein bei Mainz, bildet den Hafen auf der einen Seite. Philadelphia gegenüber liegt die Stadt Cambden, im Staate New-Jersey. Von Philadelphia bis an die Mündung des Delaware rechnet man 125 (engl.) Meilen. Die Ebbe und Fluth haben nicht weit über die Stadt hinaus noch Wirkung. Im Hafen liegen nicht so viele Schiffe fremder Nationen als in New-York. Liverpooler Schiffe bilden hierher eine regelmäßige Fahrlinie. Inländische Schiffe, Barken und Schooner gehen zwi-

schen Philadelphia, New-Orleans, Boston, Providence, Savannah &c., und Dampfboote nehmen ihren Lauf nach New-York, Baltimore und Charlestown. Gegenwärtig ist auch eine Dampfschifffahrtslinie zwischen Havre und Philadelphia im Entstehen. Die Verbindung mit New-York ist durch zwei verschiedene Eisenbahnen und eine Dampfschifffahrt zur See hergestellt. Nach dem Westen führen ebenfalls zwei Bahnen, eine über Baltimore nach Cumberland und Pittsburg, die andere über Harrisburg und Pittsburg und Wheeling. Von hier ist dann die Flußschifffahrt auf dem Ohio und Mississippi. Nach Süden führt eine Eisenbahn bis Wilmington im Staate Nord-Carolina, welcher Ort dann weiter mit Montgomery und New-Orleans verbunden ist*).

Die Postverbindung mit Europa ist also bewirkt, daß am 1. und 15. jedes Monats ein Dampfschiff von Bremen, alle zehn Tage ein Packetschiff von Havre, alle vierzehn Tage vom 1. October bis 1. April ein Dampfschiff von Liverpool, und in den Sommermonaten alle acht Tage jedes Mal Samstag Mittags (von New-York Mittwochs) nach Amerika abgeht. Briefe, über Liverpool nach München geschickt, gehen bloß 20 bis 24 Tage, aber zurück dauert es wohl 6 Wochen, und sie tragen dann den Poststempel „Havre."

Die Linie der von Liverpool nach Nordamerika gehenden Schiffe war bisher so: sie fuhren in 7 bis 8 Tagen nach Halifax in Neu-Schottland, wo der Capitän die wichtigsten Handels- und Politiknachrichten abgab, welche sodann mit einem Expreß-Dampfboot nach St. Johann oder New-York geschickt und von da durch das ganze Land telegraphirt wurden, wo sie dann in wenigen Stunden verbreitet sind. Oft schon wurden von Speculanten die Drähte des Telegraphen abgeschnitten, damit die Marktpreise der europäischen Papiere nicht so schnell bekannt würden. So vergingen

---

*) Eine amerikanische Eisenbahn zu befahren ist immer ein Wagstück; wer aber nun vollends mit der Central-Eisenbahn von Detroit nach New-Buffalo die Reise macht, der muß nach jeder Station Gott danken, daß er glücklich durchgekommen ist, ohne Hals und Bein gebrochen zu haben, oder durch das Rütteln mitten auseinander geborsten zu sein. Von einem Oberbau der Bahn ist keine Rede; die hölzernen Schwellen liegen frei oben und schaukeln, besonders bei elastischem Boden, daß man jede Minute glaubt, der Zug müsse aus dem Geleise springen; weil die Schwellen nicht eingegraben sind, verschieben sie sich auch jeden Augenblick, und die einfachen Schienen, die darüber gelegt sind, bilden die anziehendsten Zickzacklinien. Die Brücken haben keine Widerlager, keine Belege, keine Geländer; an den höchsten Dämmen laufen die Schienen hart am Rande hin; in den Sümpfen spritzt das Wasser durch den Druck des Zuges unter den Schwellen heraus; die Curven (Krümmungen) sind so klein und so häufig, wie bei einer Landstraße. Zu diesem Allen denke man sich noch die rasende Geschwindigkeit des Fahrens, daß einem beim Hinaussehen der Kopf schwindelt.

Die Entfernung von Albany bis Buffalo ist 325 Meilen (= 162 deutsche Stunden), und es kostet die Fahrt mit 100 Pfund Uebergewicht nicht mehr als 7 Dollars (= 17½ Fl.).

vor Kurzem 6 Tage, bis die regelmäßige Telegraphenverbindung wieder hergestellt war.

Das Liverpooler Boot fährt dann nach Boston oder New-York, giebt hier die Zeitungen und Briefe (mails) ab, die dann oft eine Woche später eintreffen als die telegraphischen Depeschen. Indessen geht es mit den Nachrichten aus Europa rasch genug. So z. B. hatte man am 11. September in Philadelphia aus Rom vom 22. August, aus Venedig vom 24. August, aus Frankfurt vom 28. August, aus London vom 1. September Nachrichten. Nach der neuesten englischen Verordnung gehen die Dampfer direct nach New-York, also nicht mehr auf dem Umwege über Halifax und Boston, und so kann man denn Nachrichten aus Deutschland in 10 bis 12 Tagen haben.

Das Austragen der Briefe ist hier nicht in Gebrauch; man muß, wofern man nicht besondern Auftrag dazu auf der Post giebt, sich entweder ein eigenes Fach halten und öfters nachschauen, oder selbst zum „Schalter" laufen und nachfragen; außerdem wird die Adresse der Briefe, die nicht abgeholt werden, jede Woche einmal in einer besondern Liste in den gelesensten Zeitungen bekannt gemacht, und zwar die der englischen und amerikanischen in einem englischen Blatte, die mit deutscher Adresse und von Deutschland kommenden in deutschen Blättern. Auf jedem Hauptpostamte ist ein deutscher Beamter (Post-clerk), der die deutschen Briefangelegenheiten zu besorgen hat. Da die amerikanischen Frauenzimmer gegenseitig sehr viel Briefe wechseln, so ist auch immer die Damenbriefliste eigens gedruckt. Auch ist für die Damen ein eigener Schalter auf jedem Postamte.

Anlangend die klimatischen Verhältnisse, so muß es dem Europäer auffallend sein, daß Philadelphia, obwohl unter demselben Breitegrad wie Neapel liegend, doch bei Weitem nicht die Vegetation und das Klima des untern Italiens hat. Es ist eine Thatsache, daß die klimatischen Verhältnisse der westlichen und östlichen Halbkugel fast um 15 Grad verschieden sind. Man kann in Amerika nördlich bis zum 46.° und südlich bis zum 39.° reisen und wird keine auffallende Veränderung des Klimas oder der Vegetation bemerken. Die Hitze steigt im Sommer bis 110° F. im Schatten; der Winter aber zeigt sich im Verhältniß ebenso streng. October und halber November bringen gewöhnlich schönes Herbstwetter, bei Tage große Wärme, Morgens und Abends große Kühle. Man nennt diese Zeit den Indianersommer. Die Vegetation ist nicht so mannichfaltig wie in Deutschland; fast überall dasselbe Einerlei. Statt der Tannen und Fichten sieht man Cedern, doch herrscht das Laubholz bei Weitem vor. Der Kastanienbaum mit ganz kleinen Kastanien wie am Rhein, der Ahorn, Ulmenbaum und der Hikory (Zuckerahorn) finden sich häufig, Birken gar nicht. Aus dem Ahornbaum wird durch Abzapfen des Saftes und Einkochen desselben Zucker gemacht, der weiß, rauhkörnig und nicht sehr zuckerstoffhaltig, aber überall im Gebrauch ist. Jeder Farmer macht sich den Zucker selbst;

Rohrzucker findet man selten. Auf den Feldern stehen die gewöhnlichen europäischen Kornarten, und der Mais wird 10 bis 12 Schuh hoch. Weinstöcke sind noch nicht häufig. In den gesammten Vereinigten Staaten gedeiht keine Zwetsche, keine Birne, keine Kohlrübe, und dieß ist noch bei manchen andern Gartengewächsen der Fall. Dagegen giebt es hier ausgezeichnete Pfirsiche. Südfrüchte wachsen in den Vereinigten Staaten nur an der Südgrenze, unter dem 15.—18. Grade. Die in Philadelphia zu Markt gebrachten Ananas, wovon das Stück 9 bis 12 Kreuzer kostet, ferner Kokosnüsse, Trauben, Granatäpfel, Melonen kommen von Westindien; die Citronen und Orangen meistens aus der Havannah, nur selten aus Italien. Die Kartoffel ist hier schlecht, wässerig und teigig, während die sogenannte Sweet-potatoes, eine süße dunkelgelbe Knollenwurzel, trefflich mundet und gedeiht. Als eine Delikatesse essen die Yankees auch gesottene Maiskolben, die sie mit Butter bestreichen und wie die Eichkätzchen abnagen.

Auch über die Gebäude Philadelphias muß ich einige Bemerkungen machen. Die Stadt sucht — wie alle größeren Städte Nordamerikas — nach und nach auch ihr Aeußeres durch Denkmale der Baukunst zu verschönern. Der Amerikaner übt die Kunst nicht um ihrer selbst willen, er baut ihr nicht wie der Europäer Hallen, um darin den Schöpfungen des Meißels und Pinsels ein Obdach zu bereiten; der Gelderwerb, um den sich alles Sinnen und Trachten des Yankee dreht, nimmt die Kunst in Beschlag, in seinen Dienst und Sold, und heißt die Baukunst Gebäude erschaffen, die seinen Zwecken gemäß sind. So kommt es, daß die Außenseite derselben oft im grellsten Gegensatze mit ihrem Innern und eigentlichem Zwecke steht. So ist z. B. die United-States-Bank in Philadelphia als ein dorischer Tempel hingestellt, innerhalb dessen die Dollarmenschen ihr Wechselgeschäft vollbringen. Das Feuerhaus hat die Façade eines Tempels aus Theben; das Ballhaus das Aussehen einer Pyramide; die Police-Heat-Quarters in New-York hat die Fronte eines Tempels aus Memphis, mit zwei mächtigen Pylonen. Unter die wenigen gut ihrem Zweck entsprechenden Gebäude in Philadelphia ist jedenfalls Girard's College zu rechnen, ein von korinthischen Säulen umstellter griechischer Tempel aus weißem Marmor in edler Form erbaut. Sein Inneres enthält die Hörsäle des Collegs; das Gebäude sammt den dabei stehenden Häusern wurde durch testamentarische Bestimmung aus dem Nachlasse Girard's, eines edeln Bürgers aus Philadelphia, erbaut, und soll eine Million gekostet haben. Die Börse hat eine, wenn auch nicht ganz kunstgerechte, doch sehr angenehme Form. Die Rotunde mit den korinthischen Säulen und das aufgesetzte Thürmchen geben dem Gebäude ein gefälliges Ansehen. Außer diesen zwei Gebäuden könnte ich in Philadelphia wirklich nicht viel Lobenswerthes finden. In der reichsten Straße, Chestnut-Street, prangen viele Privathäuser mit Marmorfaçaden und prachtvollen Läden, allein außer dem Baumaterial liefert ihr Aeußeres nichts der Beachtung Werthes. Das Rathhaus (State-house) ist ein altes backsteinernes

Gebäude, kaum des Ansehens werth, noch geringer als die City=Hall in New=York rücksichtlich ihres Aeußeren. Das einzige Interessante ist das Geschichtliche, da es das Zimmer enthält, in welchem 1776 die Unabhängigkeitserklärung der Staaten unterzeichnet wurde; dieses Zimmer führt den Namen Independence-Hall (Unabhängigkeitshalle). Auffallend für den Europäer sind die rothen mit keinem Bewurf versehenen Backsteinhäuser, wie man sie in allen amerikanischen Städten als schlechte Augenweide zu Gesicht bekommt. Die Aushängeschilder sind wie Annoncen in einem marktschreierischen Tone abgefaßt; dieser Gebrauch erstreckt sich durch ganz Amerika. In Albany las ich auf einem Schilde: Boots cleaned by the Professor in twe minutes*), und hier liest man an einem Laden: Mr. Smith, Professor of artificial Haircutting**). Der Mißbrauch des Professorentitels ist jedoch auch bei uns in Europa nichts Ungewöhnliches; so las man auf einem Anschlagzettel in München einmal: Professor der Hundeabrichtekunst.

Was die Bevölkerung in Philadelphia anbetrifft, so bietet sie ein buntes Gemisch von Weißen und Farbigen. Unter den 350,000 Einwohnern, welche die Stadt zählt, sind 60,000 Deutsche. Geringer ist die Anzahl der Franzosen und Engländer; dagegen giebt es fast doppelt so viel Irländer als Deutsche. Die ersteren sind nirgends beliebt. So armselig und kriecherisch sie in ihrem Lande sind, so hochmüthig und unverträglich sind sie in Amerika. Die hiesigen Deutschen sind großentheils nicht mehr deutsch. In Sitten und Sprache äffen sie dem Amerikaner nach, und können weder das Alte lassen, noch das Neue ganz erfassen. Sie sprechen das Deutsche mit englischen Wörtern vermischt, wie der Straßburger seine ursprünglich deutsche Muttersprache mit dem Gemengsel der französischen Wörter. In dem Kauderwelsch von Englisch und Deutsch wird aber nicht bloß gesprochen, sondern auch geschrieben. Das Zeitungsblatt „Der unabhängige Demokrat" enthält im Jahrgang 1849 eine Erzählung in pennsylvanisch-deutscher Sprache unter der Aufschrift: „Er hat ihn selber gepließt," aus der ich einige aus dem Englischen ins Deutsche übertragene Wörter hersetze: pließen, von to please, sich freuen, zufriedenstellen; Dinner, dinner, Mittagessen; Bisniß, business, Geschäft; well, well, gut; ennihau, anyhow, auf irgend eine Weise; N o s c h e n, notion, Ansicht, Geschmack ꝛc. ꝛc. Nur in Einer Hinsicht zeigen sich die Deutschen einig und der Sitte des Vaterlandes treu — im Biertrinken. Hierin bewähren sie große Meisterschaft, und in diesem einzigen Punkte treten die Yankees in ihre Fußstapfen, in deren Sprache Lagerbier, Deutschbier und Sauerkraut bereits das Bürgerrecht erlangt haben. Schon sind einige Ale= und Porterbrauereien eingegangen, und dafür sind fünf Brauhäuser entstanden, die baierisches Bier erzeugen.

---

*) Stiefeln werden bei dem Professor in 2 Minuten geputzt.
**) Professor für künstliches Haarabschneiden.

Die Amerikaner haben in der Regel wenig Kenntnisse von der Geographie des Auslandes. So verwechseln sie z. B. Dutchman, Holländer, das, nebenbei gesagt, bei ihnen auch ein Schimpfwort ist, mit German, Deutscher. Die Geringschätzung, welche im Allgemeinen die Deutschen von den Yankees — ob verdient oder unverdient, mag hier übergangen werden — zu erleiden haben, ist auch von den in Amerika wohnenden Irländern auf sie übertragen. Hiervon ein Beispiel. Einer meiner Bekannten wollte kürzlich auf einem Excursionsball eine sitzengebliebene Irische engagiren. Sie stand auf und sagte mit einer Verbeugung: It is a law in our people not to dance with a Dutchman! (Es ist ein Gesetz bei unserem Volke, mit einem Deutschen nicht zu tanzen!)

Einen wesentlichen Bestandtheil in der Bevölkerung Philadelphias, sowie der andern amerikanischen Städte, machen die Farbigen aus. Sie finden sich von dem dunkelsten Schwarz bis zu dem kaum mehr auffallenden Gelb, von dem ausgeprägtesten Negertypus bis zu der sich allmälig der kaukasischen Raçe annähernden Indianer-Gesichtsbildung. Zu den Farbigen rechnet man hier die Neger, Mulatten, Mestizen, Quadrones, Creolen; die Halfbreeds (Halbbrut von Indianern und Weißen) sind frei, wie auch die Indianer, und mit den weißen Bürgern gleichberechtigt, während die Farbigen vom Negergeschlecht, welche den Namen Nigger führen, nicht emancipirt sind. Man unterscheidet die Abkömmlinge der Neger, trotz ihrer Vermischung mit Weißen, bis ins zehnte Geschlecht an den kurzen, wolligen, glanzlosen Haaren und blauen Nägeln, während die Indianer und ihre Mischlinge glänzend rabenschwarzes Haar, edlere Gesichtsbildung und weiße Nägel haben. Es war mir oft empörend, wenn ich den Uebermuth der Weißen gegen die Farbigen mit ansehen und anhören mußte. Kein Weißer wird mit einem Nigger oder Coloredman ein Geschäft unternehmen, mit ihm im Eisenbahnwagen oder Omnibus fahren, neben ihm im Wirthshause Platz nehmen; ja selbst nicht Gott mit ihm in Einer Kirche anbeten. Im Theater ist die Colored-Galery ein abgesperrter, mit spitzigen Eisenstangen verschlossener Platz, in den kein Weißer hineingeht, und aus dem kein Schwarzer an einen andern Ort zu gehen wagen dürfte. Die Schwarzen haben kein Stimmrecht und erhalten nie ein Amt, so oft sie auch schon darum nachsuchten. Großes Aufsehen machte es erst kürzlich, als ein Farbiger eine Lehrerstelle im Collegium in Cambridge erhielt. Man wird sich daher nicht wundern, wenn diese größtentheils ungebildete und rohe Menschenclasse Haß gegen die Weißen hegt und sie, wo es möglich, ihre Tücke fühlen läßt. Im Allgemeinen scheinen die Nigger den Weißen gegenüber sehr unterthänig zu sein. Sie finden sich in den Vereinigten Staaten nur als Kellner, Lastträger, Kutscher, Barbirer oder Trödler. Die Negermädchen sind so eitel wie die weißen, und wenn sie Sonntags spazieren gehen, kleiden sie sich in ihrer Art eben so geschmackvoll als die weißen Damen, indem sie den Contrast der weißen Gewänder und Hüte gegen

ihre schwarze Hautfarbe zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen. Mit Grazie schreiten dann die kräftig gebauten Gestalten am Arme ihres schwarzen Geliebten und werfen stechende Blicke auf die blassen Gesichter. Werktags haben diese Damen fast alle nur bunte Tücher wie Turbane um den Kopf gebunden und sind weniger stolz als an Sonntagen.

---

5. Physische Contraste zwischen der alten und neuen Welt*).

Der hervorstechendste Zug in der Anordnung der Continente ist die Gruppirung der beiden Amerikas in einer und die der vier übrigen Continente in der andern Hemisphäre. Die alte und neue Welt unterscheiden sich in Gruppirung und Ausdehnung der Continente, in ihrer astronomischen Lage mit Bezug auf ihre klimatischen Zonen, in der allgemeinen Richtung ihrer Ländereien und in ihrem innern Bau. Diese entgegengesetzten Charakterzüge sichern jedem von beiden Theilen ein eigenthümliches Klima, eine eigenthümliche Vegetation und Thierwelt.

Die alte Welt besteht aus vier Continenten; lassen wir Australien bei Seite, das nur eine Insel inmitten der ozeanischen Hemisphäre ist, so hat sie drei zusammenhängende Continente, die eine ovale compacte Masse bilden, deren Umfang den jedes andern Erdraums weit übersteigt. Es ist die größte, in ihrem Mittelpunkt den Einflüssen des Ozeans unzugänglichste Länderstreckung; die alte Welt ist vorzugsweise eine Continentalwelt. Die neue Welt hat zwei Continente, die nicht in Einer Masse gruppirt sind und in zwei entgegengesetzten Hemisphären liegen. Kein Theil ist sehr entfernt von der Seeküste; die neue Welt ist vorzugsweise ozeanisch. Auch die astronomische Lage in Bezug auf die klimatischen Zonen ist verschieden; die alte Welt gehört größtentheils der nördlichen Halbkugel und der gemäßigten Zone an, wenigstens ist nur Afrika wirklich tropisch, Asien und Europa fast ganz gemäßigt; mehr als zwei Drittheile alles Landes der alten Welt liegen in der gemäßigten Zone, nur ein Dritttheil in der heißen. Die allgemeine Richtung beider Welttheile ist völlig verkehrt, die alte Welt hat ihre größte Verlängerung von Ost nach West in der Linie der Parallelen, die neue Welt von Norden nach Süden in der Richtung der Meridiane; beide haben eine Länge von 7500 Meilen, aber die Breite der alten Welt ist doppelt so groß als die der neuen. Diese Stellung ist von um so größerer Wichtigkeit für die Vertheilung der Klimate, da sie mit dem innern Bau, mit der Richtung der Hauptbergketten und Tafelländer übereinstimmt. In der alten Welt können die Wanderstämme über einen Raum

*) Nach Prof. Guyot: Silliman's Journal of science.

von mehreren tausend Meilen ziehen, ohne daß die Thiere oder die Vegetation, von denen sie umgeben sind, wechseln; sie verändern den Ort, aber nicht Klima und Lebensweise. Die Aehnlichkeit der Klimate auf langen Räumen ist eine Eigenthümlichkeit der alten Welt, welche die Zerstreuung der Urstämme wesentlich gefördert haben muß. In der neuen Welt dagegen sind die Zonen ähnlicher Klimate nur kurz, und wenn man über die ganze Länge der beiden Amerikas wandert, kommt man zweimal durch alle Zonen, von der kalten Zone zum Aequator und vom Aequator wieder zu der kalten Zone. Diese Verschiedenheit des Klimas giebt den beiden Amerikas ihren Charakter. Jedoch ändert der innere Bau in beiden Welten diese klimatischen Verhältnisse, so daß die Einförmigkeit des Klimas in der alten Welt durch schärfere Contraste, und die zu große Verschiedenheit in der neuen durch mildere und besser abgestufte Uebergänge modificirt wird.

Was den innern Bau der neuen Welt charakterisirt, ist seine Einfachheit. Statt der Mannichfaltigkeit der alten Welt, wo trotz einiger gemeinsamen Züge doch jeder Continent in eine besondere Form gegossen ist, scheinen die beiden Amerikas durchaus nach Einem Plan gebildet, der sich in wenigen Linien zeichnen läßt: es sind zwei Dreiecke, deren Spitzen gegen Süden gekehrt und durch die lange Linie der Felsengebirge und der Anden verbunden sind; große Ebenen im Osten bilden den bedeutendsten Theil ihrer Oberfläche, eine leicht erhobene Kette längs der atlantischen Küsten beider, die Alleghaniens im Norden, die Sierra do Espinhaço und Sierra do Mar im südlichen Amerika, endlich in der Mitte drei kurze Querketten, die von Parime in Guiana, die von Venezuela und die große in viele Inseln zerbrochene der Antillen, das sind in wenigen Worten die wesentlichen Züge dieser ungeheuern Abtheilung der Welt.

Die Zahl und Fülle der inneren Contraste, welche die Thätigkeit der Natur und des Menschen in Anspruch nehmen, bilden den Reichthum der Organisation in den Continenten. Asien und Europa theilen Gebirgszüge, die sich von den Pyrenäen über Alpen, Kaukasus, Himalaya 2c. bis an das chinesische Meer erstrecken, in zwei ungleiche Theile, einen nördlichen und einen südlichen, die in Klima, Vegetation und selbst in ihren Raçen verschieden sind; kaum irgendwo ist der Uebergang allmälig, fast allenthalben ist er schroff und plötzlich. In Amerika ist dieser Uebergang allenthalben allmälig, er bildet nirgends eine Schranke. Von den baumlosen Polargegenden des Mackenzieflusses, die nur von Moosen und Lichenen bedeckt sind, geht man stufenweise über zu den Fichtenwäldern am obern See, zu den Wallnuß-, Ahorn und Kastanienbäumen in Ohio und Kentucky, zu den Magnolien und der Zwergpalme, die schon die Luft der Tropen und die Nachbarschaft des Golfs von Mexiko verkünden; 2400 Meilen trennen die Extreme der Vegetation, die sich am Himalaya fast berühren. Daher die Verbreitung tropischer Pflanzen und Thiere oft bis in kältere Gegenden hinein. Amerika ist minder reich an innern Contrasten als die alte

Welt, hat aber dagegen mehr Einheit. In der Gleichförmigkeit des Baues, in dem Mangel aller Hindernisse einer freien Circulation von einem Ende dieser Welt zum andern, müssen wir eine der Hauptursachen jenes gemeinsamen Charakters suchen, jener amerikanischen Physiognomie, welche in allen organischen Wesen dieses Continents so auffällt, und den wir auch im Menschen selbst, in dem Indianer, finden, dessen Stämme sämmtlich von den Ufern des Mackenzie bis nach Patagonien hinab dieselbe Kupferfarbe und eine unverkennbare Familienähnlichkeit zeigen.

Wie Europa und Asien in zwei ungleiche Hälften, eine nördliche und eine südliche, getheilt sind, so die beiden Amerikas in eine westliche und östliche durch den Zug der Cordilleren. Indeß ist der Unterschied des Umfangs beider Theile so groß, daß die Verschiedenheit ihre Bedeutung verliert. Die dürre und unfruchtbare Westküste ist zu unbedeutend, um mit den ungeheuern Ländern im Osten in eine Nebenbuhlerschaft zu treten, und zudem macht die Schwierigkeit der Verbindungen die gegenseitigen Einwirkungen und den Verkehr noch schwächer. Ferner haben beide Seiten der Cordilleren, da sie unter einerlei Breite liegen, dasselbe Klima, und der Unterschied liegt nur in der größern oder geringern Feuchtigkeit. Der schmale Streif der Westküste kann den Charakter, welchen die großen Ebenen dem Osten aufdrücken, nicht ändern.

Das Klima der neuen Welt zeichnet sich im Vergleich zu dem der alten durch eine größere Feuchtigkeit aus, denn seine beiden Continente sind fast ganz den Seewinden ausgesetzt. Während die alte Welt mit ihrer geschlossenen Gestalt, ihren mächtigen Hochländern im Osten, unter den Tropen nur etwa 77 Zoll Wasser enthält, empfängt Amerika unter den Tropen 115 Zoll; die gemäßigten Gegenden Europas haben 34, Nordamerika 39 Zoll. Zu dieser Fülle von Regenwasser kommt noch die Ausdehnung der Ebenen, welche die Entwicklung ungeheurer Stromsysteme gestattet, und in der That ist die Existenz zahlloser Flüsse und See'n einer der charakteristischsten Züge der beiden Amerikas. Trotz einer viel geringern Landesausdehnung hat die neue Welt die größten und wasserreichsten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marannon, der seine Gewässer nach einem Laufe von 3000 Meilen ins Meer wirft, und seine Zuflüsse, der Ucayale, Jupura, Rio Negro, Madeira, kommen an Macht ihm beinahe gleich. Im nördlichen Amerika durchläuft der Missisippi gleichfalls eine Länge von 3000 Meilen, und sein Zufluß, der Missouri, tritt nur mit Unrecht seinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Neben diesen Strömen hat der Laplata einen Lauf von 1900, der St. Lorenz von 1800 Meilen Länge, und letzterer noch ein Bassin von fast einer Million Quadratmeilen.

Die alte Welt bietet nichts Aehnliches; ihr größter Strom, der Yang-the-kiang, hat nur 2800 Meilen Lauf. Der Ganges und der Nil kommen ihnen bei weitem nicht gleich. Die Wolga, der größte Strom Europas,

hat nur einen Lauf von 1700 Meilen, und wollte man in Amerika Flüsse, wie der berühmte Rhein, aufzählen, so hätte man sie fast nach Hunderten zu nennen. Hierzu kommt noch die große Anzahl von See'n. Die Gruppe von See'n, wie sie Kanada besitzt, findet nirgends in der Welt ihresgleichen. Diese ungeheuern Süßwassermeere bedecken im Verein mit dem St. Lorenz eine Oberfläche von nahe an 100,000 Quadratmeilen, und man hat berechnet, daß sie etwa die Hälfte alles süßen Wassers auf der Erdoberfläche enthalten. Und noch dazu stehen diese See'n nicht allein, sondern ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß weiter im Norden noch eine Menge kaum minder großer See'n sich findet; der Athapescow-, Winipeg-, Sklaven-, große Bärensee u. s. w. können sich mit den Kanadasee'n messen. Diese Ströme und See'n sind der Reichthum und der Stolz Amerikas. Kein Continent der Welt besitzt sie in solcher Zahl, solcher Größe, so wasserreich und so schiffbar. Sie befruchten aber nicht bloß die reichen Länder, die sie durchziehen, sie sind auch die großen Heerstraßen des Handels zwischen allen Theilen dieser ungeheuern Welt, und werden es immer mehr werden. So herrscht das wässerige Element in Amerika vor, es ist im Ganzen genommen etwas minder warm als die alte Welt, und sein wesentlichster Zug ist ein ozeanisches Klima. Wir wollen jetzt auf die Folgen dieser physischen Verhältnisse für die Entwicklung organischer Wesen eingehen.

Wärme und Feuchtigkeit sind die günstigsten Vorbedingungen für eine üppige Vegetation. Nirgends ist die Pflanzendecke so allgemein, die Vegetation so vorherrschend, wie in beiden Amerikas. Unter denselben Breitengraden, wo Afrika nur dürre Tafelländer zeigt, sieht man im Gebiet des Amazonenstroms die endlosen Urwälder, diese 1500 Meilen weit fast ununterbrochenen Salons, welche die riesenhafteste Wildniß dieser Art auf der Welt bilden. Und welcher üppige Pflanzenwuchs! Palmen von 150 bis 200 Fuß Höhe überragen alle andern Bäume dieser Wildnisse, unzählige Stauden und Bäume geringerer Höhe füllen die Zwischenräume zwischen ihren Stämmen; Kletterpflanzen, holzstämmige Lianen, umgeben in unendlicher Mannichfaltigkeit die Zweige, entfalten ihre Blumen auf dem Blätterwerk, und verbinden alles untereinander zu einer festen, dem Menschen undurchdringlichen Vegetationsmasse, wo die Axt allein sich einen Weg bahnen kann. Südamerika, und namentlich das Gebiet des Amazonenstroms, ist das echte Reich der Palmen, denn nirgends tritt diese prächtige Vegetationsform in einer größern Zahl von Arten auf. Dieß ist ein Zeichen überwiegender Entwicklung der Blätter über alle andern Theile des Pflanzenwuchses. Amerika hat keine solchen Pflanzen mit schmalen, eingeschrumpften Blättern, wie Afrika und Neuholland. Die Ericas oder Haidekräuter, so häufig, so mannichfaltig und so charakteristisch in der Flora des Caps der guten Hoffnung, sind eine der neuen Welt unbekannte Form. Nichts gleicht hier den Metrosideren Afrikas, den trockenen Myrten (Eukalyptus) Neuhollands und den weidenblättrigen Akazien, deren Blumen in

den lebendigsten Farben glänzen, deren schmales mit dem Rande gegen die verticale Sonne gewendetes Blätterwerk aber keinen Schatten wirft. Allenthalben lange, reichliche Blätter, ein tiefes Grün, eine starke, wohlgenährte Vegetation, das ist es, was man im tropischen Amerika findet. Nordamerika theilt trotz seines continentalen Klimas diesen Charakter der neuen Welt.

Aber nicht bloß ist die Vegetation reichlich in der neuen Welt, sie ist auch allgemein, und dieß ist eine weitere charakteristische Unterscheidung von der alten Welt. Hier sehen wir nicht die ungeheuern Wüsten; die von Kalifornien und Atacama sind Ausnahmen, und können im Vergleich mit denen von Asien und Afrika gleichsam nur als Proben dienen. Die Llanos am Orinoco, die ihr geologischer Bau zum Schicksal der Sahara zu verurtheilen scheint, sind während der Regenzeit reichlich bewässert und mit einer bewundernswerthen Vegetation bedeckt; das Leben, das fast zu schlummern, fast ausgetilgt schien, erhebt sich wieder schöner und kräftiger. Auf den feinen Sand, den die Winde fortführten, folgt eine reiche Weide, auf der eine Anzahl einheimischer Thiere, vermischt mit Pferdeheerden und wilden Eseln, sich tummeln, und Tausende während der trockenen Jahreszeit in dem wässrigen Schlamm vergrabener Reptilien erscheinen wieder und füllen die temporären Flüsse und See'n, von denen diese Thäler dann überströmt sind, mit neuem Leben. Die Pampas selbst sind nicht ohne Vegetation und nähren zu allen Zeiten zahlreiche Heerden, ebenso wie die mächtigen Prairien des Mississippi und Missouri.

Was wird aber aus dem Thierreich in diesem eigenthümlichen Pflanzenreich? Die Segnungen sind vertheilt und Ein Land hat nicht alle Schätze allein. Diese üppige Vegetation scheint das höhere Leben in der Thierwelt zu unterdrücken. Von einem Ende der thierischen Stufenleiter zum andern geben diejenigen Familien, deren Lebensart mit dem Wasser oder dem Pflanzenelement verbunden ist, diesen Ländern durch die Zahl der Arten und ihre relative Menge ihren Charakter. Nichts ist glänzender als die Insektenwelt Südamerikas; unter den Wirbelthieren sind die Reptilien am zahlreichsten repräsentirt, denn Feuchtigkeit ist ihr Element, und die Flüsse und temporären Lagunen sind angefüllt mit Kaimans, Iguenas, Basilisken und andern Arten, die sich im warmen und stillen Wasser vermehren; die Wälder herbergen Schlangen von jeder Gestalt und Größe bis zu den riesenhaften Boas; sie scheinen in diesem Lande zu Hause. Aber unter den höhern Thieren hält die Entwicklung inne; die vorherrschenden Typen sind zugleich die untergeordneten. Unter den Vögeln übertreffen die Strandläufer Amerikas die jedes andern Continents an Zahl der Arten. Unter den Säugethieren charakterisiren die Zahnlosen, Armadillos, Faulthiere, Ameisenbäre mehr als jede andere Familie die Fauna Südamerikas, und zwar nicht nur in der jetzigen, sondern auch in den geologischen Epochen. Suchen wir Repräsentanten der höhern Ordnungen, so finden wir sie schwächer an

Zahl der Arten und kleiner, als die entsprechenden Thiere der alten Welt. Statt des Elephanten, Hippopotamus, Rhinozeros, dieser Riesen der alten Welt, finden wir unter den Pachydermen nur den harmlosen Tapir und das Pekari; unter den Wiederkäuern statt des Kameels das halb so große Lama; statt der Löwen und Tiger die Unze und den Jaguar, die kaum mehr als große Katzen sind. Nicht nur sind diese höhern Thiere schlecht repräsentirt, sondern sie haben auch nicht die Stärke, nicht den unbezwinglichen Muth, weder die Wildheit, noch den Verstand der ähnlichen Geschöpfe der alten Welt. Im ganzen tropischen Amerika erdrückt das vegetative Leben das höhere Thierleben. Nur Nordamerika, das schon einen wahren continentalen Charakter hat, besitzt einige höhere Typen, wie den Büffel, den Hirsch, das Elennthier, den Bären.

Der Mensch selbst, der Eingeborne, trägt in seinem ganzen Charakter den unauslöschlichen Stempel dieser eigenthümlich vegetativen Natur; das Ueberwiegen des lymphatischen Temperamentes verräth dieß. Der Indianer bildet eine melancholische, kalte, unempfindliche Race; er zeigt manchmal eine außerordentliche Muskelkraft, aber ohne Ausdauer; der Indianer ertrug und erträgt die harten Arbeiten nicht, die der Neger vollführt. Der gesellschaftliche Zustand der indianischen Stämme zeigt in gleichem Grade den mächtigen Einfluß seines vegetativen Charakters. Der Indianer ist wesentlich der Mensch des Waldes geblieben, und hat sich selten über den Jäger, die niedrigste Stufe der Civilisation, erhoben; die Ueppigkeit des Bodens war werthlos für ihn, denn er zog nicht seine Nahrung daraus. Er ist selbst nie zum Hirten emporgestiegen, wie die nomadischen Völker der alten Welt. Von einem Ende Amerikas zum andern finden wir dasselbe klägliche Schauspiel und nur die hohen Tafelländer von Mexiko und Peru machen eine Ausnahme, welche selbst wieder für den Einfluß der vegetativen und feuchten Natur der niedrigen Ebenen Amerikas zeugt; denn wenn diese Nationen nicht denselben untergeordneten Charakter an sich tragen, wenn sie sich, vielleicht mit Hilfe fremder Elemente, etwas höher auf der Stufenleiter der Menschheit erhoben, so kann der Grund kein anderer sein, als weil sie auf diesen Höhen über dem Einfluß der heißen und feuchten Atmosphäre hausten.

Dieß ist die wunderbare Verknüpfung der Naturerscheinungen unter einander. Die Gestaltung und Lage der neuen Welt gaben ihr ein heißes und feuchtes Klima, und dieses Klima drückt seinen Charakter der ganzen organischen Schöpfung auf, selbst der vorzugsweise freie Mensch ist ihrem Einfluß unterworfen in dem Maaße, als er die Ausbildung seiner höhern Fähigkeiten unterläßt, mit denen er zur Eroberung und Bezwingung der Natur ausgerüstet ist, die ihn nicht beherrschen, sondern ihm dienen soll.

6. Ueber das Klima von Nordamerika *).

Jeder, der Amerika besucht hat, wenn es auch nicht gerade als Arzt oder Naturforscher war, ist gewiß über den außerordentlichen und schnellen Wechsel der Temperatur erstaunt, so wie über zwei merkwürdige Verhältnisse des Klimas der Vereinigten Staaten. Einmal ist es dort um mehrere Grade kälter im Winter und heißer im Sommer, als unter denselben Breitengraden in Europa sowohl, wie in Asien und Afrika auf den Küsten des mittelländischen Meeres. Dieß ist besonders auffallend in den Landstrichen längs des atlantischen Ozeans. So, wenn man Salem im Staate Massachusetts und Rom in Italien vergleicht, Plätze unter beinahe einer und derselben Breite, läßt sich ein außerordentlicher Unterschied bemerken. Rom liegt unter 41° 53′ n. Br., Salem unter 42° 35′; dort ist die größte Kälte 0° R., hier — 19½ R., dort die größte Hitze 24° R., hier 31½° R., also ist in Rom der Unterschied zwischen den Extremen nur 24°, in Salem dagegen 51°.

In den Staaten Maine, Vermont, New-Hampshire und sogar Massachusetts, welche sämmtlich zwischen dem 42. und 45. Grade der Breite liegen und dem Süden von Frankreich und dem nördlichen Spanien entsprechen, ist der Boden beinahe jeden Winter drei oder vier Monate lang mit Schnee bedeckt, so daß man nicht ohne Schlitten fortkommen kann. Das Thermometer sinkt während dieser Zeit oft auf 23° R. unter Null.

In Unter-Kanada, zwischen dem 46. und 47. Breitengrade, der Mitte von Frankreich entsprechend, fängt der Schneefall im November an und währt bis zu Ende Aprils, also sechs Monate, während welcher Zeit das Thermometer gewöhnlich 20 bis 24° unter Null steht. Man weiß sogar Beispiele, daß das Quecksilber hier gefriert, was einen Kältegrad von 30° R. voraussetzt. Solche Fälle kommen nie in Europa vor, außer unter dem 60. Breitengrade, wie in Stockholm oder Petersburg.

In denselben (kanadischen) Neu-England-Staaten ist die Hitze in dem Sommersolstitium während sechs Wochen so stark, daß das Quecksilber auf 24° R. steigt. Wenige Jahre vergehen, in denen nicht in Salem die Hitze auf 31° R. steigt, was die Temperatur des persischen Meerbusens und der arabischen Küstenländer ist. Auch in Quebeck und sogar in der Hudsonsbay steht das Thermometer während 20 oder 30 Tagen auf 24° R., und diese Orte liegen unter dem 59° der Breite. Diese Hitze ist um so erschöpfender, als sie gewöhnlich von einer Windstille oder einem erstickend heißen Winde begleitet ist, und das Extrem für den Winter so bedeutend ist, da alsdann das Thermometer oft 24° unter Null steht.

In den mittleren Staaten der Union, nämlich in New-York, Pennsylvanien, New-Jersey und Maryland, sind die Winter kürzer, der Schnee

*) Dr. Ralph, nach Simmond's Colonial Magazine.

weniger häufig und anhaltend; selten bleibt er über 15 bis 20 Tage liegen. Dennoch aber ist die Kälte mehrere Wochen lang außerordentlich streng. Zum Beispiel in Philadelphia, unter dem 40. Grade der Breite, welcher derjenigen von Madrid und Neapel entspricht, sinkt das Thermometer jeden Winter auf — 6½° R., ja zuweilen bis auf — 16° R. Im Winter von 1836 war das Quecksilber in New-York und Philadelphia mehrere Tage lang 10 und 12 Grade unter dem Gefrierpunkte. Die Kälte war damals so groß, daß der Delaware in 24 Stunden zugefroren war, troß einer Ebbe und Fluth von je 6 Fuß.

Dagegen stellt sich wieder zwei oder drei Wochen vor dem Sommersolstitium die Hiße ein und ist in New-York und Philadelphia so überwältigend von Mittag an bis 5 Uhr Abends, daß sich die Einwohner in den Häusern verschließen und die Straßen beinahe verlassen sind. Das Thermometer erreicht öfters 24 bis 25° R. und während der Nacht sinkt es wieder auf 12 Grade. Die Hiße ist jedoch noch unerträglicher, als der hohe Stand des Thermometers anzeigt, durch die völlige Windstille und den erstickenden Dunst, womit die Luft längs der ganzen Küste beladen ist.

In den mittleren Staaten läßt sich der äußerste Wechsel auf 100 Grade Fahrenheit = 44½° R. angeben.

In den südlichen Staaten, wie Virginien, den beiden Karolinas und Georgien, ist der Unterschied zwischen Hiße und Kälte nicht übermäßig. Gelegentlich fällt etwas Schnee, noch so weit südlich als bis Charleston, aber mehr ausnahmsweise. In Charleston, welches mit Marokko parallel liegt, wechselt das Thermometer im Verlauf des Jahres von 30 zu 100° F. Zu Savannah steht es zuweilen auf 106° F., welches höher ist, als es jemals in Aegypten steigt, da hier 88° F. (24½° R.) die gewöhnlichen Grenzen des Quecksilbers im Schatten sind.

So vermindert sich, je mehr man sich den Tropenländern nähert, die äußerste Verschiedenheit zwischen den Temperaturen des Sommers und Winters, bis sie sich auf den westindischen Inseln auf: 30 bis 40° F. jährlichen Wechsels beschränkt. Dort steht in Folge der Seewinde das Thermometer im Sommer selten über 92° F. (26° R.).

Es ist aber längs der ganzen amerikanischen Küste am atlantischen Meere nicht bloß diese Verschiedenheit so groß, sondern es sind diese Wechsel bei Weitem häufiger als in Europa, da das Thermometer in sehr kurzer Zeit von einem Extrem zum andern überspringt. Dr. Rush bemerkt in seinen Beobachtungen über das Klima von Pennsylvanien, daß dasselbe aus allen Klimaten unter der Sonne zusammengesetzt sei: aus der Nässe von England im Frühjahr, der Hiße von Afrika im Sommer, dem ägyptischen Himmel im Herbst und der Kälte von Norwegen im Winter. Im Januar und Februar findet oft im Verlaufe von 18 Stunden ein Wechsel

von 20 bis 30° F. statt, was natürlich die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit haben muß.

Dieselbe Erscheinung hat man auch im Sommer, denn je größer die Hitze des Mittags ist, um so tiefer fällt das Quecksilber bei Tagesanbruch, den beiden Extremen von täglicher Hitze und Kälte in allen Klimaten. In einem Sommer fiel einmal das Quecksilber 19° F. in anderthalb Stunden. Und was über Pennsylvanien hier bemerkt ist, gilt auch von New-York, New-Jersey, Maryland, Virginien und den beiden Karolinas. Selbst noch in Charleston kommen im Sommer Beispiele von einem Temperaturwechsel vor, der sich bis zu 40° F. in funfzehn Stunden beläuft.

Ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß nicht dieselben Grade von Hitze und Kälte auf denselben Breitenparallelen Statt finden. Hr. Jefferson, vormaliger Präsident der Vereinigten Staaten, gab verschiedene Beobachtungen über das Klima seines Geburtsstaates Virginien heraus, so wie über das von Amerika im Allgemeinen, und er bemerkt unter Anderem:

„Es erscheint sehr merkwürdig, daß, wenn man in derselben Parallele von Osten nach Westen geht, unser Klima in demselben Verhältniß kälter gegen Westen wird, so, als ob wir gegen Norden reisten. Diese Beobachtung wird von allen Reisenden bestätigt, die von einem Theil des Continents im Osten der Alleghany-Gebirge kommen, bis sie den Gipfel derselben erreichen, die höchste Stelle zwischen dem Ozean und dem Mississippi. Sodann aber, wenn man sich immer in derselben Breite hält, und gegen den Mississippi im Westen fortschreitet, kehrt sich der Fall um: das Klima wird heißer, als es in denselben Breitengraden ostwärts an der Küste ist."

Aus allen diesen Thatsachen wird es vollkommen klar, daß das Klima von andern Umständen als den bloßen Breitengraden modificirt wird. Diese Umstände sind der Boden des Landes, seine feuchte oder trockene Oberfläche, das Vorhandensein von großen Wäldern, seine Lage über oder unter der Meeresfläche, seine Richtung gegen diesen oder jenen Anblick der Sonne und besonders auch die Art und Menge der Luftströmungen, die auf einer solchen Erdstrecke vorherrschen. Diese Umstände bringen in ihren verschiedenen Modificationen diejenigen Folgen für das amerikanische Klima hervor, welche dasselbe so wesentlich von demjenigen Europas, Asiens und Afrikas unterscheiden. In keinem andern Theile der Welt finden solche außerordentliche Wechsel Statt, und nirgends wechseln auch so die Luftströme. Wir klagen in Europa, besonders in England und Frankreich, über die Unbeständigkeit der Winde und den Wechsel in der Temperatur; aber was will das sagen im Vergleich mit Nordamerika?

Was Nordamerika besonders auszeichnet, sind folgende Punkte, die jedenfalls Hauptfactoren in seinem Klimaleben bilden:

1) Die tieferen und umfassenderen Anhäufungen um den Pol her. Männer, welche die Polargegenden Nordamerikas besucht haben, versichern, daß die Eisfelder dort unendlich größer, von längerem Bestand während des Sommers sind und sich viel weiter nach dem Süden erstrecken, als die im Norden Europas. Die Einwirkung auf das Klima der Vereinigten Staaten ist sicher. Die Winde, welche über jene großen Eisfelder gegangen sind, kommen mit Kälte geschwängert im Süden an und verzehren die vorgefundene Wärme.
2) Die Menge von Landsee'n und Flüssen, welche über eine große Strecke von Nordamerika verbreitet sind, von denen alle kleineren See'n und die Mehrzahl der Flüsse im Winter zufrieren und das Eis verstärken, das in der Polarzone haftet. Ihr Aufthauen verzehrt bedeutend viel Wärme.
3) Der Mangel an Gebirgsketten, die von Osten nach Westen laufen, und eine schützende Mauer gegen die Nordwinde abgeben könnten. In dem östlichen Theil von Asien ist eine ungeheure Länderstrecke, die sich vom Norden in einer ununterbrochenen Ebene erhebt, denselben Uebeln, nämlich den nördlichen Winden ausgesetzt, wie Nordamerika.
4) Die dicken grenzenlosen Wälder, unterbrochen und durchzogen von unzähligen See'n und Flüssen, welche das nördliche Amerika beinahe in seiner ganzen Ausdehnung bedecken. Die angebauten Strecken und Flecken, „Klärungen" genannt, stehen in so geringem Verhältniß zu der endlosen Wildniß, daß sie bis jetzt noch keinen Einfluß auf das Klima ausüben können. Die Sonnenstrahlen, welche auf das dichte Laub des Urwaldes fallen, werden zurückgeworfen und zerstreut, ohne in den Boden zu dringen und seine Nässe zu trocknen. Daher ist das vom Regen gewässerte Land beständig feucht und neblicht, und haucht fieberbringende Dünste aus, anstatt Wärme zu empfangen und zu verbreiten.
5) Ein großer Theil des Waldes ist von Morästen und Sümpfen eingenommen, in welche sich das von den höheren Strichen fließende Wasser den ganzen Sommer über sammelt. Diese Sümpfe sind eben so viele Behälter der Feuchtigkeit und Treibhäuser der Kälte.
6) Der Mangel an künstlicher Hitze. Dichtbevölkerte Gegenden, wie z. B. England, sind mit einer unzähligen Menge von Wohnhäusern, Fabriken, Glashütten, Schmiedeöfen u. s. w. bedeckt, von denen jedes Haus als ein wärmeausstrahlender und heizender Ofen zu betrachten ist, und zur Milderung der umgebenden Luft mitwirkt. Dazu kommen in bevölkerten Gegenden Millionen von Thier- und Menschen-Lungen, die in Amerika auf viel größere Räume vertheilt sind.

Von diesen sechs hier aufgestellten Ursachen, welche Nordamerika vor allen andern Ländern der Welt auszeichnen, und ihm das verhältnißmäßig kälteste

Klima geben, sind die drei letzten in beständiger Verbesserung begriffen, und an ihrer Beseitigung wird immer mehr gearbeitet. Es steht daher zu erwarten, daß in dem Maaße, als die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, Fabriken errichtet und Städte gebauet werden, und Thiere und Menschen sich vermehren — auch die Fröste und Schneefälle geringer und seltener werden, und die Extreme zwischen größter Kälte und größter Hitze sich etwas ausgleichen müssen.

---

7. Eine brennende Prairie in Nordamerika *).

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als der Wald von den Zurüstungen zu unserer Weiterreise wiederhallte. Die Stimme unsers Halbfranzosen, Joe, ertönte; er rief den Maulthieren zu, die sich ziemlich weit verirrt hatten. Die Soldaten beluden die Packpferde; die Pawners sammelten ihren kleinen Vorrath von Kochgeschirren und packten sie auf den Rücken eines magern knochigen Kleppers, dessen böses Geschick ihn zum Lastthier seines indianischen Herrn gemacht hatte; der Jotan sah sein Weib in den Wagen schlüpfen und stellte sich selbst nun als Führer an dem Waldsaume auf, um den Aufbruch der Gesellschaft zu erwarten.

Es war ein kalter stürmischer Tag, der Himmel klar und wolkenlos. Der Wind brauste in heftigen Stößen durch die krachenden Bäume und das Prairiegras wogte und raschelte, wenn der Sturm darüber hinfegte.

In kurzer Zeit hatten wir den Wald im Rücken und zogen in der von dem Jotan angegebenen Richtung über die Prairie. Er war in seiner Jugend ein kühner Landstreicher gewesen und hatte jeden Waldwinkel durchkrochen und jeden Prairiehügel erstiegen. Wenn er auf irgend eine hohe Spitze kam, da pflegte er seine jungen Krieger zu sich zu rufen und ihnen die verschiedenen Scenen seiner Kriegsabenteuer zu zeigen. „Dort," sagte er, auf einen dichten Wald deutend, „dort habe ich die Osagen skalpirt, und da" — eine andere Gegend bezeichnend — „habe ich ihnen die Pferde gestohlen. Hier ist kein Wald, der nicht wiedergehallt hätte von dem Geschrei meiner Feinde, und kein Baum, der nicht erzählen könnte, wie ich ihre Wachsamkeit betrog; kein Hügel, zu dem ich nicht hinangekrochen wäre, kein Grashalm, den mein Fuß nicht geknickt hätte." Er verweilte gern bei den Thaten seiner Jugend, und wenn er sie erzählte, so strahlte sein welkes Gesicht und lechteten seine schwarzen Augen, „denn damals," sagte er, „war mein Arm schwer und meine Glieder stark." Und doch waren sie immer noch so fest und sehnig, wie von Eisen. Das war der Indianer, der uns als Führer diente und an der Spitze unseres Zuges

---

*) J. T. Irving's indianische Skizzen. 2. Bd.

ging; ich bemerkte nie, daß das Alter seine Kraft gebrochen oder vermindert hätte, denn nie, unser Weg mochte über Hügel oder durch Schluchten, durch Wälder oder Ströme gehen, wankte sein Gang oder ward seine Bewegung minder leicht und behend. Das Streifen durch die Prairie war sein Leben, das Wandern sein Element.

Nachdem ich ihm eine kurze Strecke gefolgt war, wendete ich mich mit einem stämmigen Soldaten, einem geborenen Irländer, seitwärts, um wilde Truthühner zu jagen, wovon es in den Forsten zu beiden Seiten des Namahaw wimmelte. Wir kamen über mehrere freie Plätze, welche sich in der dichten Waldung öffneten, konnten aber, so viel Hühner auch bei unserer Annäherung die Flucht ergriffen, nicht zum Schusse kommen, denn diese Vögel wissen nicht bloß behend zu laufen, sondern auch vortrefflich sich niederzuducken, so daß sie wie im Nu verschwunden sind.

Während wir den Wald durchstreiften, trennten wir uns von einander, obwohl mit dem Vorsatze, immer noch nahe genug zu bleiben, um mit unsern Flinten uns Signale geben zu können. In der Hitze des Jagens verlor ich bald meinen Gefährten aus dem Gesicht, obwohl ich den Knall seines Gewehrs ein paar Mal ganz in meiner Nähe vernahm. Aber dann war der Knall plötzlich ganz schwach geworden und ich hörte nichts mehr, obwohl ich mehrere Signalschüsse hinter einander that. Zwei Truthühner hatte ich flügellahm geschossen, aber beide Mal waren sie mir im dichten Gestrüpp entronnen.

So waren mehrere Stunden verflossen und ich hatte, ohne es zu wollen, viele Meilen zurückgelegt, als mich der hohe Stand der Sonne erinnerte, daß es nahe an Mittag und daher Zeit sei, mich wieder an meine Reisegefährten anzuschließen.

Ich verließ nun den Wald, richtete meinen Weg über die offene Prairie, nach der Gegend, wo ich die Spur der Reisetruppe finden mußte. Aber vergebens strengte ich mein Gesicht an, beschleunigte ich meine Schritte, schaute ich um mich, verschoß ich mein Pulver. Nichts war zu sehen, kein Laut zu hören. Das hohe Gras ward von dem Winde durchweht, aber ein lebendes Wesen war nirgends zu sehen. Die Prairie war eine Einöde. Ich fing nun an zu fürchten, daß ich über die Spur der Gesellschaft bereits hinaus gekommen sein möchte, aber doch schien es mir wieder unmöglich, daß ich die Tritte eines so großen Zuges hätte übersehen sollen. Mit hastigen Schritten erstieg ich einen Hügel, der eine weite Aussicht gewährte; eine Wildniß von Grasflächen und kleinen wellenförmigen Hügeln breitete sich vor meinen umherspähenden Blicken aus; aber von meinen Gefährten war nichts zu entdecken: über mir der Himmel, unter mir der Prairieboden, und ich das einzige lebende Wesen in dieser Wildniß. Es wurde Zeit, einen Ruheplatz für die Nacht zu suchen, und ich sah mich nach einem Baume um, aber so weit mein Gesicht reichte, war keiner zu sehen. Ueberall dürres Gras, Gestrüpp und wieder Gras. Ich war dem

Seefahrer gleich, der sich mitten auf dem Ozean allein befindet, ohne Kompaß und Karte. Welchen Weg sollte ich einschlagen? Ging ich nach Westen, so konnte ich möglicher Weise meinen Gefährten mich nähern, aber es war ungewiß, und ich hätte mich von den Wohnungen der Weißen entfernt, zu denen ich in der Richtung nach Osten gewiß gelangen mußte. So entschloß ich mich denn nach Osten zu steuern, so lange der Hunger mir Kräfte ließ und bis ich das Ufer des Missouri erreicht haben würde.

Meine Schritte wurden schneller und ängstlicher, denn ich mußte vor Allem ein Obdach finden. Es war zu Ende Octobers; der Wind war bereits empfindlich kalt, und ich hatte nur meinen leichten Jagdrock ihm entgegenzusetzen. Die Sonne war eben im Begriff, unter dem Horizont herabzusinken: da erblickte ich einen noch mehrere Meilen entfernten Waldstreif. Das wirkte auf mich, wie der Sporn des Reiters auf ein ermüdetes Pferd. Mit frischem Muthe lief ich die Abhänge der Hügel hinab und bahnte mir einen Weg durch das struppige Gras. Aber nun ging die Sonne unter, und sobald das Dunkel eintrat, verschwamm Alles vor meinen Augen, und der Wald, welcher kaum noch zwei (englische) Meilen entfernt sein konnte, war nicht mehr zu sehen. Ich bestieg abermals einen Hügel, um auf seinem Gipfel den Aufgang des Mondes abzuwarten, denn ich fürchtete, in der Dunkelheit die Richtung zu verlieren.

Ein trauriges Gefühl bemächtigte sich meiner, wie ich so da saß, nichts als die trostlose Wüste um mich, den kalten Himmel mit seinen funkelnden Sternen über mir. Der Wind hatte sich in einen Sturm verwandelt und brauste pfeifend daher, dann und wann das Geheul eines Wolfes mit sich herüberbringend. Ueber eine Stunde lang saß ich, auf meine Büchse gelehnt, die Augen auf den östlichen Horizont gerichtet, ungeduldig auf das Erscheinen des Mondes harrend. Nie habe ich seinen Aufgang so freudig betrachtet, als jetzt, wo er über der grenzenlosen Fläche emporstieg.

Alsbald setzte ich meine Wanderung fort, und nach einem angestrengten Marsche von einer Stunde erreichte ich den Wald. Von den Indianern hatte ich bereits gelernt, ein mit Zweigen überdecktes Lager zu bereiten, und es dauerte nicht lange, so wärmte ich mich an einem lustig auflodernden Feuer, das ich neben dem Stamme eines umgefallenen Baumes angezündet hatte. Meine Eßlust war stark, aber meine Ermüdung noch stärker, und bald war ich eingeschlafen. Doch die zunehmende Gewalt des Sturmes weckte mich wieder. Bisweilen sank das Brausen zu dumpfen Tönen herab, dann schwoll es wieder höher an und tobte heulend und pfeifend durch die krachenden Bäume. Ich setzte mich eine Weile an das verglimmende Feuer, dann vergrub ich mich wieder in mein Bett von Laub und Gestrüpp, aber der Schlaf war verscheucht. Es lag etwas Grausenhaftes in den Tönen des Windes. Bisweilen schien es mir, als hörte ich Stimmen durch den Wald schreien, dann war plötzlich jeder Laut verstummt. Meine Ohren sogen begierig jeden Laut ein, und es überfiel mich

eine abergläubische Furcht, die ich Mühe hatte zu bekämpfen. Ich nahm meine Büchse zur Hand, denn meine Sinne waren so verwirrt und befangen, daß ich jeden Augenblick einen bewaffneten Indianer in meiner Nähe zu sehen glaubte. Endlich stand ich wieder auf und brachte das Feuer aufs Neue in Brand. Da brach ein heftiger Windstoß durch den Wald und wehete Funken und Asche nach allen Seiten hin. Augenblicklich schossen funfzig kleine Feuer ihre leckenden Zungen in die Luft, als lachten sie triumphirend mich an. Kaum waren sie geboren, so stiegen sie auch schon zu einer hohen pyramidalen Flamme auf und hüpften leicht über die zerstreuten Büschel dürren Grases dahin. Im nächsten Momente waren sie auch schon draußen auf der Prairie, und nun leuchtete eine wogende Linie glänzender Flammen in die dunkle Atmosphäre hinein.

Eine neue Windsbraut war im Anzuge. Ein Klagen und Winseln in der Nähe kündigte sie aus der Ferne an; so wie sie näher kam, erfüllte eine Wolke wirbelnden Laubes die Luft, die jungen Bäume neigten sich zur Erde, die alten Bäume krachten. Jetzt war der Windstoß da und stürzte auf die Prairie. Myriaden glühender Aschenstäubchen wurden in die Höhe geschleudert, wie Meteore flogen Büsche brennenden Grases durch die Luft. Die Flamme breitete sich aus zu einem großen Feuermeere und ergoß sich, unaufhaltsam weiter greifend, wie ein Lavastrom über die Grasfläche hin, den Wald bis in die weiteste Ferne mit einem rothen Bande umfluthend. Das grelle Licht machte die schwarze Finsterniß des Waldes noch schwärzer. Das Brausen und Zischen der Flammen übertäubte noch den heulenden Wind; es waren unzählige Feuerpyramiden, die in der Wüste tanzten und rasend sprangen und überall neue Tänzer erweckten. Ihr Brausen glich dem Brausen eines aufgewühlten Ozeans, dessen Wellen gegen einander sich bäumen und in wildem Aufruhr kämpfen. Gerade in der Richtung ihres Laufes stand eine Gruppe von Eichen, deren dürres Laub noch fest an den Zweigen hing. Die lodernde Fluth kam heran und erleuchtete die Gruppe. Jetzt umhüllte ein schwarzer Qualm den nächsten Baum — und jetzt rauschte die Gluth zu den Zweigen auf und schoß, wie im Triumphe springend, an hundert Fuß in die Luft empor. Der Effekt war ein Augenblick, denn im Nu hatte das Feuer die Bäume durchlaufen. Es sank wieder zur Prairie herab, und nur noch eine schwache dunkelrothe Gluth umspielte die geschwärzten Aeste. Begierig strömte das wüthende Element weiter, Schluchten und Hügel durchspähend, nach Nahrung lüstern. Mehrere Stunden lang wüthete das Feuer, und der ganze Horizont war mit einem feurigen Gürtel überzogen. Je mehr der Kreis sich ausdehnte, desto kleiner und kleiner wurden die Flammen, bis sie endlich wie ein dünner goldener Faden um die Hügel sich wickelten. Sie mußten wohl auf zehn Meilen fortgezogen sein. Endlich legte sich die Gluth, obgleich der purpurne Schein, der noch Stunden lang den Nachthimmel röthete, deutlich erkennen ließ, daß das unermüdliche Element noch immer nicht zur Ruhe gekommen sei.

Die Sonne ging auf, als ich mich von meinem Lager erhob und meine Reise wieder antrat. Welch eine Veränderung! Aus der Prairie war eine völlige Wüste geworden. Nicht ein einziger Halm, nicht ein Blättchen war verschont geblieben. Die Bäume des Waldes streckten ihre nackten versengten Aeste in die Luft — ein Bild des überstandenen Angriffs. Eine dünne Decke grauer Asche lag über den Boden gestreut, und einzelne Bäume, deren dürre Zweige die Flammen genährt hatten, brannten noch fort, oder sandten hohe Rauchsäulen empor. Ueberall bezeichnete eine kahle Oede den Lauf der Flammen, die sich, das Gras bis auf die Wurzel verzehrend, selbst gegen den Wind Bahn gebrochen hatten.

Noch immer tobte der Wind und wirbelte die Asche empor, so daß es bisweilen unmöglich war, ein- oder zweihundert Yards weit zu sehen.

Als ich die traurige Landschaft überschaute, erblickte ich einen magern grauen Prairiewolf, der sich leisen Schrittes wie ein Dieb in eine der Schluchten schlich, gleichsam als ob ihn die Scene in Furcht gesetzt hätte. Er war das einzige sichtbare lebendige Wesen. Er sah mich, seinen Nebenwanderer, jedoch ohne zu fliehen. Die rungsum herrschende Verheerung schien ihn dem Menschen um ein Glied in der Kette der Wesen näher gebracht zu haben, denn er hatte seine Furcht vor ihm verloren. Als er den Fuß des Hügels erreicht hatte, stand er still, stieß ein tiefes klagendes Geheul aus, worauf aus dem Walde her geantwortet ward, und bald darauf drei andere herbeikamen und sich zu ihm gesellten.

Sie standen einige Augenblicke still und blickten mich mit ihren feurigen Augen an; dann wandte sich einer und kam mir näher. Seine Begleiter folgten ihm. Mir lag indeß, trotz der Einsamkeit, nichts an der Gesellschaft von Wölfen; ich legte daher meine Büchse an und schickte eine Kugel unter sie. Ein lautes Heulen antwortete auf den Schuß, und der hinkende Gang des einen, als die Rotte in die Wälder floh, überzeugte mich, daß meine Kugel ihr Ziel erreicht hatte.

Zwölfter Abschnitt.

1. Konstantinopel. — 2. Ueber den europäisch-asiatischen Bosporus. — 3. Damaskus. — 4. Die Orientalen in ihrer Häuslichkeit.

1. Konstantinopel,

nach dem ersten Eindruck geschildert *).

Wir verließen Therapia, den Sommersitz des Gesandten, um sechs Uhr Morgens; nie vielleicht war das Wetter schöner gewesen in einem Lande, wo es beständig schön bleibt. Ein sechsruderiges Kaik erwartete uns am Fuße des Palastes; wir setzten uns hinein, und das Schiff stieß vom Ufer. Unsere griechischen Ruderer schlugen die Wellen im Takt. Ihre Beine waren nackt; ihre breiten Beinkleider, von leichtem weißen Stoff, erreichten nur die Kniee; die sehr weiten Hemden von feiner Leinwand ließen ihren Hals, ihre Brust und ihre Arme bloß. Die Haare hatten sie rasirt, so auch den Bart; nur Schnurrbärte trugen sie. Uebrigens hatten sie kleine rothe Tarbuschen (Mützen) mit blauem Quast auf dem Kopfe. Die „Kaiken," kleine Kähne von merkwürdiger Leichtigkeit und Reinlichkeit, die aber durch die geringste Bewegung der Passagiere umgeworfen werden können, sind sehr lang und schmal und endigen in eine scharfe Spitze. Man baut sie gewöhnlich von Ahorn; sie werden mit Schnitzwerk verziert und mit einem sehr klaren Firniß überzogen. Die Ruderer sitzen, der eine hinter dem anderen, auf kleinen Bänken; die Passagiere hingegen legen sich auf den Boden des Nachens, der mit Teppichen und Kissen versehen wird. So fuhren wir in fünf Viertelstunden ungefähr von Therapia nach Konstantinopel, eine Entfernung von mehreren Stunden.

Der Bosporus, den ich der Länge nach durchschiffte, bietet dem Auge eine ununterbrochene Folge entzückender und höchst mannichfaltiger Aussich-

*) Aus den Lettres sur l'Orient des Baron Theodor Renouard de Bussière, königl. französischen Gesandtschaftssecretärs 1827 und 1828.

ten dar. Berge von nicht unbeträchtlicher Höhe erheben sich längs des europäischen und asiatischen Ufers; Dörfer in höchst malerischer Lage kränzen, dicht an einander gereiht, das Gestade; Buchten, die eine immer reizender als die andere, folgen auf einander und werden von Cypressen, Lorbeerbäumen und Platanen beschattet. Am Fuße dieser Bäume sieht man Brunnen, kleine Kaffeehäuser und eine Menge Türken, die sich in zahlreichen Gruppen auf bunten Teppichen niederlassen, ihre Pfeife rauchen und ihren Quief*) genießen. Links und rechts öffnen sich duftige Thäler, wo hundertjährige Platanen ihre dichtbelaubten Aeste weit ausbreiten; darauf folgen wieder große Cypressenwälder. Mitten aus dem dunkeln Grün blicken unzählige kleine Denkmale von weißem Marmor, das sind die türkischen Friedhöfe, die hier zugleich als öffentliche Lustgärten benutzt werden. Der Bosporus selbst ist eben so belebt wie seine Ufer: Tausende von Fahrzeugen durchkreuzen sich in allen Richtungen; Seevögel lassen sich überall schaarenweise sehen, während Delphine in großen Truppen um die Schiffe spielen oder sich in der Sonne wärmen.

Je mehr wir unserem Ziel uns nahten, desto mannichfaltiger wurde der Anblick; endlich umschifften wir das Vorgebirge**), auf welchem der Thurm der Janitscharen sich erhebt, eine alte Schanze, die von den letzten Zeiten des byzantinischen Reichs herrührt, und den Mittelpunkt zwischen Konstantinopel und Therapia bildet. Hier genoß ich eines Anblicks, dessen Eindruck nie aus meinem Gedächtniß schwinden wird. Rechts vor mir lag Dolma Baktsche, des Sultans Sommerresidenz, ein Gebäude, das bei dem ersten Anblick als ein Zauberwerk erscheint; denn man glaubt beinahe eines jener luftigen Schlösser, jener Phantasiegebilde zu erblicken, die nur in der Einbildungskraft orientalischer Dichter leben. Linker Hand breitet sich Skutari in aller seiner Pracht aus; sein schmales Vorgebirge, auf dessen äußerster Spitze man den Kiosk des Sultans sieht, dehnte sich in sanftem Bogen vor unseren Augen aus. Etwas weiter, und zwar in der Mitte der Meerenge, sah ich den Thurm des Leander, gegen den sich die Wellen brachen. Hinter diesem zeigte sich das Meer von Marmara, die Prinzeninseln und die Küste von Bithynien; der ewige Schnee des Olympus begrenzte in weiter Ferne die reizvolle Landschaft. Mitten vor uns aber lag die Spitze des Serails, neben welcher sich das prachtvolle Konstantinopel erhob. Tausende von Häusern sind auf den sieben Hügeln verstreut, auf denen die Stadt gebaut ist, und zwischen denen sich das berühmte goldene Horn, Konstantinopels schöner Hafen, erstreckt. Mitten

*) So nennen die Türken die ungestörte Ruhe, das dolce far niente der Italiener.

**) Dieses Vorgebirge, das heute Kislar Burun genannt wird, trug im Alterthume den Namen des Hermes. Von diesem Punkte aus schifften die Gothen und die Kreuzfahrer von Europa nach Asien.

unter den Häusern erheben sich die schönsten Baumgruppen; eine Menge prächtiger Moscheen, schlanker Minarets bieten sich zu gleicher Zeit den Blicken dar, im klarsten Glanze des südlichen Himmels prangend. Die Luft war von der größten Reinheit, nur leise wurden die Gipfel der Bäume durch den Hauch eines leisen Seewindes in Bewegung gesetzt; der stille klare Spiegel des Meeres zeigte den Widerschein dieser reizenden Landschaft, welche auf solche Weise in den Lüften zu schweben, oder golden in einem azurnen Ozean zu schwimmen schien. Der Anblick war bezaubernd; ich wagte kaum zu athmen; ich meinte in einem lieblichen Traume befangen zu sein, und fürchtete, davon zu erwachen. Doch rastlos ruderten wir vorwärts und bald erreichten wir den Hafen. Zur Rechten hatten wir nunmehr Galata, Pera und Tophana, die Quartiere der Franken und des Zeughauses; zur Linken lag das eigentliche Konstantinopel. Gegen diese Seite nahmen wir unsere Richtung und suchten unsern Weg mitten durch einige Hundert Kauffahrteischiffe, die hier aus allen Welttheilen zusammenkommen. Wir landeten an einem bedeckten hölzernen Vorbau, wo die Kaiken gewöhnlich anlegen. Mein Führer erneute die Warnung, mich vor den Hunden zu hüten, und besonders in den Gassen im Vorbeigehen Niemanden anzustreifen. Doch bedurfte ich dieser Mahnung nicht, da ein neuer Ankömmling meist die übertriebenste Angst vor der Pest mitbringt.

Wir traten in die Stadt. Nun änderte sich die Scene. Die Gassen sind widrig; die Häuser haben einen so leichten und unsicheren Bau, daß man den Muth und den Fatalismus*) der Leute bewundern muß, welche dieselben bewohnen, da sie beständig bedroht sind, verschüttet zu werden oder in den Flammen umzukommen. Das Pflaster ist ebenfalls abscheulich, und die Gassen sind so eng, daß manchmal nur mit Mühe drei Personen darin neben einander gehen können; und dabei sind sie noch bevölkerter, als die Straßen jeder anderen europäischen Hauptstadt. Die lebhafteste Einbildungskraft eines Europäers, der noch keine asiatische Stadt gesehen hat, vermag nicht sich eine Vorstellung davon zu machen. Was mir zuerst auffiel, war die Mannichfaltigkeit und Weite der Trachten. Man lehrte mich den Rang und die Nationalität der Leute, die mir begegneten, nach ihrem Kopfputz und ihrer Fußbekleidung zu erkennen. Die Muhamedaner tragen gelbe, die Rajas (christliche Unterthanen der Pforte) rothe, und die Juden blaue Stiefeln. Ein ähnlicher Unterschied findet bei den Häusern Statt. Die öffentlichen Gebäude und die, welche dem Sultan gehören, sind weiß, die der Emire grün und die der andern Türken roth; die Häuser der Rajas und der anderen Unterthanen endlich sind grau angestrichen. Ich will nicht lange erzählen von den gerippten Turbanen der Effendis, den scharlachnen Spitzmützen der Köche des Großherrn, der sonderbaren Mütze der

*) Der Glaube an das unabwendbare Schicksal, gegen das alle Thätigkeit des Menschen unnütz ist.

Bostangis (Gärtner), dem Kalpak der Armenier und dem kleinen Turban der Juden, es genüge zu sagen, daß jeder Stand seinen eigenen Kopfputz und Kleiderschnitt, öfters auch seine eigene Farbe hat. Die Türken allein haben in dieser Hinsicht freie Wahl, und ich habe bemerkt, daß die jungen Muselmänner meist dunkelfarbige Kleider tragen, während sich die alten gelb, hellgrün und rosenroth zu tragen pflegen.

Die Hunde, welche mir bei jedem Schritte haufenweise begegneten, waren mir eine widerwärtige Erscheinung; ihre Race ist häßlich, der Gestalt und Farbe nach gleichen sie dem Fuchse oder dem Wolfe. Sie leben in den Gassen ohne Herren, ganz wild, und vermehren sich auf eine beängstigende Weise; doch hat man kein Beispiel, daß die Tollwuth unter ihnen geherrscht habe. Eine sonderbare Thatsache ist es, daß sie die Quartiere der Stadt ordentlich unter sich getheilt haben. Verläßt ein Hund sein Quartier, so fährt das Hundevolk desselben insgesammt auf ihn los und treibt ihn zurück, oft halb todt gebissen.

Auf die engen Gassen folgen von Zeit zu Zeit unregelmäßige Plätze, die mit Bäumen besetzt sind. Je mehr ich vorwärts kam, je außerordentlicher erschien mir das Leben und die Bewegung, die bevölkertsten Quartiere von Paris geben keinen Begriff davon. Ueberall sieht man Buden. Hier werden Sorbets oder Backwerk im Schatten einer Platane verkauft; dort sitzt mit gekreuzten Beinen ein Steinschneider auf seinem Tische, arbeitet, raucht seine türkische Pfeife, und bietet seine wunderlichen Ringe und gestochenen Steine den Käufern an. Etwas weiter legt ein Pfeifenhändler seine vergoldeten Köpfe, seine Mundstücke von Bernstein und Porzellanmasse aus; neben ihm verkauft ein Kupferschmied die sonderbarsten Geräthe. Darauf kommt man an einen Kaufmann, der Shawls, orientalische Stoffe und alte Kleider feil hat, und zu einem halbnackten Gärtner, der auf seinen Schultern eine bogenförmige Stange trägt, an deren beiden Enden Körbe mit Küchengewächsen hängen. Im Anschauen dieses Wirrwars wird man plötzlich fast umgeworfen durch den breiten Kasten eines Citronenhändlers; zugleich aber ertönt ein klägliches Schreien: es ist ein Verpesteter, den ein Lastträger in das nächste Spital schleppt. Man stellt sich mit Entsetzen auf die Seite, und kaum hat man sich von diesem Schrecken erholt, so läuft man schon wieder Gefahr, in die Rinne geworfen zu werden, die mitten in der Gasse fließt; denn es kommt eine ganze Rotte Esel, die so mit Bauholz beladen sind, daß sie fast die ganze Breite des Raumes einnehmen. Gleich nach ihnen folgen Reiter; dann kommen wieder Kotschis und Arabas, zwei Arten höchst seltsamer mit Mousselin bedeckter Kutschen, die man gewöhnlich für Frauenzimmer gebraucht, und die theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen werden. Mit einem Wort: die Straßen wimmeln von Menschen und Thieren der verschiedensten Art; namentlich sieht man auch viele Bettler mit zerlumpten Turbanen und Kaftanen, viele Blinde und Aussätzige. Doch konnte

ich die Schönheit der meisten Männer, die mir begegneten, nicht genug bewundern; ihr Gang ist edel, zuweilen majestätisch. Der ganze Menschenschlag ist ausnehmend schön, und die Kleidung trägt viel dazu bei, die Vorzüge der Natur noch zu heben. Was die Frauen betrifft, so kann man nur von ihren schönen schwarzen Augen, dem einzigen entblößten Theile ihres Gesichts, sprechen; denn im Uebrigen sind sie vom Kopf bis zu den Füßen in unmäßig weite Gewänder gehüllt; ihre Feretje und Jackmack (Schleier und Mantel) bedecken sie so vollkommen, daß es unmöglich wird, über ihre Gestalt und Haltung zu urtheilen.

Nachdem wir ziemlich lange umhergeirrt waren, gelangten wir zu den Bazars. Diese öffentlichen Märkte gehören zu den sehenswerthesten Merkwürdigkeiten der türkischen Städte. Die „Bazarstraßen" sind ganz und gar mit einem Dachwerk bedeckt, welches auf hohen Balken ruht; eine jede derselben ist für eine besondere Art von Handwerkern oder Kaufleuten bestimmt. Die Türken verstehen es sehr gut, ihre Waaren auf eine künstliche Weise aufzustellen, so daß sie den Leuten recht ins Auge fallen. Das Kostbarste behalten sie jedoch gewöhnlich im Hintergrunde, und bringen es nur dann hervor, wenn sie das Schlechte den Leuten nicht aufschwatzen können. Sie pflegen unmäßig vorzuschlagen und schließen endlich den Handel für die Hälfte, ja für das Viertel der zuerst geforderten Summe.

Wir machten den Anfang mit der Stoff- und Kleiderstraße. Sie ist die gefährlichste von allen; nur zu oft hat sich von hier die Pest über Konstantinopel verbreitet. Die geräumigen Buden sind in dieser Straße mit Shawls, Kaftanen, Mänteln und Kleidern aller Art angefüllt; darunter befinden sich denn auch wohl Stücke, die den Opfern jener schrecklichen Krankheit angehörten. Aber das kümmert die Menge nicht, die ganz sorglos ihren Kleiderbedarf hier erhandelt. Ich selbst ließ mich keineswegs in meinem Verlangen, Alles zu sehen, irre machen. Langsam schritt ich vorwärts, und als ich nach meinen Gefährten blickte, sah ich sie weit vor mir an der Wendung des Bazars; sie glaubten mich an ihrer Seite, und da sie mit dem hiesigen Leben schon bekannter waren, gebrauchten sie weniger Vorsicht und schritten rasch vorwärts. Ich verdoppelte meine Schritte, in der Hoffnung, sie wieder zu erreichen. Da faßte mich aber bei jedem Tritte in diesem ungeheuern Gedränge die Angst, auf einen jener scheußlichen Hunde zu treten, oder mit irgend einem Muselmann zusammen zu rennen. Es erging mir wie allen Neulingen, ich glaubte, in jedem Vorübergehenden stecke die Pest, und ich gestehe, es ward mir ziemlich bange bei dem Gedanken, meine Führer zu verlieren in dieser ungeheuern Stadt, wo eine Straße der andern gleicht, und wo Sprache und Sitten mir ganz unbekannt waren. Endlich standen meine Gefährten doch still, und ich gewann Zeit, sie wieder zu erreichen. Jetzt wage ich es schon, in Konstantinopel, der „heiligen", wie sie die Moslemim nennen, ganz allein umherzustreifen.

Wir gingen nun in den Bazar, wo die Spezereien verkauft werden; er ist der gesündeste in ganz Konstantinopel, der einzige vielleicht, wohin die Pest noch nicht gedrungen ist. Von dort gingen wir in den Bazar der Stickereien und kostbaren Stoffe. Man verkauft hier zugleich kleine Spiegel, Pantoffeln und Tabaksbeutel, sämmtlich sehr geschmackvoll mit goldenen und silbernen Arabesken gestickt. Ich sah hier viele arabische Kaufleute und Männer aus allen Theilen Asiens. Bei dem Ausgange der Bazars sahen wir uns auf einem freien Platze und hatten die Moschee*) von St. Sophia, die prachtvollste in Konstantinopel, vor uns. Von vier Minarets umgeben ragt sie mit ihren weiten Kuppeln und vergoldetem Halbmond majestätisch in die Luft. Sie wurde im Jahre 517 unter Kaiser Justinian angefangen und binnen sechszehn Jahren vollendet. Der christliche Gottesdienst wurde 920 Jahre darin gehalten, bis im Jahre 1453 die Muselmänner sich der Stadt und Kirche bemächtigten. Leider ist es keinem Franken erlaubt, eine Moschee zu betreten; man kann nur verstohlener Weise einen Blick in die immer offenen Thüren werfen. Vor St. Sophien wie vor allen Moscheen befindet sich ein viereckiger Hof, in dessen Mitte eine Baumgruppe mit einem Springbrunnen steht, wo sich die Gläubigen versammeln, um die vorgeschriebenen Waschungen zu verrichten; in den vier Ecken des Hofes erheben sich die Minarets: Thürme, schlank wie Säulen von sehr bedeutender Höhe, deren oberster Theil mit einer oder mehreren Galerien umgeben ist, und der sich endlich kegelförmig schließt. Dreimal des Tages steigen die Imams auf jene Galerien und rufen die Gläubigen mit lauter Stimme zum Gebet. Dieser Aufruf hat etwas Rührendes und Melancholisches.

Die Hitze war äußerst drückend und ich lechzte vor Durst. Da ich meine Gefährten in dem nämlichen Zustande sah, schlug ich ihnen vor, einige Sorbets zu genießen. Wir erhielten ganz vortreffliche zu sechs Paras**) das Stück. Der Para ist eine kleine Silbermünze mit vielem Zusatz von Kupfer und dünn wie ein Blatt Papier. Ein türkischer Piaster, der acht französischen Sous an Werth gleichkommt, enthält 40 solcher Paras, und drei Piaster machen eine Rupie (ein kleines Goldstück) aus. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Ehrlichkeit unseres Sorbethändlers: ich hatte nämlich schon seit einigen Minuten seinen Laden verlassen, als ich ihn außer Athem mir nachlaufen sah, er brachte mir zwei Paras, die ich ihm zufällig über den Preis gegeben hatte. Solche Züge sind bei den Türken gewöhnlich. Sehr selten läßt sich ein Muselmann zu einem Diebstahl verleiten; von den übrigen Orientalen kann man leider nicht das Nämliche sagen. Das gerichtliche Verfahren, wonach hier dergleichen Ver-

---

*) Mahmud II. weihte diesen christlichen Tempel seinem Propheten, als er gleich nach der Eroberung von Konstantinopel (1453) seinen Einzug hielt.

**) Ungefähr einen halben Silbergroschen.

gehen bestraft werden, ist äußerst rasch, wie überhaupt die ganze Rechtspflege der Türken. Vor Kurzem z. B. wurde hier ein Mann vor seiner Hausthüre aufgehängt; er hatte zwei kleine kupferne Platten gestohlen, die man ihm bei seiner Hinrichtung an den Hals band. Ueber seinem Kopfe war ein Zettel, worauf geschrieben stand: Dieser Mann sei gehängt worden, weil er sich drei Mal des nämlichen Verbrechens schuldig gemacht habe; das erste Mal (so stand auf dem Zettel) habe man ihm gesagt, er solle es nicht mehr thun; das zweite Mal habe man ihm 100 Schläge ausgezahlt, und das dritte Mal sei er gehängt worden.

Wir kamen hierauf an das vor einem Jahre abgebrannte Quartier, welches beinahe ein Drittheil von ganz Konstantinopel einnimmt. Man baut es wieder emsig auf, aber eben so leicht als zuvor, und die neuen Häuser sind eben so unregelmäßig auf einander gehäuft wie früher. Es wird vermuthlich nicht lange dauern, bis sie abermals eine Beute der Flammen werden. Man zeigte mir in diesem Quartier eine große Säule von Porphyr, die noch dem alten Byzanz angehörte.

Nach anderthalb Stunden befanden wir uns nahe bei dem alten Serail, dem Wohnsitze des Seraskiers*), welcher seit dem Sturze der Janitscharen die Franken sehr gastfreundlich aufnimmt. Er hat mehrere französische Exercirmeister in Sold genommen, um die neuen Truppen des Sultans nach europäischer Weise zu unterrichten. Das alte Serail ist ein geschmackvolles weißes Gebäude mit zahlreichen Fenstern und bunten Arabesken geziert; es hat ein flaches vorspringendes Dach und steht zwischen einem Garten und einem weit ausgedehnten Hofe. Dieser war der Hauptschauplatz jener blutigen Katastrophe, mit welcher die Macht der Janitscharen zu Ende ging. Ich wohnte daselbst einer Revue türkischer Truppen bei, und sah die Regimenter der Djebhehanedjes im Feuer exerciren. Sie haben runde grüne Jacken, blaue Beinkleider, die bis zu den Knien sehr weit sind, dann aber ganz eng werden; auf dem Kopfe tragen sie sehr hohe, hellgrüne Mützen mit gelben Tressen. Alle türkischen Truppen tragen sich jetzt auf gleiche Weise, nur daß die verschiedenen Regimenter verschiedene Farben haben. Die Offiziere der Djebhehanedjes, die ich heute sah, trugen dunkelrothe Uniformen mit goldenen Tressen. Die Musik, die aus einem schlechten Pfeifer und einigen Tambours bestand, spielte den Marseiller-

---

*) „Seraskier" heißt der jedesmalige Befehlshaber einer Flotte oder eines Heeres. Der Staatsrath des Großherrn heißt Divan, und dieser besteht aus dem Großvezier (Ministerpräsident), Reis-Effendi (Minister des Auswärtigen), der den Dragoman der Pforte (Hofdolmetscher) unter sich hat; Kiaja-Beg (Minister des Innern), Tschausch-Baschi (Minister der Polizei), Defterdar (Schatzmeister), Kapudan-Pascha (Großadmiral). Dieser, nebst den beiden Begler-Begs (Statthaltern) von Rumili und Bosnien, bilden die drei Oberpaschas, unter denen wieder gegen 30 Unterpaschas stehen.

marsch und das Ça ira; und diese Musik war das Einzige, was der Revue noch einen etwas barbarischen Charakter verlieh.

Dem Palaste nahe war ein großes Zelt aufgerichtet, an dessen Eingang ich ohne Weiteres mich mit meinen Gefährten hinstellte. Von Außen war es grün, als einem Emir angehörig; im Innern war es mit einem großen und breiten Divan versehen, auf welchem mit gekreuzten Beinen der Seraskier saß, der Oberbefehlshaber der Landmacht. Er ist ein Greis mit langem Barte; neben ihm standen ein Oberst und drei Schreiber, die man an ihren blauen Kaftanen so wie an den silbernen Tintenfässern erkannte, deren lange Griffe in ihren Gürteln staken. Es wurden im Zelte neue Rekruten von einem fränkischen Exercirmeister der Reihe nach vorgenommen. In der Nähe befand sich eine Menge von Sklaven und ein weißes mit glänzendem Reitzeuge geziertes Pferd.

Mein Führer vermißte hier Khalil, den Adjutanten des Seraskiers, Pascha von zwei Roßschweifen, auch im alten Serail wohnend. Da er ihn genau kannte, schlug er mir vor, ihn zu besuchen. Man kann sich denken, wie gern ich diesen Vorschlag annahm. Wir gingen sogleich in den Palast hinein; im Durchgehen konnte ich nicht unterlassen, einen Blick auf die Fenster des Harems zu werfen. Sie sind bekanntlich mit Gittern verdeckt, durch welche die Frauen, ohne bemerkt zu werden, sehen können, was draußen vorgeht.

Da es unter den Türken Sitte ist, mit gekreuzten Beinen zu sitzen, so tragen sie die größte Sorgfalt für die Reinlichkeit ihres Fußwerks. Im Innern ihrer Wohnungen haben sie kleine Halbstiefeln ohne Sohlen, die von gelbem Saffian verfertigt sind; wenn sie ausgehen, ziehen sie Pantoffeln darüber, die sie dann wieder in den Vorhallen stehen lassen. Wir wurden daher auch genöthigt, unsere Stiefeln oben an der Treppe zu lassen, und nun gingen wir auf Strümpfen durch ein Vorzimmer, das von einer zahlreichen Dienerschaft erfüllt war. Man öffnete uns hierauf einen dichten Vorhang und wir traten in das Gemach des Paschas. Eine sehr reine Binsenmatte bedeckte den Boden desselben, und war unsern gebohnten Fußboden an geflochtenen Zeichnungen ziemlich ähnlich; die Wände waren weiß mit veilchenblauen Arabesken gemalt; die eine Seite des Saals bildete einen Vorsprung über dem Garten und war von dem einen Ende bis zu dem andern mit schmalen, dicht an einander gereihten Fenstern versehen; ein jedes Fenster hatte seinen Vorhang von grüner Leinwand, mit Blumen geziert. Der nämliche Stoff bedeckte einen sehr breiten Divan, der um das Zimmer herum ging und das einzige Möbel war. Verschiedene Sklaven hockten auf ihren Fersen sitzend am Boden. In einer Ecke des Divans saß der Pascha, mit einem jungen Manne, einem Oberst. Khalil ist erst 22 Jahre alt, und vor nicht langer Zeit wurde er zum Pascha ernannt, weil sein Regiment sich in der Fertigkeit des europäischen Exercitiums auszeichnete. Der junge Pascha ist ein schöner Mann, er empfing

uns mit einem einnehmenden Lächeln und mit dem morgenländischen Gruß, d. h. er erhob die Hand von der Brust bis zu Mund und Augen. Er trug ein Kleid von weißer Leinwand mit goldenen Knöpfen; sein Kaftan war von braunem Tuche und ein großer weißer Kaschmirshawl deckte seinen Kopf. Er versteht ein wenig Französisch; doch ließ er zu größerer Bequemlichkeit einen Dolmetscher kommen, und es entspann sich sogleich ein ganz ungezwungenes Gespräch. Kaum hatten wir Platz genommen, so traten drei Sklaven herein und brachten Jedem von uns eine lange Pfeife, deren Rohr von wohlriechendem Holze, das Mundstück von Ambra war und deren Köpfe auf dem Boden in zinnernen Tellern ruhten. Drei andere Sklaven folgten den ersten und reichten uns den Kaffee. Man gab Jedem ungefähr zwei Löffel voll; er war ohne Zucker und sehr dick, aber vom herrlichsten Geschmack und Geruch.

Der Pascha, welcher die Vorurtheile seiner Nation gegen die „Giaurs“ nicht theilt, wünschte allem Anschein nach mit uns freier zu sprechen, war aber genöthigt, vor seinen Leuten das muselmännische Decorum zu beobachten. Er befahl daher seinen Sklaven, sich zu entfernen und die Thüren zu schließen; der Dolmetscher, ein getreuer Diener und sein Freund, der Oberst, blieben allein zurück, und nun erst herrschte volle Freiheit in unserem Gespräch, das der Pascha sogleich auf die Sitten, Gebräuche und besonders auf den Militärstand der ersten europäischen Nationen lenkte. Die Fragen, die er mit vieler Theilnahme an uns richtete, zeugten von einem aufrichtigen Verlangen, sich zu belehren, und beurkundeten eine stille Anerkenntniß unserer Ueberlegenheit. Wir sprachen endlich von Uniformen und Trachten, und ich erklärte unumwunden den Vorzug, den ich der orientalischen Kleidung vor der unsrigen zugestehe. Darauf ließ Khalil seine große Uniform bringen; sie war von rothem Tuche mit einer Masse geschmackvoller Stickereien. Einer von uns äußerte den Wunsch, zu sehen, wie dieses Kleid ihm stehen würde; Khalil bat ihn sogleich inständig, den Versuch zu machen, und sprang voller Eifer mitten in den Saal, half meinem Gefährten sich umkleiden, und zeigte dabei eine ganz italienische Hast, die von unaufhörlichem Lachen begleitet war. Ein so vollkommenes Vergessen des morgenländischen Phlegma brachte mich ganz in Erstaunen. Nachdem wir uns noch ziemlich lange mit der Metamorphose unsers neuen Osmanli belustigt hatten, verließen wir Khalil mit dem Versprechen, ihn bald wieder zu besuchen.

Im Hinausgehen bemerkte ich ein kleines Grabmal, das mitten im Schloßhofe steht, so daß es bei den Revuen oft hinderlich sein muß. Man hat es daselbst gefunden, als man den Exercirplatz einrichtete, und doch hat man es nicht weggeschafft; die Ehrfurcht der Türken vor den Grabstätten ist außerordentlich. Hier in diesem Hofe hat man Tausende von Janitscharen erwürgt; man hat von den Hofmauern mit Kartätschen auf

sie herabgeschossen, ihre zerfleischten Leichname in das Meer geschleudert, aber der unbekannte Grabstein ist respectirt worden und stehen geblieben.

---

2. Ueber den europäisch-asiatischen Bosporus.

[Byzantium, Konstantinopel, Stambul*).]

In den ältesten Zeiten grünte an den Ufern des thrazischen Bosporus das alte Byzanz, nach dessen Zerstörung sich ein neues daselbst bildete. Dieses wurde unter dem Namen Konstantinopel zur größten Residenz des Ostens erhoben, und blühte als solche sowohl unter den römischen, als unter den griechischen und lateinischen Kaisern, und noch jetzt, nachdem diese menschliche Ansiedelung im Verlaufe ihres Lebens fast 20 blutige Belagerungen und zerstörende Eroberungen ausgestanden hat, ruht sie als Stambul in so großer Kraftfülle auf ihrer Halbinsel, als hätte sie tausendjährigen Frieden gehabt.

Man kann dieser Stadt noch viele Belagerungen und Zerstörungen vorhersagen, insofern das Menschengeschlecht seine habgierige und blutdürstige Natur nicht ablegt, und zugleich kann man ihr noch ein langes Leben prophezeien, insofern nicht ihre Umgebungen auf hundert Meilen in der Runde sich anders gestalten. Nach einer mäßigen Berechnung, die das Alter dieser Stadt nur auf 2000 Jahre setzt, ihre durchschnittliche Bevölkerung zu 200,000 Menschen annimmt, und diese jedesmal nach 30 Jahren absterben läßt, lebt das jetzige Konstantinopel schon auf der Asche von 13 Millionen Menschen. So groß war das Leben und Sterben auf diesem Erdenwinkel; und wie viele Ernten wird der Tod hier noch halten?

Die Lage Konstantinopels läßt sich ungefähr aus folgenden Gesichtspunkten betrachten. Zuerst ist sie — und das rief sie in die Welt — ein Hafenort, und dadurch also für jeden Schiffer ein wünschenswerther Platz, da sie einen Hafen bietet, der so tief, so geräumig und geschützt ist, wie wenige auf Erden.

Alsdann liegt sie mit Scutari auf zwei Halbinseln, durch die sich zwei Welttheile fast bis zur Berührung nähern, und ihren Landverkehr gegenseitig in einander fließen lassen. Es ist also eine Hauptpassage des Landverkehrs zweier Welttheile.

Konstantinopel ist mithin Hafenstadt am goldenen Horn, Meerengenstadt am Bosporus und endlich auch Mündungsstadt des schwarzen Meeres und aller in dieses Meer ausgehenden Flüsse. Aller Austausch des mittelländischen und schwarzen Meeres geschieht durch Konstantinopel.

Man wird sich daher über die Dauer und Größe dieser Stadt nicht

---

*) Nach J. G. Kohl: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen.“

wundern, wenn man bedenkt, daß sie zwei Welttheile, wie Asien und Europa, in deren Umarmung sie entbrannte, und zwei Meere, wie das schwarze und mittelländische, aus deren Wogenschaum sie emporstieg, vermittelt.

---

3. Damaskus *).

Wir stiegen wieder zu Pferde, und nachdem wir noch einige hundert Schritte bergan geritten waren, kamen wir in einen tiefen Paß, zur Rechten von einem 30 bis 40 Fuß hohen Felsrande eingezwängt, zur Linken von einem senkrecht über unsere Häupter aufsteigenden Schieferberge begrenzt. Nun ging es jäh wieder hinab, und unsere Pferde waren jeden Augenblick in Gefahr, unter dem Steingerölle auszugleiten; ich ritt an der Spitze der Karavane, einige Schritte hinter den Arabern von Zebdani. Auf einmal halten diese an und stoßen ein Freudengeschrei aus, indem sie mir eine Oeffnung in der Felswand zeigen; ich nähere mich, und o Wunder! mein Blick fällt durch die Felsenspalte hindurch auf den seltsamsten, prächtigsten Horizont, der je ein menschliches Auge entzückt hat: es war Damaskus und seine grenzenlose Wüste, was sich dem überraschten, fast geblendeten Auge darstellte. Der Blick fiel zunächst auf die Stadt, welche — mit ihren Wällen aus gelbem und schwarzem Marmor, mit den über die Wälle in regelmäßigen Zwischenräumen sich erhebenden viereckigen Thürmen, mit ihren aus der weitesten Ferne her blinkenden schön gemeißelten und reich verzierten Giebeln, über welche wiederum gleich den Masten einer Flotte die Minarets sich erhoben, mit ihrem siebenarmigen Flusse und den unzähligen Bächen — sich in ein Labyrinth von blühenden Gärten verlor, ihre langen Arme weit in die Wüste ausstreckte, und überall von einem zehn Meilen im Umkreis haltenden Aprikosenwalde begleitet, überall von Maulbeerfeigen und anderen Bäumen mit dem verschiedensten Grün und den mannichfaltigsten Formen überwölbt und beschattet ward. Es war ein Labyrinth von Gärten, Palästen, Bächen und Wäldern, aus denen hier und da, wie Inseln aus dem grünen Ozean, Häuser, Vorstädte und Dörfer hervorschauten.

Die ganze Reisegesellschaft hatte Halt gemacht; Alle hatten sich an die Oeffnung in der steinernen Brustwehr gedrängt, durch welche man wie durch ein Fenster jene Herrlichkeit übersah; Alle bewunderten, Alle genossen das magische Schauspiel, theils schweigend, theils mit lautem Jubelruf. Der Reisende wird um so mehr von dem glänzenden Anblick überrascht, als er eine höchst mühsame und einförmige Reise hinter sich hat; der Weg

*) Nach Alphonse de Lamartine's „Reise in den Orient".

hatte uns bis dahin über lauter Kalk- und Sandboden, über kahle Felsen und dürre Hügel geführt, wo kein Waldesschatten den ermatteten Wanderer erquickte, kein frischer Quell ihn labte. Nun standen wir am Anfange einer neuen Wüste, deren Grenzen bis an das ferne Bagdad und Bassora gehen, und die man kaum in vierzig Tagen durchwandert; solch ein Anfang findet sich aber nirgends zum zweiten Mal.

Endlich trieben wir unsere Pferde wieder an; die Felswand auf der rechten Seite unseres Weges, die uns bis dahin die Stadt und ihre Ebene verdeckt hatte, wurde allmälig niedriger und gab uns bald den ganzen Horizont frei. Wir waren nur noch fünfhundert Schritte von den Mauern der Vorstädte entfernt, diesen Mauern, die, von reizenden Kiosks*) und Landhäusern in dem eigenthümlichen Baustyl des Morgenlandes eingefaßt, sich wie ein glänzender Goldgürtel um Damaskus legen. Die viereckigen Thürme, welche die Mauern beschützen und über ihre Linie sich erheben, sind mit Arabesken überzogen und von Bogenrippen durchbrochen, kaum noch einmal so stark als ein Schilfrohr; ihre schlanken Zinnen haben die Form eines Turbans. Ueber diese in der Sonne glitzernden Mauern und Thürme ragen die Wipfel der Cypressen und anderer gewaltigen Bäume hervor, welche sich auch im Innern der Stadt noch über die Paläste erheben und Alles mit ihrem saftigen dunkeln Grün überkleiden. Die Sonne neigte sich zu ihrem Untergang; die fast unzählbaren Kuppeln der Moscheen und Paläste einer Stadt von 400,000 Seelen erglänzten im goldigen Strahl der Abendsonne, die blauen Wellen der sieben Flüsse blitzten aus den Straßen und Gärten hervor und verschwanden dann wieder; hinter der Stadt breitete sich ein Horizont aus, grenzenlos wie das Meer und mit dem Purpurrande des Feuerhimmels zusammenfließend, der noch feuriger ward durch den Widerschein des Sandes aus der großen Wüste. Zur Rechten thürmten sich die breiten und hohen Bergrücken des Antilibanon **) gleich ungeheuern Nebelwolken übereinander, bald gleich Vorgebirgen in die Ebene hervorspringend, bald wie tiefe Meerbusen sich öffnend, als wollten sie die Ebenen umfluthen und ihre Wälder und Dörfer, von welchen letzteren manche bis 30,000 Einwohner zählen, verschlingen. Auf dieser Seite war Alles lebendige, frische Natur; selbst noch aus dem fernsten Hintergrunde schimmerten zwei See'n und der sich wie ein Silberfaden durch das Laubgrün windende Fluß freundlich herüber. Zu unserer Linken ging die Ebene breit aus einander, und erst in einer Entfernung von zwölf bis funfzehn Stunden fand das Auge die weißen, vom Schnee bedeckten Gebirgskuppen wieder, die im Blau des Himmelsgewölbes wie die Wolken auf dem Ozean schwammen. Um die ganze Stadt

*) Pavillon (Lusthäuschen) auf einer Gartenterrasse.

**) Oestliche Kette des Libanon, die das Paschalik von Damaskus von dem Paschalik von Akre trennt.

zieht sich ein Wald von Fruchtbäumen hin, die wie in Neapel von Weinreben durchflochten sind, welche mit ihren Gewinden die Feigen-, Aprikosen-, Birnen- und Kirschenbäume verbinden. Unter diesen Bäumen lagert ein fetter, fruchtbarer und immer bewässerter Boden, reichlich mit Gerste, Korn, Mais und allen Hülsenfrüchten überdeckt. Ueberall blicken kleine geweißte Häuser aus dem grünen Fruchtlande hervor; es sind die Wohnungen der Gärtner und die Lusthäuser der Eigenthümer. Die Gärten sind mit Pferden, Schafen, Kameelen, Turteltauben bevölkert; sie haben in der Regel die Größe von einem bis zwei Morgen und werden durch Mauern, die von der in der Sonne getrockneten Erde aufgeführt sind, oder durch schöne lebendige Hecken von einander getrennt; durch sie hindurch schlängeln sich schattige Wege, an denen Gräben mit fließendem Wasser hinlaufen. Diese Gärten gehen von einem Thore zum andern, verbinden eine Vorstadt mit der andern, und bilden ein Netz von zwanzig bis dreißig Stunden in die Runde um Damaskus.

In Erwartung des Führers, den wir aus Damaskus erhalten sollten, ritten wir eine Zeit lang schweigend zwischen diesen Labyrinthen von Baumgärten hin; beunruhigt über sein Ausbleiben, machten wir Halt. Endlich erschien ein armer, schlecht gekleideter Armenier, mit einem schwarzen Turban auf dem Kopfe, wie ihn die Christen in Damaskus vorschriftsmäßig tragen müssen. Er ging geraden Weges auf die Karavane los, gab uns ein Zeichen, sprach ein paar Worte, und führte uns dann, nicht etwa durch die Vorstadt und das Thor, welches vor uns lag, sondern der Mauer entlang, die wir beinahe ganz umreiten mußten, durch eine endlose Menge von Gärten und Gartenhäusern. Endlich zogen wir ein in ein ödes, abgelegenes Thor, das zum Viertel der Armenier führt. Hier lag nämlich das Haus des Herrn Baudin*), welches derselbe zu unserer Wohnung auszurüsten die Güte gehabt hatte. Wir ritten lange Zeit an hohen Mauern mit vergitterten Fenstern vorbei; die andere Seite der Straße nahm ein tiefer Kanal mit fließendem Wasser ein, das die Räder mehrerer hier befindlichen Mühlen in Bewegung setzte. An das Ende der Straße gelangt, waren wir genöthigt, still zu halten; es hatte sich ein Wortwechsel zwischen unsern Arabern und den Soldaten, welche das innere Thor bewachten (jedes Viertel hat sein besonderes Thor), entsponnen. Ich wollte mich anfangs nicht in den Streit einmischen, denn ich wünschte unerkannt zu bleiben, und unsere Karavane sollte für eine Gesellschaft syrischer Kaufleute gelten; da aber der Wortwechsel sich in die Länge zog und immer mehr erhitzte, auch der Pöbel anfing, sich um uns zu versammeln, so gab

*) Consularagent für Frankreich und eigentlich für ganz Europa, da es keinem andern Europäer gestattet war, in Damaskus zu wohnen. Herr Baudin hatte sich nur durch seine große Gewandtheit, Klugheit und die vollständig angenommene arabische Tracht und Sitte zu behaupten gewußt.

ich meinem Pferde die Sporen und ritt an die Spitze der Karavane vor. Die ägyptischen Truppen, welche den Wachtposten bildeten, wollten uns darum nicht einlassen, weil sie die beiden Jagdflinten bemerkt hatten, die von meinen arabischen Dienern sehr nachlässig unter den Pferdedecken versteckt waren. Der Scherif-Bey, dermaliger Gouverneur von Damaskus, hatte jede Einfuhr von Waffen auf das Strengste untersagt, da man in jeder Nacht eine Empörung des Volkes, das die ägyptischen Truppen niederzumetzeln beschlossen hatte, befürchtete. Zum Glück hatte ich einen ganz neuen Brief von Ibrahim Pascha bei mir; ich zog ihn heraus und überreichte ihn dem Offizier, welcher den Posten commandirte. Sobald dieser das Papier gelesen hatte, führte er es an seine Lippen und drückte es an seine Stirn, entschuldigte sich mit den höflichsten Complimenten und bat mich, mit meinen Leuten einzuziehen. Wir mußten noch eine gute Zeit in einem finstern Labyrinth von engen, schmutzigen Straßen umherirren, die aus lauter kleinen armseligen Häusern bestanden, deren Lehmwände den Einsturz drohten. Aber durch die vergitterten Fenster hindurch erblickten wir schöne Gesichter und reizende Gestalten von jungen armenischen Mädchen, welche, durch das Geräusch unserer Reisetruppe herbeigelockt, uns mit Neugierde betrachteten und den Vorüberreitenden freundliche Grüße zuriefen. Endlich wurde in einer der erbärmlichsten Straßen vor einer niedrigen engen Thür angehalten; wir stiegen ab, gingen hinein durch die kleine Pforte, krochen durch einen dunkeln Corridor mit niedriger Decke, und sahen uns plötzlich, zu unserer großen Ueberraschung, in einem schönen, mit Marmor gepflasterten Hofe, der von Maulbeerfeigenbäumen *) beschattet, von zwei Springbrunnen gekühlt und von marmornen Säulengängen mit dahinter liegenden prächtigen Sälen umgeben wurde: wir waren bei Herrn Baudin. Wie alle Häuser von Damaskus, die von Christen bewohnt werden, ist auch das des Consuls von Außen eine armselige Hütte, von Innen ein herrlicher Palast. Der tyrannische Fanatismus der muhamedanischen Einwohnerschaft zwingt jene Unglücklichen, ihren Wohlstand und Reichthum hinter einer Außenseite von Armuth und Elend zu verstecken. Unser Gepäck ward vor dem Hause abgeladen, die Geräthschaften, Zelte und Sättel wurden in den Hof gebracht, die Pferde aber in den Khan **) des Bazars abgeführt.

Herr Baudin räumte Jedem von uns ein nettes, in morgenländischer Weise möblirtes Zimmer ein, und wir ruhten mit Wohlbehagen auf seinen Divans und an seinem gastfreundlichen Tische von den Mühsalen und Be-

---

*) Ficus sycomorus — erreicht zuweilen einen Umfang von 50 Fuß.

**) Man nennt mit dem allgemeinen Ausdruck „Khan" alle öffentlichen Orte, wo die Reisenden Zutritt haben und sich versammeln; „Karavanserai" nennt man insbesondere das große weite Gebäude, wo die Fremden mit ihren Waaren und Thieren ein Unterkommen finden; doch wird auch dieses Gebäude „Khan" genannt.

schwerden der langen Reise aus. Ein lieber Bekannter, den man mitten unter fremden Menschen in einer fremden Welt antrifft, ist wirklich ein ganzes Vaterland — das erfuhren wir bei Herrn Baudin. Die Stunden, welche wir in seinem Hofe am plätschernden Brunnen oder in seinem Saale bei der freundlichen Lampe verplauderten, über Europa und Asien unsere Ansichten und Gedanken uns mittheilend, gehören zu den angenehmsten meines Lebens und werden nie aus meinem Gedächtniß schwinden.

Ganz und gar in die arabische Landestracht gehüllt, durchstreifte ich am folgenden Morgen die Hauptviertel von Damaskus in der Begleitung des Herrn Baudin, ohne noch Jemanden von meiner Reisegesellschaft zuzulassen, da ich fürchten mußte, daß mehrere unbekannte Gesichter eine unerwünschte Aufmerksamkeit erregen würden. Wir hatten uns anfangs durch die dunkeln, schmutzigen und winkligen Straßen des armenischen Viertels hindurchzuwinden, wo man eher glaubt, in einem elenden Dorfe als in einer großen Stadt zu sein. Die Häuser bestehen ganz aus Lehm, haben nach der Straße zu ein paar kleine vergitterte Fenster mit roth angestrichenen Läden und ganz niedrige Hausthüren, die wie Stallthore aussehen, auch jedesmal einen Haufen Mist und eine Pfütze voll schmutzigen Wassers und Jauche ganz in ihrer Nähe aufweisen können. Indessen, als wir in einige Häuser der angesehensten armenischen Kaufleute hineingingen, ward ich sehr überrascht von dem Geschmack und Luxus, der im Innern dieser scheinbar armseligen Hütten herrscht. Wie schon bei dem Hause des Herrn Baudin erwähnt wurde, mußten wir überall einen dunkeln Corridor passiren, dieser führte aber jedes Mal in einen schönen, mit geschliffenen Steinen oder Marmorplatten gepflasterten Hof, wo zierliche von Sykomoren oder persischen Weiden überschattete Springbrunnen in einem Marmorbecken sprudelten. Die Wände des Hofes sind von weißem oder schwarzem Marmor und freundlich von Weinreben überzogen; fünf oder sechs Thore, mit marmornen Säulchen und vielen Arabesken geziert, führen in ebenso viele Saalzimmer, wo die Glieder der Familie wohnen. Diese Wohnzimmer sind alle weit und geräumig und haben eine große Zahl kleiner, sehr hoher Fenster, welche die äußere Luft frei durchspielen lassen. Die meisten Salons bestehen aus zwei Abtheilungen: einer niedern für die Diener und Sklaven, und einer höheren, die sich um einige Stufen über jene erhebt und von derselben durch ein sehr schön gearbeitetes Geländer von Marmor oder Cedernholz getrennt ist. In der Mitte oder den Ecken trifft man fast überall einen oder zwei plätschernde Brunnen, mit hübschen Blumen eingefaßt; zahme Schwalben und Tauben fliegen ohne Furcht an die Wasserbecken heran, um sich auf ihren Rand zu setzen und zu trinken. Die Wände des Zimmers sind unten von Marmor; darüber von Stuck*) überkleidet und mit tausend buntfarbigen Arabesken bemalt, öfters auch noch mit allerlei

---

*) Gypsmörtel zur Verzierung der Wände.

goldenen Zierrathen ausgeschmückt. Den Haupttheil der Ausmöblirung bilden die schönen persischen oder die von Bagdad kommenden Teppiche, welche die ganze Fläche des Marmorbodens oder der Cederdielen bedecken, und eine große Anzahl von Matratzen oder seidenen Kissen, die in der Mitte des Zimmers umherliegen und den Familiengliedern zum Sitzen oder Lagern dienen. Ein mit kostbaren Stoffen und noch um Vieles feineren Teppichen belegter Divan zieht sich rings an den Seiten des Saales herum. Hier trifft man gewöhnlich die Frauen und Kinder niedergekauert oder ausgestreckt, mit verschiedenen häuslichen Arbeiten beschäftigt. Gewöhnlich ist einer der in Rede stehenden Salons für den Herrn des Hauses bestimmt, der hier, auf seinem Divan sitzend, die Fremden empfängt; sein Schreibzeug mit einem langen Buche neben sich auf den Boden gelegt und ein Blatt Papier auf einem Knie oder in der linken Hand. Er schreibt und rechnet den ganzen Tag, denn der Handel ist die eigentliche Beschäftigung, die einzige Geistesarbeit der Einwohner von Damaskus. Ueberall, wo wir die Besuche erwiderten, die uns den Tag zuvor gemacht worden waren, empfing uns der Hausherr mit Anmuth und Herzlichkeit, überall wurden wir mit Kaffee, Pfeifen, Sorbet*) bewirthet, und dann auch in den Salon geführt, den die Frauen bewohnen. Zwar hatte ich schon viel von der Schönheit der Syrierinnen gehört, zwar trug ich im Geiste noch das Bild der schönen Athenerinnen und Römerinnen ganz frisch und lebendig, aber der Anblick der Frauen und Mädchen von Damaskus, die Anschauung dieser armenischen Schönheiten hat Alles weit übertroffen, was ich bis dahin gesehen. Gesichter, wie sie nie ein europäischer Pinsel gezeichnet hat, Augen, in welchen das helle Licht der Seele wie in einem dunkeln Azur sich wiederspiegelt und wie die Sonne aus dem Meere so in feuchten Strahlen hervorblitzt, mit einem Glanze, wie ich denselben in keinem andern Frauenauge gesehen; Züge von einer so ausgesuchten Feinheit und Reinheit, daß es auch dem leichtesten lieblichsten Pinselstrich unmöglich wäre, sie wiederzugeben, und eine so durchsichtige, durch die frischeste Farbe belebte Haut, von welcher das zarteste Rosenblatt beschämt würde, wollte es sich mit ihr an Schönheit messen; die Perlenzähne, das Lächeln, die vollkommensten Formen und natürlichsten Bewegungen, der klare metallreiche Silberton der Stimme — Alles stimmt bei diesen himmlischen Erscheinungen in der schönsten Harmonie zusammen. Sie plaudern mit der größten Anmuth und doch auch bescheidensten Zurückhaltung, aber ohne alle Verlegenheit, als wären sie schon an die Bewunderung gewöhnt, die sie den Männern einflößen. In dem milden balsamischen Klima und bei ihrer Zurückgezogenheit und friedlichen Muße, wo die erkünstelten Leidenschaften der Gesellschaft weder die Seele noch

---

*) Ein Getränk von Wasser mit Zucker, Citronen, Ambra und sonstigem Gewürz zubereitet.

den Körper aufreiben, scheinen sie ihre Schönheit sehr lange zu bewahren. Ich fand beinahe in allen Häusern, in denen mir der Zutritt vergönnt ward, die Mutter noch eben so schön als die Töchter. Letztere heirathen schon in einem Alter von zwölf bis dreizehn Jahren. Die Trachten der Frauen von Damaskus sind die schönsten und geschmackvollsten, die ich bis jetzt im Orient zu bewundern Gelegenheit fand: das Haupt unbedeckt, reiches langes Haar in Zöpfe geflochten, die, wiederum mit Blumen durchwunden, mehrere Mal um den Kopf geschlungen sind und dann noch in langen Flechten zu beiden Seiten des Halses auf die nackten Schultern herniederwallen; es werden auch wohl (bei den Reicheren) Goldketten und Perlenschnüre in das Haar verflochten und der Scheitel mit einem erhaben gearbeiteten Goldplättchen geziert. Der Busen ist fast ganz bloß; dicht anliegend wird eine kleine Weste mit weiten offenen Aermeln, aus einem mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Stoffe getragen; weite weiße Pantalons, welche in Falten bis auf die Fußknöchel niederfallen; die Füße nackt in Pantoffeln von rothem Saffian; ein langes, seidenes Oberkleid von heller Farbe, nach vorn offen, aber über den Hüften mit einem Gürtel zusammengebunden, dessen beide Enden bis zur Erde reichen.

Unsere Besuche und Unterhaltungen dauerten fast überall ziemlich lange; ich fand die Frauen im Umgange ebenso liebenswürdig, als sie schön sind. Die Sitten und Gebräuche in Europa, besonders die Trachten und Lebensarten der Frauen im Abendlande, bildeten meistentheils den Gegenstand unsers Gesprächs. Als ich von den Gesellschaften, Unterhaltungen, Festen unserer vornehmen Zirkel erzählte, schienen sie das Leben unserer Frauen keineswegs zu beneiden, — und in der That, wenn man mit diesen reizenden Geschöpfen spricht, wenn man in ihrer Art zu fragen, zu antworten, sich zu benehmen, jene Anmuth, jene vollkommene Natürlichkeit, jene reine Heiterkeit und Gutmüthigkeit, jenen inneren Frieden des Geistes und Herzens trifft: so weiß man nicht, was sie an unsern Damen „von Welt" zu beneiden haben sollten, die wohl so außerordentlich Viel gelernt haben, nur Das nicht, wie man im Kreise seiner Familie glücklich sein, wie man eine Familie glücklich machen kann, und die innerhalb weniger Jahre Schönheit, Reinheit der Seele, Frische des Geistes und Gemüths in dem geräuschvollen, betäubenden, abmattenden Leben der Gesellschaft von sich abstreifen *).

Zwar machen sich die hiesigen Frauen zuweilen unter einander Besuche, kommen selbst zuweilen in die Gesellschaft von Männern, die der Hausherr ihnen zuführt; aber ihre Gesellschaft beschränkt sich doch im Allgemeinen bloß auf einige jüngere Verwandte und Freunde der Familie, unter denen man sehr früh den Verlobten auswählt. Dieser besucht das

---

*) Man vergesse nicht, daß der Reisende ein Franzose ist; als solcher mag er im Wesentlichen Recht haben.

Haus öfters, und mischt sich in die Familienfeste, an denen er wie ein Sohn des Hauses Theil nimmt.

— — Nach diesen verschiedenen Besuchen verließen wir das armenische Viertel, dessen Thor regelmäßig des Abends geschlossen wird, und gelangten nun in eine breitere schönere Straße. Dieselbe wird durch die Paläste der angesehensten Agas der Stadt gebildet; hier wohnt der Adel von Damaskus. Mit ihren der Straße zugekehrten Seiten (Façaden) gleichen aber diese Paläste langen Gefängnißmauern oder Spitälern; es sind graue Lehmwände mit wenigen oder gar keinen Fenstern. Hier und da trifft man auf ein in den Hof gehendes Thor, in dessen Schatten eine Menge von Stallmeistern, Dienern, schwarzen Sklaven sich lagern. Ich besuchte zwei dieser Agas, beide Freunde des Herrn Baudin. Das Innere ihrer Paläste erregte meine vollste Bewunderung: ein großer schön gepflasterter Hof mit prächtigem Springbrunnen versehen und mit schattigen Bäumen bepflanzt. Die Salons waren noch reicher und schöner verziert als die der Armenier. Die Ausschmückung dieser Saalzimmer soll an 100,000 Piaster*) gekostet haben; Europa hat nichts Prächtigeres aufzuweisen. Solcher kostbaren Säle giebt es in manchen Palästen acht, ja bisweilen zehn. — Die Agas von Damaskus sind meist Söhne oder Abkömmlinge des Pascha, und bekleiden die wichtigsten Aemter der Stadt. Sie haben große Besitzthümer in den Dörfern um Damaskus. Ihr Luxus besteht in einem Palast, in Gärten, Pferden und schönen Frauen. Aber auf einen Wink des Pascha fallen ihre Köpfe, und alle Reichthümer, die Paläste, die Pferde, die Gärten, die Frauen gehen an einen neuen Liebling über, den der Zufall eben emporgehoben hat. Eine solche Verfassung fordert natürlich zum Genuß und zur blinden Ergebung in das Schicksal auf: Wollust und Fatalismus sind die beiden nothwendigen Resultate des orientalischen Despotismus.

Beide Agas **) nahmen mich mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit auf. Der rohe Fanatismus des damaskischen Pöbels reicht nicht bis in die höheren Regionen. Sie wußten, daß ich ein europäischer Reisender war, und hielten mich für einen Abgesandten der abendländischen Könige, für welche ich Erkundigungen über den Kampf zwischen Ibrahim und dem türkischen Sultan einziehen wollte. Aber das minderte durchaus nicht ihre Artigkeit gegen mich. Ich gab dem Emir meinen Wunsch zu erkennen, seine schönen Pferde zu sehen, und im Falle es dem Besitzer genehm wäre, eins davon zu kaufen. Sogleich ließ er mich durch seinen Sohn und seinen Stallmeister in einen großen Stall führen, wo dreißig bis vierzig der wunderschönsten Pferde aus der Wüste von Palmyra standen. Ich habe nie so viele schöne Thiere beisammen gesehen: es waren fast lauter hoch und schlank gewachsene Pferde, mit dunkelgrauem oder silberfarbenem Haar, mit

*) Ein Piaster im Orient ist etwa der achte Theil unsers Thalers.

**) Aga = Herr.

Mähnen wie von schwarzer Seide, mit großen hervorstehenden dunkelkastanienbraunen Augen, von ausnehmender Sehnen- und Muskelkraft, mit breiten Schultern und einem Schwanenhalse. Sobald diese Thiere meiner gewahr wurden und die Töne einer fremden Sprache hörten, wandten sie den Kopf nach mir um, stutzten, wieherten und bezeigten ihr Erstaunen durch das Zusammenziehen ihrer Nüstern und die Drehung ihrer Augen, aus denen fast menschlicher Verstand hervorschaute. Schon früher war es mir oft aufgefallen, um wie viel lebendiger und entwickelter der Geist der Thiere Syriens ist, als der europäischen. Eine Versammlung von Gläubigen, in einer Moschee von einem Christen überrascht, hätte nicht besser auf ihren Gesichtern und mit ihren Gebehrden das Erstaunen, den Unwillen und Schrecken offenbaren können, als es diese Pferde thaten, da sie eine unbekannte Sprache vernahmen. Ich liebkoste einige, musterte alle, aber konnte nicht zur entschiedenen Wahl gelangen, so schön und vollkommen war jedes in seiner Art. Endlich entschied ich mich für einen jungen dreijährigen Schimmelhengst, der mir wie die Perle aller Rosse der Wüste erschien. Ueber den Preis mußte Herr Baudin mit dem Aga unterhandeln, der mir nach längerem Hin- und Herreden das Pferd mit sechstausend Piastern überließ. Er hatte es erst vor Kurzem von Palmyra durch einen Araber erhalten, dem er fünftausend Piaster und einen herrlichen Mantel von Seide und Goldschnur dafür bezahlte. Der Hengst trug, wie alle arabischen Pferde, am Halse seinen Stammbaum, in einen kleinen Sack aus Kameelhaarstoff eingenähet, nebst einigen Amuleten zum Schutze gegen das böse Auge.

Nach diesem durchstreifte ich die Bazars. Dieß sind lange Straßen mit hohen Gerüsten bedeckt, zu deren beiden Seiten Buden, Schoppen, Magazine, Kaffeehäuser sich hinziehen. Die Buden sind eng und schmal; der Verkäufer sitzt mit untergeschlagenen Füßen vor seiner Bude, die Pfeife im Munde, das Wasserrohr zur Seite. Die Magazine sind mit den verschiedenartigsten Waaren, besonders aber mit indischen Stoffen angefüllt, welche über Bagdad von den Karavanen nach Damaskus gebracht werden. Die Barbiere rufen aus ihren Zelten die Vorübergehenden an, sich die Haare scheeren zu lassen, und ihre Schoppen sind fast immer mit Menschen angefüllt. Eine Menschenmasse, fast ebenso zahlreich als die im Palais Royal, treibt sich den ganzen Tag auf dem Bazar umher, nur mit dem Unterschiede, daß hier im Orient der Blick auf das Menschengewühl unendlich malerischer ist. Da sieht man Agas, in lange carmoisinrothe Pelze von Marderfellen gekleidet, den reich verzierten Säbel an der Seite, den von Diamanten blinkenden Dolch im Gürtel; ihnen folgt die aus fünf oder sechs Sklaven bestehende Leibwache, welche die Pfeife und das Wasserrohr trägt*). Die Herren begeben sich nach dem Kaffeehause, um sich

*) Durch welches man den Tabakrauch streichen läßt, um ihn abzukühlen.

auf die vor demselben ausgebreiteten Divans niederzulassen und rauchend und Kaffee schlürfend einen Theil des Tages zu verplaudern. Die Moschee und das Kaffeehaus sind die einzigen Orte, wo Freunde und Bekannte zusammenkommen und sich ihre Mittheilungen machen. Hier werden aber auch ganz im Stillen die Revolutionen verabredet, die schon so oft über die Einwohner von Damaskus blutig hereinbrachen. Ehe man sich's versieht, stürzt das Volk unter irgend einem Parteiführer, einem seiner Agas, zu den Waffen, metzelt die andere unvorbereitete und überraschte Partei nieder, und die Regierung fällt in die Hände des Siegers. Die Besiegten flüchten sich in der Regel in die Wüsten von Baalbek und Palmyra, wo die unabhängigen Stämme ihnen Schutz und Zuflucht gewähren.

Die Araber der großen Wüste und aus der Gegend von Palmyra befinden sich in zahlreicher Menge in der Stadt und treiben sich auf den Bazars umher; ihre ganze Kleidung besteht in einem weiten Burnus (Ueberwurf) von weißem Wollstoff, den sie oft sehr malerisch, nach Art der antiken Bildsäulen, in Falten zu werfen wissen. Sie sind von bräunlicher Gesichtsfarbe, haben schwarze Bärte und wild rollende Augen. Vor den Buden der Tabakhändler, oder den Werkstätten der Sattler und Waffenschmiede stehend, bilden sie zuweilen sehr pittoreske Gruppen. Ihre Pferde, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen an Pflöcken angebunden, stehen immer vollständig gezäumt und gesattelt da. Sie verachten in ihrem Herzen die Aegypter wie die Türken; im Fall eines allgemeinen Aufstandes aber würden sie gegen die Truppen Ibrahim's marschiren. Der Pascha hat sie nicht weiter als bis eine Tagereise hinter Damaskus zurückdrängen können, und er mußte seine Artillerie in Anwendung bringen, um seinen Truppen den Weg zu bahnen.

Innerhalb des Bazars hat wieder jede Art von Handel und Gewerbe ihr besonderes Viertel. Ich war sehr gespannt auf die Waffenschmiede, fand aber bald, daß ihre Arbeiten, die einst Damaskus so berühmt gemacht und einen so bedeutenden Theil des Levantehandels gebildet haben, nicht im Entferntesten mehr jenen alten eben so pracht- als werthvollen Waffen glichen. Die Fabriken, worin die berühmten „damascener Klingen" verfertigt wurden, sind nicht mehr zu finden, und die Säbel, welche man jetzt verfertigt, sind von ganz gewöhnlicher Härtung und ohne besonderen Werth. Vergeblich suchte ich nach einer Säbelklinge und einem Dolch aus der guten alten Zeit. Die besseren Erzeugnisse dieser Art kommen gegenwärtig aus der persischen Provinz Khorassan, und auch diese nehmen schon wieder ab. Die noch vorhandenen echten Klingen gehen wie Reliquien von Hand zu Hand und werden förmlich verehrt. Der Säbel, den ich zum Geschenk bekommen hatte, kostete dem Pascha 5000 Piaster. Die Türken und Araber, welche diese Klingen höher schätzen als Diamanten, würden Alles in der Welt für eine solche Waffe geben; ihre Blicke funkeln vor Entzücken, wenn sie die meinige sehen, und sie führen

dieselbe an ihre Stirn, als wollten sie ein so vollkommenes Todeswerkzeug anbeten.

Die Juweliere besitzen sehr bedeutende Vorräthe von Steinen und Perlen, aber in der Fassung und Bearbeitung derselben haben sie nicht den geringsten Geschmack. Ihrer giebt es eine große Anzahl in Damaskus. Sie legen nur wenig von ihrer Waare aus; das Beste ist in kleinen Schmuckkästchen eingeschlossen, die sie nur öffnen, wenn man einen Juwel von ihnen verlangt. Bei den Orientalen ist aller Reichthum beweglich, um vergraben oder leicht entfernt werden zu können.

Die zahlreichsten und geschicktesten Handwerker dieser Bazars sind die Sattler. Man hat in Europa gar keine Idee von der Niedlichkeit und der geschmackvollen Pracht der Schabracken, welche sie für die arabischen Häuptlinge oder die städtischen Agas anfertigen. Die Sättel sind mit Sammet und von einer mit Gold und Perlen durchwirkten Seide überzogen. In ähnlicher Weise sind auch die Halsriemen von rothem Saffian mit ihren langen auf die Brust herabfallenden Fransen und den aus Silber- und Goldfäden bestehenden Troddeln, an welchen noch Perlenbüschel hängen, verziert. Die Zäume, bei Weitem geschmackvoller als die unsrigen, sind gleichfalls von farbigem Saffian und mit Troddeln von golddurchwirkter Seide geschmückt. Alle diese Artikel sind verhältnißmäßig sehr wohlfeil. Ich habe zwei von den prächtigsten Zäumen zusammen für 120 Piaster gekauft.

In den Buden der Eßwaarenhändler trifft man die schönste Ordnung, Eleganz und Reinlichkeit; sie bieten eine wahre Augenweide. Die Vorderseite ist mit zahlreichen Körben eingefaßt, die mit den verschiedensten Gemüsen, Hülsenfrüchten und getrocknetem Obste angefüllt sind, worunter die sonderbarsten Formen und Farben zum Vorschein kommen. Einige der Früchte sind so glänzend, als wären sie lackirt und angestrichen, andere blinken wie kleine eben aus dem Wasser gezogene Kiesel. Brodkuchen von jeder Form und Dicke werden für die Vorübergehenden ausgelegt; sie sind ganz heiß, wie die Waffeln, und von ausnehmend gutem Geschmack. Für die verschiedenen Stunden und Mahlzeiten des Tages werden sie auch verschieden zubereitet. Nirgends habe ich ein so treffliches Brod gegessen, wie in Damaskus, und auch nirgends so billig als hier. Wandernde Garköche bieten auch den Handelsleuten und Spaziergängern in dem Bazar ein Mittagsmahl an. Da sieht man weder Tische noch Bestecke. Der Käufer trägt seine im Ofen gerösteten Hammelfleischschnittchen, oft von der Größe einer Nuß, auf einer von den goldgelben Semmeln mit sich fort und verspeist sie ohne Weiteres aus der Hand. Die vielen Brunnen auf dem Bazar liefern den einzigen Trunk der Araber. Mit zwei Piastern des Tages kann ein Mensch in Damaskus recht wohl auskommen. Die unterste Volksclasse kommt mit Einem Piaster aus. Für zwei- bis dreihundert Piaster kann man schon ein hübsches Haus haben,

und für das Doppelte ein sehr gemächliches Leben führen. So ist es in Syrien überall.

Ich kam in das Viertel der Koffertischler und Kistenmacher. Diese haben viel zu thun, denn das ganze Hausgeräth einer arabischen Familie besteht in einem oder zwei Koffern, in denen sie ihre ganzen Habseligkeiten aufbewahrt. Die Koffer werden meistentheils aus Cedernholz verfertigt, roth angestrichen und mit goldenen Nägeln verziert. Die für reiche Käufer bestimmten sind jedoch oft mit der schönsten Reliefarbeit geschmückt und mit sehr geschmackvollen Arabesken bedeckt. Das Cedernholz verbreitet über den ganzen Bazar seinen balsamischen Wohlgeruch, und in dieser Atmosphäre mischen sich tausend andere Wohlgerüche aus den Buden der Tischler, den Magazinen der Droguisten und Specereihändler, namentlich aus den Ambra- und Gummibüchsen, von dem gebrannten Kaffee, von den ohne Aufhören dampfenden Pfeifen u. s. f.

Mitten im Bazar befindet sich der größte Khan des Orients: der Khan Hassad-Paschas. Er besteht aus einer ungeheuern Kuppel, deren kühnes Gewölbe von Granitpfeilern getragen wird und an den Sanct Peter in Rom erinnert. Hinter diesen Pfeilern sind die Magazine abgesteckt und breiten sich die Treppen aus, welche in die oberen Stockwerke zu den Zimmern der Kaufleute (Negozianten) führen. Jeder bedeutendere Kaufmann miethet sich ein solches Zimmer, worin er seine kostbarsten Waaren und seine Handelsbücher aufbewahrt. Für die Sicherheit des Khans sind Tag und Nacht Wächter angestellt, welche auch die großen Ställe, die sich zu den Seiten der Kuppel für die Pferde der Reisenden und Karavanen ausdehnen, unter ihre Aufsicht nehmen. Der Khan dient zugleich als Handelsbörse für die Damascener. Das Thor, welches in den Khan Hassad-Paschas führt, ist unstreitig eins der imposantesten und reichsten Stücke arabischer Baukunst. Ein Volk, welches Architekten hat, die den Plan zu einem Werke, wie der Khan Hassad-Paschas ist, zu entwerfen, und Handwerker, die im Stande sind, einen solchen Plan auszuführen, ist nicht todt für die Kunst. Diese Khans sind in der Regel von reichen Paschas erbaut, die sie entweder ihrer Familie erblich überlassen, oder der Stadt schenken, die sie bereichern wollen. Sie gewähren eine reichliche Einnahme.

— — Aus der heiligen Geschichte ist bekannt, daß der Apostel Paulus einst in Damaskus weilte, und diese Stadt einer von den ersten Orten war, wo er das Wort von der Erlösung verkündigte, das die Welt umgestalten und erneuen sollte. Die Erinnerung an den heiligen Paulus ist bei den Christen von Damaskus noch ganz lebendig, und man zeigt noch die Ruinen des Hauses, aus welchem er Nachts in einem Korbe sich herabließ und so glücklich seinen Feinden entkam.

Man zählt 30,000 Christen in Damaskus und 40,000 in Bagdad. Die Christen von Damaskus sind theils armenische, theils griechische. Für eine kleine katholische Gemeinde wird der Gottesdienst von

besonderen katholischen Priestern besorgt, nämlich von Mönchen. Diese werden von den Damascenern geduldet, da ihre Tracht viel Aehnlichkeit mit der orientalischen Kleidung hat, und die Mönche fast wie Orientalen betrachtet werden.

Am 4. April 1833.

In dieser Nacht wüthete ein schrecklicher Sturm. Der hohe, von zahlreichen Fenstern ohne Glas durchbrochene Pavillon, in welchem wir schliefen, ward von den Stößen des Windes wie ein Schiff hin und her geschaukelt. Der Regen hatte nicht lange begonnen, so tröpfelte es auch schon durch das Lehmdach, das die Decke des Pavillons bildete, und der Fußboden ward gänzlich überschwemmt. Zum Glück wurden unsere Matratzen durch die damascenischen Koffer, welche wir als Unterlage benutzt hatten, emporgehoben, und auch unsere Decken ließen kein Wasser durch; aber unsere Kleider sahen wir am Morgen im Wasser umherschwimmen. Damaskus wird nicht selten von solchen Stürmen heimgesucht, die oft sogar ganze Häuser niederreißen, wenn ihr Grund nicht aus Marmor aufgeführt ist. In den Wintermonaten ist das Klima kalt und feucht, und es fällt reichlicher Schnee, besonders nach den Gebirgen zu. Diesen letzten Winter ward der halbe Bazar von dem Gewichte des Schnees fast erdrückt, und die Straßen waren zwei Monate lang gesperrt. Im Sommer dagegen wird die Hitze oft unerträglich. Bis jetzt haben wir noch nichts davon verspürt. Wir zünden jeden Abend unsere „Mangalen", d. h. Kohlenpfannen, an.

Am 6. April.

Heute, früh acht Uhr, reisten wir von Damaskus ab. Indem wir die Straßen und die bereits mit Menschen angefüllten Bazars durchzogen, drang uns hier und da ein trotziges Murmeln, von einigen Schimpfreden begleitet, zu Ohren; man hielt uns für Anhänger des Ibrahim Pascha, die er seiner Besatzung in Damaskus zu Hilfe gesandt. Wir verließen die Stadt aus einem anderen Thore als dem, durch welches wir eingezogen waren, ritten wiederum an den schönsten Gärten hin auf einem Wege, der von den herrlichsten Bäumen überschattet ward, und erstiegen dann nochmals den Berg, der uns einen so schönen Blick auf Damaskus gewährt hatte. Wir machten hier noch einmal Halt, um das Bild der Stadt zu erneuern und es fest in die Seele zu prägen. Wenn die arabischen Ueberlieferungen die Lage des verlorenen Paradieses nach Damaskus versetzen, so ist das leicht begreiflich; kein Ort auf der Erde möchte mehr an den Garten Eden erinnern. Die weite fruchtbare Ebene, die sieben Arme des blauen Stroms, von dem sie bewässert wird, der majestätische Gebirgsrand, der sie einschließt, die glänzenden See'n, welche den Himmel auf der Erde wiederspiegeln, die geographische Lage zwischen zwei Meeren, die Güte des Klimas: dieß Alles zeigt, daß Damaskus unter den von Menschen er-

bauten Städten nicht die letzte war, daß sie schon in den Urzeiten für die in den Ebenen umherirrenden Menschenkinder einen natürlichen Anhaltpunkt bilden mußte: — sie ist eine der vom Finger Gottes bezeichneten Städte, eine von der Geschichte auserkorene Hauptstadt, wie Konstantinopel. Beide Städte sind nicht willkürlich gleichsam auf die Karte des Reiches hingeworfen, sondern gebieterisch von der Oertlichkeit hervorgerufen worden. So lange es noch Staaten auf der Erde giebt, wird Damaskus eine große Stadt heißen und Stambul die Hauptstadt der Welt. Am Ausgang der Wüste, an der Ausmündung der Ebenen von Cölesyrien und der Thäler von Galiläa, von Idumäa und dem Uferlande des syrischen Mittelmeeres bedurfte es eines reizenden Ruhepunktes für die indischen Karavanen: das war Damaskus. Der lebhafte Handel hat auch lebhaften Gewerbfleiß hervorgerufen: so ist Damaskus, ähnlich wie Lyon, eine große Manufacturstadt geworden. Die Bevölkerung ist nach Einigen 400,000, nach Andern 200,000 Seelen stark; ich weiß es nicht, und da man im Orient auf eine genaue Schätzung verzichten muß, so kann ich bloß Vermuthungen anstellen und muß nach dem Augenmaaß urtheilen. Nach der Bewegung der Menschenmasse, die auf den Straßen umherwogt, nach der Anzahl der bewaffneten Männer, welche auf das Lärmzeichen der Revolution und Empörung aus den Häusern stürzt, nach der Ausdehnung der Oberfläche, welche die Häuser einnehmen, bin ich geneigt zu glauben, daß die Stadt innerhalb ihrer Mauern 2 bis 300,000 Einwohner birgt. Wenn man aber Damaskus nicht ängstlich abgrenzt, und in ihren Bezirk noch die Vorstädte und Dörfer hineinzieht, die mit den Häusern und Gärten des ungeheuern Stadtklumpens zusammenschmelzen, so möchte es nicht übertrieben sein, die Einwohnerzahl auf dem Territorium von Damaskus auf eine Million anzugeben.

4. Die Orientalen in ihrer Häuslichkeit.

Die Türkei, so oft von den Reisenden analysirt, die, nach dem Abendlande zurückgekommen, unter unsern Augen die Folge von Bildern und Gedanken entwickelt haben, die sie auf ihren Zügen in Asien eingesammelt hatten; dieses Geburtsland der alterthümlichen Traditionen, das, noch ganz aufgeschichtet von den Trümmern seiner alten Größe, alle Geschicke des Universums zu vereinigen schien, hat sich, nun es alt geworden ist, in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt, der es wie ein Leichentuch bedeckt, und der vielleicht nie ganz gelüftet werden wird.

Das Dasein des Volkes, welches dieses Land bewohnt, ist ein Räthsel, das die vielen Räthsel noch vermehrt, und wenn sein so abgeschlossenes, so tief schweigsames öffentliches Leben sich, so zu sagen, in sich selbst

zurückzieht und allen Blicken verbirgt, so ruht vollends über seinem häuslichen Leben ein noch tieferes Dunkel.

Ein hoher Ernst ist der unterscheidende Charakter dieser Nationen, Alles ist feierlich und stationär bei den Muselmännern, die, so zu sagen, nur einen Gedanken, den an Gott, und eine Gewohnheit, die Unthätigkeit, haben. Die Angelegenheiten des Lebens sind in ihren Augen von geringer Bedeutung; bei ihnen ist Alles provisorisch; man könnte sie für Nomadenhorden halten, die sich scheuen, sich in einem Lande anzusiedeln, wo sie nur eine so kurze Zeit bleiben werden. Die Türken campiren nur in Europa. Diese gebrechlichen Häuser, die bei jedem Windstoß schwanken und krachen, sehen viel mehr den Hütten eines Bivouacs als den Wohnungen eines großen Volkes ähnlich, und doch ist diese ärmliche Tannenhütte den Wünschen der Menschen genügend, die so wenig wünschen. Dorthin ziehen sie sich des Abends zurück, wenn die Stimme des Imams, die von den Minarets herab wie ein Concert des Himmels über die Stadt hin ertönt, ihnen andeutet, daß die Stunde des Gebets da ist und der Ewige sich herneigt, um nach der Erde hinzuhorchen. Diese Abendgesänge erlöschen unmerklich mit dem letzten Feuer des Himmels, und bald hört man in den engen Straßen der Stadt nur noch das Auftreten des Nachtwächters, der von Zeit zu Zeit seine schwere hölzerne Keule auf das Pflaster fallen läßt, um seine Anwesenheit zu bezeichnen.

Dann würde man in einem viereckigen Gemache auf einem mit einem leichten Zeuge belegten Divan sehen können, wie der Türke, niedergekauert und unbeweglich, vollends seinen Chiche ausraucht, während schwarze Sklaven einen niedrigen runden Tisch vor ihn hinstellen, den sie in buntem Gemisch mit so vielen Schüsseln belasten, als er zu tragen vermag; dann schwingen sie ihre Palmfächer, um die Insekten zu verscheuchen, und der Herr beginnt sein Mahl. Da sehe man, wie er, in seine ewige Apathie versunken, nachlässig mit der Hand aus einer Schüssel in die andere fährt und durch einander Fisch und Wildpret, Salat und Eingemachtes ißt. Was kümmert ihn der Unterschied des Geschmacks, ihn, der hier unten nach keinem Unterschiede fragt! Zum Nachtisch werden ihm Pfeife und Kaffee gebracht; er raucht noch eine lange Zeit, den Ellenbogen auf das Fenster seines Kiosk gelehnt und, nach den Sternen am Himmel schauend, die Abendkühle einathmend. Endlich steht er langsam auf, schiebt einen Teppich zur Seite öffnet eine geheime Thür, die zu seinem Harem führt, und verschwindet.

Die Paläste sind von den gewöhnlichen Wohnungen der Rajahs wenig verschieden; man erkennt sie an ihrem größern Umfang, an ihren Gewinden von bemaltem Holz, an ihrer Farbe und an ihren Cypressenboskets, von welchen sie in der Regel umgeben sind. Ich habe einen dieser herrlichen Ruhesitze, bei welchen die Kunst und die Natur ihre Phantasien erschöpft zu haben scheinen, um dem Herzen und dem Auge wohlzuthun, in all seinen Einzelheiten gemustert. Selbst der Charakter dieser gebrech-

lichen und zarten Bauten verleiht ihnen noch einen Reiz mehr: sie sind leicht, anmuthig, wie der heitere Sinn, das muthwillige Lachen, welches das Rauschen der Blätter des Frühlings und der Anblick eines unbewölkten Himmels im Gemüth erwecken. Der Palast der süßen Wasser erhebt sich hinter Konstantinopel an den schönen Ufern eines Flusses, der seine Fluthen in den Bosporus ergießt. Es ist ein weißer Pavillon mit vergoldetem Gitterwerk, und dessen Dach, ausgeschweift wie eine chinesische Mütze, in einer hochblauen Thurmspitze ausläuft, die eine Kugel trägt, welche voller mysteriöser Symbole ist. Der Großherr bewohnt diese Sommerresidenz nicht mehr. Er ist nicht wieder dort gewesen, seit seine Favoritsultanin das Opfer eines pestilenzialischen Fiebers geworden, welches in jenem Bezirke wüthete. Ich gelangte ohne Mühe ins Innere dieses öde stehenden Palastes; ich kam durch große Säle, deren Wände mit Marmorplatten belegt waren, bedeckt mit vielen Versen aus dem Koran und verziert durch rund umher angebrachte phantastische Arabesken. Es gab dort carmoisinfarbene Divans, mit tausend Farben geschmückte Matten, weißseidene Gardinen mit blauen und grünen Fransen, in welchen ein Strahl der asiatischen Sonne spielte und die durch den Zephyr, welcher durch zerbrochene Fensterscheiben seinen Weg gefunden, hin und her bewegt wurden. Ich sah Badezimmer, ebenfalls ganz von weißem Marmor. Das europäische Bad, wie sie es nannten, erst unlängst eingeführt und den italienischen Bädern ziemlich ähnlich, hat nichts Merkwürdiges: es ist ein ovales Bassin, in welches man auf einer Treppe von drei oder vier Stufen hinabsteigt, auf die man sich setzt, um sich von dem Wasser beströmen zu lassen, welches aus einem silbernen Hähnchen in beliebter Höhe lauwarm und langsam herniederfällt. Ich gewahrte hier nur kleine runde Tische, auf welche die Rosen- und Jasminconfitüren gestellt werden, die den Geruch erwecken und den Sinn neu beleben. Weiterhin kommt das Schwitzbad, das nationale Bad, das einzige, welches allgemein bei den Morgenländern in Gebrauch ist.

Man denke sich ein achteckiges Zimmer, mit einer zierlichen Kuppel, deren kleine Oeffnungen im Innern ein ungewisses und mattes Licht zulassen. Hingestreckt auf einer Bank von Cedernholz, wartet der Türke es ab, daß der Dunst auf seine Poren einwirke und den Schweiß fördere. Bald ist er über und über naß. Das Wasser tröpfelt ihm von allen Gliedern, über seine Wangen und längs seinem Bart herab; dann stellt sich der Badewärter ein; er hält in der einen Hand einen Büschel Werg und in der andern einen Kübel Seifenwasser, das er dem Badenden über den ganzen Leib gießt. Dieser leichte Schaum, der sich unter dem Schlagen mit dem Wergbüschel bäht und funkelt, überzieht den Badenden und dessen Bank mit einer Art von Dunstschleier von blendender Weiße. Ist diese Operation zu Ende, so wirft man sich in ein Bassin lauwarmen Wassers und verläßt dieses nur wieder, um sich auf einem Ruhebette auszustrecken und dort bei einer Pfeife und Kaffee das Ende der Transspiration abzuwarten.

So finden wir in diesen sonderbaren Gewohnheiten die größte Indifferenz und die Sensualität der zartesten Existenz. Marmorbäder in hölzernen Häusern; vergoldete Draperien über verfaulten Gestellen; die bäuerische Einfalt einer Nation in der Kindheit und das Raffinement einer vollendeten Civilisation. Der Türke scheint mir aus zwei entgegengesetzten Elementen geschaffen zu sein: er kennt von allen Dingen nur die Extreme und gefällt sich in Contrasten. Früh Morgens spendet er Gold mit vollen Händen, um seinen Kiosk zu verschönern, und Abends sieht er ihn ungerührt von einer der Feuersbrünste verzehren, die für Konstantinopel eine sich jeden Augenblick erneuernde Calamität geworden sind. Ich habe funfzehntausend Häuser (!) an einem einzigen Tage in Flammen aufgehen sehen. Die obdachlos gewordene Menge versammelte sich friedlich auf einem Kirchhofe, schweigend, gefaßt; sie brachte die Nacht sanft schlummernd zwischen der Asche ihres Heerdes und den Gräbern ihrer Väter zu.

Die Bäder und Harems in Persien.

In dem ganzen Orient sind die Bäder zugleich ein Gegenstand des Luxus und eine der unerläßlichsten Nothwendigkeiten des Lebens. Die Perser wechseln nur alle Monate das Hemd und schlafen, so wie die Frauen, in ihrem Pantalon. Es kann daher nicht in Verwunderung setzen, wenn sie sich fast alle Tage baden; Muhamed machte, um sie zur Reinlichkeit zu nöthigen, eine religiöse Pflicht daraus; denn es wird in dem Koran gesagt, daß der Mann, besonders der Ehemann, in gewissen benannten Fällen nicht zum Gebet zugelassen werden kann, wenn er sich nicht vor Aufgang der Sonne gereinigt hat. Alle Morgen, bevor die Mollahs das Gebet ankündigen, hört man die Badeglocke, die zur Reinigung ruft. Die Menschen aus den geringern Volksclassen strömen in Menge dahin; die Adeligen und Reichen haben Bäder in ihren Harems; sie sind zu ihrer Verfügung bis Mittag, von dieser Stunde an stehen sie den Frauen offen, die bis zur Nacht davon Gebrauch machen.

Diese Bäder sind sehr verschieden von den europäischen; sie bestehen aus weitläufigen unterirdischen Gebäuden, mit gewölbten Dächern bedeckt, worein das Tageslicht durch sehr dünne Tafeln oder Scheiben von Alabaster fällt. In den ersten Sälen findet man Bänke und Nischen, wo man sich auskleidet; in der Mitte sind weite Bassins von Marmor oder Alabaster mit emporsteigenden Wasserstrahlen zum Vergnügen und zur Erfrischung der Badenden.

Die Perser, welche die züchtigsten Menschen von der Welt sind, hüllen sich von den Hüften bis zu den Knien ein; hierauf treten sie in einen Saal, wo der Dunst des heißen Wassers die Luft so erstickend macht, daß die Personen, welche nicht daran gewöhnt sind, es zuerst nicht aushalten können. Dieser Saal ist mit großen Vierecken von weißem Marmor ausgelegt, die von dem fortdauernd verspritzten Wasser erwärmt werden. Im

Fond ist ein Kabinet, wo man sich die Haare wegnehmen läßt mittels eines Teiges oder Kleisters von Knabenkraut und mit kaltem Wasser gelöschtem Kalk, eine Composition, deren Anwendung sehr gefährlich ist, und verbrennen würde, wenn man sie nicht in Zeiten wegnähme, oder wenn man sich heißen Wassers bediente, um sie aufzulösen. Nach dieser Epilation oder Enthaarung geht man in den heißen Saal, wo zwei kräftige Menschen, die die Barbiere des Landes sind, nackend wie die Badenden selbst, diese ergreifen und auf dem Marmor ausstrecken; unter den Kopf legen sie ein kleines Kissen. In kurzer Zeit gerathen sie in überströmende Transspiration; dann reiben sie die Barbiere und drücken alle Theile des Körpers, der Richtung der Muskeln folgend; sie lassen dann jedes Glied durch mancherlei Bewegungen spielen, die anfänglich beschwerlich sind, deren glückliches Resultat aber man bald empfindet. Diese Operation ist eine wahre Pein für Diejenigen, die sie zum ersten Male aushalten; aber man gewöhnt sich sehr leicht daran, und das reelle Gute, das daraus folgt, läßt mich glauben, daß sie der beste Arzt des Landes ist: nichts giebt dem Körper eine heilsamere Frische und nichts befördert den Blutumlauf mehr. Während diese beiden Männer ihre Kräfte an dem Körper eines Badenden erschöpfen, bewirft oder begießt ihn eine dritte Person fortwährend mit heißem Wasser, von den Füßen bis zum Kopfe, was dazu beiträgt, die Muskeln geschmeidiger zu machen und die Schmerzen zu vermindern, wovon diese Operation begleitet ist. Sobald sie beendigt ist, legen sie einen Handschuh von Pferdehaaren an, womit sie den Körper nach jeder Richtung reiben: durch dieses Mittel nehmen sie bedeutende Stücken abgestorbener Haut und Epidermis weg, deren Ablösung für die Gesundheit um so wesentlicher ist, als sie der Transspiration wieder freien Lauf giebt. Diese Barbiere haben eine so geschickte Art, diese Fetzen abzulösen, ohne die Haut zu schürfen oder zu schinden, daß sie oft mit einem Zug der Hand beinahe fußlange Stücke wegnehmen, die sich unter der Hand wie feuchtes Papier rollen. Das Färben des Bartes und der Haare geschieht immer im Bade; man bedient sich eines sehr feinen Staubes oder Pulvers, das aus dem getrockneten und pulverisirten Blatte des Indigo gemacht wird. Die öffentlichen Bäder dienen den Individuen des Mittelstandes zum Rendez-vous. Die Fremden und die Kaufleute versammeln sich da, um Bekanntschaft zu machen oder von Geschäften zu sprechen. Alle rauchen ihre Pfeife, trinken Kaffee und tauschen mancherlei Nachrichten aus. Aber vorzüglich den Frauen dienen diese Orte zum Vereinigungspunkt: da machen sie sich Besuch; jede Nische hat ihre Gesellschaft und ist immer voll. Da verhandeln sie Alles, was ihre Familienangelegenheiten angeht, erzählen sich Neuigkeiten und bringen Heirathen zu Stande, und wenn ich meinen Berichterstattern glauben darf, so hätten die Perserinnen in Klatscherei und Verleumdung bei unsern Frauen eben nicht viel zu lernen. Die muselmännische Nächstenliebe steht in dieser Hinsicht mit der christlichen Liebe unserer ent-

schlossensten Neuigkeitsträgerinnen auf einer Linie. — Die Harems*) sind vom Corps de Logis abgesonderte, mit hohen Mauern umgebene Gebäude, wo die Frauen und Kinder wohnen; aber es würde ein Irrthum sein, daraus zu schließen, daß sie Gefängnissen glichen. Die Harems der Reichen können mit einem irdischen Paradiese verglichen werden; sie enthalten eine große Anzahl schöner Frauen, die sich alle beeifern, dem Besitzer zu gefallen; sie vereinigen dabei Alles, was nur der ausgezeichnetste Luxus bieten kann. Sie sind von den Wohnungen der Männer durch lange Höfe abgesondert, die fast alle mit Rosen und Tulpen verschönert sind, denn man hat in Persien einen besondern Geschmack für diese Blumen; die Gärten sind von Fruchtbäumen beschattet, die treffliche Früchte geben. Die Harems sind sehr groß, und jede Frau hat ihr besonderes Zimmer, oft auch mehrere Gemächer, dann kommt die Wohnung der Kinder, die der Sklaven, die Küchen, die Bäckerei, die Vorrathskammern, die Bäder und Schlafzimmer der Herren. Nur in den Harems genießen die Perser der Freiheit. Da, im Schooße ihrer Familie, legen sie den Ernst ab, der sie selten in den Divans verläßt, wo sie stets mit der strengsten Etiquette gegen Untergebene und mit einer eisigen Zurückhaltung gegen ihres Gleichen bewaffnet sind, was von ihrem charakteristischen Mißtrauen herrührt. Die gesetzlichen Gattinnen haben unter sich einen gewissen Rang; sie sind selbst verpflichtet, denen, die über ihnen stehen, gewisse kleine Dienste zu leisten, die Letztere nie verfehlen, vor Fremden zu fordern, um diese den Grad von Achtung sehen zu lassen, den sie unter ihren Gefährtinnen genießen. Die Perserinnen bringen gewöhnlich den Tag hin auf Teppichen vor den Fenstern sitzend, unter welchen Wasserbecken und Springbrunnen sind; sie rauchen, trinken Kaffee und nehmen Besuche an, bis zum Eintritt der Kühle, dann ergehen sie sich in den Gärten bis zum Eintritt der Nacht; denn man hat in Europa sehr falsche Begriffe von dem Grade der Freiheit, die diesen Frauen gestattet ist. In keinem andern Lande habe ich sie freier über ihre Handlungen verfügen gesehen. Mit Ausnahme der Sängerinnen und Tänzerinnen des Harems haben die Perserinnen keine Art von Talent; sie können nicht lesen und selbst nicht nähen, und beschäftigen sich mit nichts als ihrer Toilette. Aber wenn sie Mutter werden, so erfüllen wohl wenige Frauen ihre Pflichten besser als sie; sie vertrauen ihre Kinder niemals fremden Händen an und diese bleiben unter ihrer speziellen Aufsicht und Leitung bis zu einem Alter von elf bis zwölf Jahren, wo die Knaben die Harems verlassen, um beschnitten zu werden, und die Mädchen, um verheirathet, verschenkt oder verkauft zu werden.

*) Dieses Wort bedeutet heiliger Ort, aber man braucht es, um die Gesammtheit der Frauen, die ihn bewohnen, zu bezeichnen. „Er ist mit seinem Harem abgereist," heißt so viel als: „Er hat seine Frauen mitgenommen."

Dreizehnter Abschnitt.

I. Bilder aus Hindostan.

II. Bilder aus Hinterindien.

I. Bilder aus Hindostan.

1. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta.

Um 4 Uhr des Morgens wird der Herr von seinem Palankinträger geweckt, dessen Gurgelstimme dicht am Kopfkissen seines Gebieters ruft: „Sahib, Sahib (Herr, Herr), es ist 4 Uhr." Wenn der Ball vom gestrigen Abend nicht die Kräfte erschöpft hat, oder wenn er die Sorge für seine Gesundheit nicht der Süßigkeit des Schlafes vorzieht, steht der Herr auf. Schon strahlt die Sonne in voller Pracht. Ein arabisches Pferd wird bestiegen, das trabt leicht im Sande hin, den noch der Morgenthau benetzt. Etwa eine halbe Meile wird geritten bis zu dem Orte, wo die Nabobs sich versammeln, um ihre Gedanken auszutauschen. Man spricht über die Vorzüge der Bordeauxweine, über das letzte Duell, über das letzte Diner; man kann über tausenderlei Dinge reden hören, nur erwarte man von der Unterhaltung keinen Geist, keine Lebendigkeit, Anmuth, Neuheit. Das Leben in Indien giebt der Seele eine sehr materielle Richtung, und verwandelt alle Thätigkeiten des Geistes wie des Körpers in sinnliche Vergnügungen. Manchmal finden sich zwei Offiziere, von Eifersucht, Ehrgeiz oder verletzter Eitelkeit getrieben, unter dem sogenannten „großen Baume" ein, einem Feigenbaume, der, dem Zweikampf geweiht, schon Manchen verbluten gesehen hat. Es wird 6 Uhr, und Alles zerstreuet sich.

Spazieren zu gehen, sich in freier Luft zu bewegen, einen Ritt zu machen, wird unmöglich. Die glühende Sonnenkugel hat sich hinter den großen Palästen von Chouringhie gezeigt, ihre Strahlen, die sie wie feurige Pfeile quer über den Platz schießt, scheuchen alle Spaziergänger vor sich her. Man flieht vor dieser unerbittlichen Feindin, die Milz und Leber der Europäer schwärzt und aufschwellt, und die alle Jahre ganze Bataillone von Invaliden nach England sendet. Der arme reiche Engländer stößt seinem Pferde die Sporen in die Seite, und ganz von Schweiß bedeckt langt er wieder in seiner Wohnung an, wo ihn sein Hindudiener erwartet, ihm aus dem Sattel hilft und das keuchende Roß in den Stall führt. Große seidene Vorhänge, ein Fächer — von einer Hand, die an solche Arbeit gewöhnt ist, in Bewegung gesetzt — ein dunkles kühles Gemach: das bildet den Zufluchtsort, in den sich der unglückliche Brite flüchtet. Elastische Kissen seufzen unter seiner Last; er fällt fast ohnmächtig auf sie hin, und schläft oder schlummert vielmehr bis halb neun Uhr, unlustig, irgend einen Gedanken zu fassen.

Um halb neun Uhr nimmt er ein Bad, und ein Bad ist in diesem Lande der größte Genuß. Man knetet und salbt seine Glieder, die von der Hitze gelähmt sind, ehe er sie noch in Bewegung gesetzt hat. Das Frühstück, aus Pillau, Brodschnitten und Thee bestehend, wird um halb zehn Uhr aufgetragen. Nun steht der Palankin in Bereitschaft. Der hinduisirte Engländer läßt sich in sein Bureau tragen; hier angekommen, entledigt er sich bald der lästigen Tuchkleidung und zieht Pantalons und Jacke von Mousselin an; dann befiehlt er seinem Hindubedienten, den „Punkah", einen großen beweglichen Fächer, über seinem Kopfe in Bewegung zu setzen, und nun beginnt er seine Geschäfte, um das Geld zu gewinnen, das ihm die Regierung für seine Gesundheit und sein Leben zu gewinnen erlaubt. Es schlägt 2 Uhr, und das zweite Frühstück unterbricht die Langeweile seines Geschäfts. Diese Mahlzeit ist die genußreichste; sie bildet den Augenblick, wo man sich glücklich fühlt, den Arbeitstisch, die Rechenbücher und Zahlbretter verlassen zu können, um weißes Ale und Eiswein von Bordeaux zu schlürfen, von den Früchten Indiens, die eine prächtige Tafel bedecken, zu naschen, und die hindostanischen Ragouts zu kosten, die so zahlreich und ausgesucht sind, daß sie ein förmliches Mittagsessen bilden.

Wer nichts zu thun hat, bringt die Zeit hin, so gut es gehen will; der Beamte verfügt sich wieder an sein Geschäft, der Geschäftslose macht Besuche, spielt Billard, schlendert in den Bazars umher oder plaudert mit Damen. Ist die erste Einfassung, mit der alle Wohnungen umgeben sind, geschlossen, so erkennt man daraus, daß man nicht zum Besuche vorgelassen wird, und daß die Frau vom Hause Niemanden sehen will. Findet man die Thür offen, so geht man hinein; das Cabriolet rollt unter den dunkeln Säulengang des Hauses, oder die Schritte der Palakinträger hallen am

Gewölbe wieder. Läßt es der Portier geschehen, so erreicht man ungehindert den innersten Raum des Hauses. Hier wird man von einem Kammerdiener empfangen, dessen feierlich und stolz dahinschreitende Gestalt den Weg zeigt, dann von einem andern Bedienten der den Besuch des „Barkin-Sahib" (fremden Herrn) ankündigt, während im Gehen die elfenbeinernen Ringe, woran sein Dolch hängt, erklirren. Man gelangt in ein stockfinsteres Gemach, wo man die weiche markige Stimme der Herrin des Hauses nach dem Namen des Besuchers fragen hört. Der Hindu spricht ihn, so gut es gehen will, aus, indem er ein paar Vocale ausläßt und dafür eine Partie von Consonanten einschiebt. Endlich sitzt man dem orientalischen Idole gegenüber, das von dem entlegensten Winkel des Abendlandes herübergekommen ist, um den Divan der Bajaderen und Sultaninnen einzunehmen.

Die junge Engländerin ruht im Hintergrunde eines Gemaches, das kaum die zarteste Dämmerung unter den tausend Falten eines unaufhörlich in Bewegung gesetzten Punkahs zu erhellen vermag. Man muß sich unterhalten; glücklicher Zufall, wenn ein neuer Roman, die Ankunft oder der Schiffbruch eines Schiffes oder ein Feldzug Stoff genug zu Rede und Antwort bieten. In Ermangelung eines solchen Stoffes werden Nachbarn und Freunde, Bekannte und Unbekannte durchgehechelt und in all ihrem Thun und Lassen einer strengen Kritik unterworfen. Während dieser Gespräche arbeitet die elfenbeinerne Nadel, von einer weißen Hand geführt, die durch das zurückgezogene und unthätige Leben noch mehr gebleicht ist, mit der Zunge um die Wette und durchsticht Spitzen oder Mousseline mit derselben Schnelligkeit, wie die Zunge den guten Namen der Nachbarin. Man trennt sich, vollkommen mit einander zufrieden, während die Nachbarin von der Veranda ihres Hauses über Alles, was in den nahen Häusern vorgeht, genaue Controle hält.

Gegen 6 Uhr verliert der Tyrann des hindostanischen Himmels und Bodens, die Sonne, ihre Kraft, die Schatten verlängern sich, ihre letzten Strahlen zittern endlich in safrangelben Tinten am westlichen Horizont. Nun aber beginnt ein Gerassel der Räder und ein Tumult, wie man ihn kaum in einer andern Stadt des Erdkreises hören mag. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt das wildeste Getümmel und die geräuschvollste Thätigkeit des Abends; tausend Wagen mit zwei oder vier Rädern, mit einem oder mit sechs Pferden rasseln durch die großen Straßen von Palästen dieser großen Stadt. Der kleine peguanische Klepper galoppirt neben dem arabischen Renner, der mit seinem Schritt weiter ausgreift als jener mit seinem Galopp. Damen in der offenen Carosse und Reiter im reichsten Anzuge wollen gesehen werden oder sich sehen lassen. Selbst Jene, deren Gesundheit, Alter oder Charakter sie vor Gedanken solcher Eitelkeit bewahren, müssen sich in das lärmende Getümmel mischen, das sich auf der einzigen Promenade von Kalkutta, wo man frische Luft schöpfen kann,

zusammendrängt. Die Spaziergänge sind da mit Sand bestreut. Endlich ruft aber die Stunde des Mittagsessens die Spaziergänger nach Hause, und die kurz vorher noch mit glänzenden Equipagen erfüllten Straßen stehen öde; kaum sieht man noch einzelne Spaziergänger, die Freunde der kühlen Nachtluft oder auch sittenloser Leichtfertigkeit sind. Indeß hat man sich zu Tisch gesetzt, aber die Magen, zerrüttet durch die glühende Atmosphäre und den häufigen Genuß gebrannter Wasser, sind fast außer Stande, der in Ueberfluß prangenden Mahlzeit die gebührende Ehre zu erweisen. Niemand langt nach den Fleischspeisen, welche die Tafel bedecken; die Hammelskeule sammt den Bergen von Fischen bleibt meistens unberührt.

Vor dem Nachtische werden die Haukahs (langen Pfeifen) von Silber und Perlmutter von den Bedienten mit großem Geräusch hereingebracht, und Rauchgewölke verdichten die Luft; die ganze Unterhaltung beschränkt sich jetzt darauf, große aromatische Dampfwolken aus der Pfeife in die Luft zu blasen. Diese riesenhaften Instrumente werden sodann von dem Speisesaal in den Salon hinübergeschafft, und der Lärm, der hierdurch entsteht, betäubt die Töne des Piano und die Worte der Damen, die sich im Gesellschaftszimmer hören lassen.

Wer zum ersten Mal aus Europa nach Kalkutta gekommen ist, starrt gewiß mit Verwunderung diese Gemächer an, die mit solchem Reichthum und so ausgesuchtem Geschmack ausgestattet und mit bleichen Frauen, die von Diamanten funkeln, erfüllt sind, während rauchende Automaten umhersitzen und ein oder zwei Sklaven mit bloßen Füßen, ungeheure Fächer in der Hand haltend, Kühlung zuwehen oder die Schnur des Punkah in Bewegung setzen.

Hat es halb elf geschlagen, so zieht man sich zurück, und so wird der Tag beschlossen, um am folgenden Morgen in ähnlicher Weise zu beginnen.

---

2. Eine Sutti an der Nerbudda*).

Die Sandsteinberge Mahadeo's, welche in der Sathpurkette den Nerbuddastrom überragen, erheben sich 4—5000 Fuß über die Meeresfläche, und in einem der höchsten Striche wurde früher, und wird vielleicht noch jetzt ein Markt gehalten, zum Vergnügen Derjenigen, welche die Selbstaufopferung einiger jungen Leute sehen wollen, die sich opfern, um ein Gelübde ihrer Mutter zu erfüllen. Wenn eine Frau ohne Kinder ist, bringt

---

*) Nach St. Col. Sleemann's: Rambles and recollections of an Indian official.

sie allen Göttern Opfer, vornehmlich denjenigen, von welchen sie glaubt, daß sie ihr Hilfe leisten werden, und verspricht noch größere Opfer hinzuzufügen, im Fall ihre Bitte gewährt würde. Wenn geringere Opfer nichts helfen wollen, verspricht sie, den ersten Sohn, den sie erhalten würde, dem Gott der Zerstörung, Mahadoe, opfern zu wollen. Wird sie nun wirklich mit einem Sohne erfreut, so verschweigt sie diesem ihr gethanes Gelübde, bis er die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat; dann aber theilt sie ihm solches mit und gebietet ihm, es zu erfüllen. Er hält es für Pflicht, Gehorsam zu leisten, und von nun an betrachtet er sich als dem Gotte geweiht. Ohne einer lebenden Seele ein Wort von dem mitzutheilen, was ihm die Mutter gesagt hatte, zieht er ein Pilgerkleid an, besucht alle berühmten, dem Mahadoe in verschiedenen Theilen Indiens geweihten Tempel, und an dem Jahrmarkt, der auf den Mahadoebergen abgehalten wird, stürzt er sich von einer 4—5000 Fuß hohen Felsenwand herab.

Die englischen Beamten haben schon viel am Hofe von Nagpoor aufgeboten, um der Sitte zu steuern, doch ist es ihnen nur theilweis gelungen. Dieser Zug von Selbstaufopferung liegt tief im indischen Volksgemüthe, und am entschiedensten tritt er bei den Frauen hervor. Ein Augenzeuge erzählt folgende charakteristische, die Eigenthümlichkeit der Hindusitten treffend schildernde Geschichte.

Wir machten eines Abends einen Ausflug nach Gopalpur, einem kleinen Dorfe am Ufer der Nerbudda. Hier sind mehrere sehr hübsche Tempel, meistens zum Andenken von Wittwen, die sich mit den Ueberresten ihrer Ehemänner verbrannt haben, und zwar auf der Stelle, wo sie sich den Flammen überlieferten. Ein solcher Tempel hat sich erst ganz kürzlich über der Asche einer der merkwürdigsten alten Frauen, die ich je gesehen, und welche sich in meiner Gegenwart im Jahre 1829 verbrannte, erhoben. Ich verhinderte die Errichtung eines Tempels, aber während meiner Abwesenheit kam er dennoch zu Stande. Da Suttis gegenwärtig im englischen Gebiet verboten sind, und Europäer überhaupt selten Gelegenheit haben, solche zu sehen, so will ich die nähern Umstände hier anführen, und der Leser kann sich auf die Wahrheit der Erzählung völlig verlassen.

Am 29. November 1829 mischte diese alte, damals 65jährige Frau ihre Asche mit der ihres vier Tage zuvor allein verbrannten Mannes. Als ich im Jahre 1828 die Civilverwaltung des Districts Dschebbelpur übernahm, hatte ich strengen Befehl gegeben, daß Niemand der Selbstverbrennung einer Wittwe Vorschub leisten solle; selbst das Herbeitragen von Holz solle als solcher Beistand angesehen werden. Am 24. November 1829 wandten sich die Oberhäupter der angesehensten und verbreitetsten Braminenfamilien des Districts mit der Bitte an mich, dieser alten Wittwe zu gestatten, sich mit den Ueberresten ihres Gemahls Omed Sing Opaddia, der diesen Morgen an den Ufern der Nerbudda gestorben sei, zu verbrennen. Ich drohte meinen Befehl in Ausführung zu bringen und Jeden, der Bei-

stand leisten würde, streng zu bestrafen; zu dem Ende stellte ich eine Polizeiwache in der Nähe auf, die alte Frau blieb aber ohne zu essen oder zu trinken am Rande des Wassers sitzen. Am nächsten Tage wurde die Leiche ihres Gemahls in einer kleinen, nur etwa acht Quadratfuß weiten und drei bis vier Fuß tiefen Grube in Anwesenheit von mehreren Tausend Zuschauern, welche die Sutti hatten sehen wollen, verbrannt. Alle Fremden zerstreuten sich vor Abend, da keine Aussicht vorhanden schien, daß ich dem dringenden Begehren ihrer Anverwandten nachgeben würde, die keine Speise zu sich zu nehmen wagten, als bis die Wittwe sich verbrannt, oder bereit erklärt hatte, mit ihnen nach Hause zurückzukehren. Ihre Söhne, Enkel und einige andere Anverwandte blieben bei ihr, während die übrigen mein Haus umringten, um in mich zu dringen, daß sie sich verbrennen dürfe. Sie widerstand allen Bitten, verweigerte alle Nahrung und blieb auf dem nackten Fels im Bette der Nerbudda sitzen, der sengenden Sonnenhitze bei Tag und der strengen Kälte der Nacht ausgesetzt, nur mit einem dünnen Stück Zeug über der Schulter. Am Tage nach der Beerdigung setzte sie, um alle Hoffnung, daß man sie von ihrem Vorhaben abbringen werde, abzuschneiden, die Dhadscha oder den groben rothen Turban auf und brach ihre Armbänder in Stücke, wodurch sie gesetzlich todt und für immer von ihrer Kaste ausgeschlossen wurde. Hätte sie jetzt noch das Leben erwählen wollen, so konnte sie nie mehr zu ihrer Familie zurückkehren. Ihre Kinder und Enkel waren noch immer bei ihr, aber alle Bitten waren umsonst, und ich überzeugte mich, daß sie sich zu Tode hungern würde, wenn ich nicht gestattete, daß sie sich verbrenne; dadurch wäre ihr Familie beschimpft, ihre Qual vermehrt worden und ich selbst hätte mich der Beschuldigung ausgesetzt, meine Gewalt muthwillig mißbraucht zu haben, denn noch hatte die Regierung nicht formell das Verbrennen der Wittwen verboten.

Am vierten Tage nach dem Tode des Mannes ritt ich Morgens zur Stelle und fand die arme alte Wittwe dasitzen, mit dem Dhadscha auf dem Kopf, eine Kupferplatte mit ungekochtem Reis und Blumen vor sich und eine Cocosnuß in jeder Hand. Sie sprach sehr gesammelt und sagte mir, sie sei entschlossen, ihre Asche mit der ihres verstorbenen Gemahls zu mischen, und würde geduldig meine Erlaubniß dazu abwarten, überzeugt, Gott werde ihr Kraft geben, das Leben aufrecht zu erhalten, bis diese Erlaubniß erfolge, obgleich sie nicht essen und nicht trinken werde. Sie blickte nach der Sonne, die eben über der Nerbudda aufging, und sagte ruhig: „Meine Seele war fünf Tage lang bei der meines Gatten in der Nähe dieser Sonne, nur meine irdische Hülle ist noch übrig, und ich weiß, Du wirst bald gestatten, daß sie sich mit seiner Asche in jener Grube vermische, weil es nicht in Deinem Wesen und Deinem Brauche ist, die Qual einer armen alten Frau muthwillig zu verlängern.“ — „Gewiß nicht,“ entgegnete ich, „mein Zweck und meine Pflicht ist es, zu retten und zu erhalten,

und ich komme, Dich von dieser thörichten Absicht abzubringen, Dich zu bitten, daß Du lebest und deine Familie vor der Schmach bewahrest, als Mörder angesehen zu werden." — „Ich fürchte nicht, daß man sie je dafür halten wird; sie haben, wie gute Kinder, alles Mögliche gethan, um mich zu bewegen, unter ihnen zu leben, und hätte ich eingewilligt, so würden sie mich geliebt und geehrt haben. Ich übergebe sie alle Deiner Obhut, und gehe zu meinem Gatten Omed Sing Opaddia, mit dessen Asche die meinige schon dreimal auf dem Scheiterhaufen sich vermischte"*).

Dieß war das erste Mal in ihrem langen Leben, daß sie den Namen ihres Gatten nannte, denn in Indien spricht keine Frau, weder hoch noch niedrig, je den Namen ihres Gatten aus, und es ist oft lustig, ihre Verlegenheit zu sehen, wenn ein Europäer sie darum fragt; sie sehen sich rechts und links um nach Jemandem, der sie aus der Verlegenheit ziehe, weil sie weder gegen den Frager noch gegen den abwesenden Ehemann Mißachtung zeigen wollen. Sie wissen, daß wenige Europäer die ihnen in dieser Beziehung obliegenden Pflichten kennen, und wenn Frauen in Gerichtshöfe oder an andere Orte hingehen, wo sie leicht nach dem Namen ihres Mannes gefragt werden können, nehmen sie gewöhnlich eines ihrer Kinder oder sonst einen Verwandten mit, der die Worte für sie ausspreche. Als die alte Dame ihren Mann nannte, was sie mit starkem Nachdruck und in überlegter Weise that, waren alle Anwesenden überzeugt, daß sie entschlossen sei zu sterben. „Ich habe," sagte sie, „die Güte der Regierung in reichem Maaße erfahren, da ich mit meiner ganzen großen Familie in Wohlstand und Gemächlichkeit auf unsern abgabenfreien Ländereien lebte, und ich bin gewiß, daß man meine Kinder nicht Hunger leiden lassen wird; mit ihnen aber habe ich es nicht mehr zu thun, mein Verkehr und meine Gemeinschaft mit ihnen sind zu Ende. Meine Seele (prau) ist bei Omed Sing Opaddia, und meine Asche muß sich hier mit der seinigen mischen." Dann blickte sie wieder nach der Sonne und sagte mit einem Ton und einer Miene, die mich ungemein ergriffen: „Ich sehe sie beide unter dem bräutlichen Baldachin." Ich bin überzeugt, daß sie in diesem Augenblick wirklich glaubte, sie sehe ihren Geist und den ihres Gatten unter dem bräutlichen Baldachin im Paradiese.

Ich versuchte auf ihren Stolz und auf ihre Furcht einzuwirken, und sagte ihr, die Regierung würde wahrscheinlich die abgabenfreien Güter, von denen ihre Familie so lange gelebt habe, einziehen als ein Zeichen ihres Mißfallens darüber, daß die Kinder sie nicht von der Vollziehung des Opfers abgebracht hätten; die Tempel über der Asche ihrer Voreltern würden dem Erdboden gleich gemacht werden, damit sie nicht in Zukunft andere zu ähnlichen Opferungen verleiteten, und endlich würde nicht ein einziger Stein den

*) Dieß bezieht sich auf die Seelenwanderung, wie man später sehen wird.

Platz bezeichnen, wo sie sterbe, im Fall sie auf ihrem Entschluß beharre. Wolle sie aber am Leben bleiben, so solle eine glänzende Wohnung für sie unter diesen Tempeln gebaut, eine schöne Summe solle zu ihrem Unterhalt aus den abgabenfreien Ländereien ausgeschieden werden, ihre Kinder sollten täglich kommen und sie besuchen, und ich würde häufig Dasselbe thun. Sie lächelte, streckte den Arm aus und sagte: „Mein Puls hat lange aufgehört zu schlagen, mein Geist ist entwichen, und ich habe nichts mehr übrig als ein wenig Erde, das ich mit der Asche meines Gatten zu vermischen wünsche, ich werde bei dem Verbrennen nicht leiden, und wenn Du einen Beweis willst, so laß Feuer bringen, und ich will diesen Arm verzehren lassen, ohne daß er mir Schmerz verursacht." Ich wollte ihren Puls nicht fühlen, aber einige meiner Leute thaten es, und erklärten, er sei in der That ganz unbemerklich geworden. Um diese Zeit glaubten alle Anwesenden, es sei durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie noch Schmerz empfinden werde, und ihr Ende bestätigte sie auch in dieser Ansicht. Ueberzeugt, daß alle Versuche, ihr Leben zu retten, fruchtlos sein würden, schickte ich endlich nach den vornehmsten Mitgliedern ihrer Familie, und willigte ein, daß sie sich verbrennen dürfe, wenn sie sich dagegen verpflichteten, daß kein Mitglied ihrer Familie je wieder Dasselbe thue. Hierein willigten sie; gegen Mittag waren die Urkunden gefertigt, und ich ließ es nun der alten Frau anzeigen, welche sich darüber sehr erfreut und dankbar zeigte. Vor drei Uhr waren die Ceremonien des Badens vorüber und inzwischen das nöthige Holz und andere brennbare Stoffe, um ein starkes Feuer zu machen, gesammelt worden. Nach dem Bade verlangte sie ein Betelblatt und aß es; dann stand sie auf, und den einen Arm auf die Schulter ihres ältesten Sohnes, den andern auf die ihres Neffen gestützt, näherte sie sich dem Feuer. Ich hatte Wachen umher aufgestellt und Niemand durfte sich auf fünf Schritte nähern. Als sie sich erhob, wurde der Holzstoß angezündet und stand alsbald in lichten Flammen. Die Entfernung betrug etwa 200 Schritte, sie kam mit ruhigem, freudevollem Gesicht herbei, hielt einmal an, schaute aufwärts und sagte: „Warum haben sie mich fünf Tage von Dir, mein Gatte, entfernt gehalten?" Als sie an die Wachen kam, blieben ihre Begleiter stehen, sie schritt einmal um die Grube her, hielt einen Augenblick inne, und während sie ein Gebet murmelte, warf sie einige Blumen ins Feuer. Dann schritt sie ruhig und standhaft bis an den Rand, trat mitten in die Flamme, setzte sich nieder und lehnte sich zurück, als ruhte sie auf einem Lager aus; ohne einen Schrei zu thun oder ein Zeichen von Schmerz von sich zu geben, ward sie vom Feuer verzehrt. Einige Musikinstrumente spielten wie gewöhnlich, als sie sich dem Feuer näherte, nicht, wie man gemeinhin glaubt, um ihr Geschrei zu ersticken, sondern um zu verhüten, daß die letzten Worte des Opfers gehört würden, denn diese gelten für prophetisch und könnten eine Quelle von Unruhe und Streit für die Lebenden werden.

Man hatte nicht geglaubt, daß ich nachgeben würde, und nur wenige Leute hatten sich versammelt, um dem Opfer beizuwohnen, so daß wenig oder nichts in den äußern Umständen lag, das sie zu einer außerordentlichen Anstrengung hätte reizen können, und ich bin überzeugt, daß nur der Wunsch, in der nächsten Welt wieder mit ihrem Gatten vereinigt zu werden, und die sichere Zuversicht, daß dem so sein werde, wenn sie sich selbst verbrenne, sie aufrecht erhielt. Vor dem Morgen des Tages, wo er starb (Dienstag), bis Mittwoch Abends aß sie Betelblätter, aber sonst nichts Anderes, und von Mittwoch Abend an hörte sie ganz auf zu essen, von Dienstag an hatte sie kein Wasser mehr getrunken. Sie trat in das Feuer mit demselben Tuch angethan, das sie im Bett des Flusses getragen hatte, aber es war genetzt worden in der Ansicht, daß selbst der Schatten von etwas Unreinem, der beim Gang nach dem Scheiterhaufen auf sie falle, das Weib verunreinige, wenn nicht das im heiligen Strom genetzte Kleidungsstück entgegenwirke. Ich muß der Familie die Gerechtigkeit erzeigen, daß sie Alles that, um die Wittwe von ihrem Vorhaben abzubringen, und wäre sie am Leben geblieben, sie wäre geliebt und verehrt worden als das erste weibliche Glied der Familie, denn bei keinem Volke unter der Erde werden Eltern so geehrt und geliebt und finden solchen Gehorsam wie bei den Hindus: die Großmutter wird immer noch mehr geehrt als die Mutter. Keiner Königin auf dem Thron können sich ihre Unterthanen mit mehr Ehrfurcht nähern, als alle Glieder der Familie dieser alten Frau, während sie dasaß auf dem nackten Fels im Bette des Flusses, nur mit einem rothen Fetzen um den Kopf und einem einfachen weißen Zeug um die Schultern. Allerdings fühlt sich eine Familie, in der eine Wittwe sich verbrennt, durch dieses Opfer sehr in ihrer eigenen und in der Achtung der Welt gehoben. Die Schwester des Radschah von Rewa war eine von den vier oder fünf Frauen, die sich mit den Ueberresten des Radscha von Udipur verbrannten, und ihr Bruder erinnerte sich in seinem ganzen Leben an nichts mit so viel Stolz und Freude, besonders da der Radschah von Udipur das Haupt der Radschputenstämme ist.

Ich fragte die alte Frau, wann sie sich zuerst entschlossen hätte, eine Sutti zu werden, und sie sagte mir: etwa vor dreizehn Jahren, als sie in der Nerbudda mit vielen andern Frauen ihrer Familie badete, habe der Entschluß sich in ihrem Sinne festgesetzt, als sie die glänzenden Tempel am Ufer des Flusses sah, welche sich über der Asche ihrer Verwandten erhoben, die zu verschiedenen Zeiten Suttis geworden waren. Es waren hübsche Gebäude, die mit großen Kosten aufgeführt und in gutem Stand erhalten wurden. Sie sagte mir, daß sie ihren Entschluß niemals irgend Jemandem mitgetheilt, noch auch je eine Sylbe darüber gesprochen habe, bis sie „suth! suth! suth!“ ausrief, als ihr Gatte mit dem Kopf in ihrem Schooße verschied am Ufer der Nerbudda, wohin er sich, als alle Hoffnung auf Wiedergenesung verschwunden war, hatte bringen lassen.

Nachstehende Unterredung fand eines Morgens zwischen mir und einem Eingeborenen von Dschebbelpur statt, bald nachdem die Suttis von der Regierung verboten waren. „Welches sind die Kasten, bei denen es den Frauen nicht gestattet ist, nach dem Tode ihrer Ehemänner wieder zu heirathen?“

„Es sind die Braminen, Radschputen, Banias (Kaufleute) und Kaits (Schreiber).“

„Warum gestattet man ihnen denn aber nicht, sich wieder zu verheirathen, jetzt, wo man ihnen nicht erlaubt, sich mit den Leichen ihrer Ehemänner zu verbrennen?“

„Da sie wissen, daß sie sich mit keinem zweiten Mann verbinden können, ohne ihre Kaste zu verlieren, so trägt dieß wesentlich dazu bei, ihre Treue gegen den erstern zu sichern. Uebrigens, wenn man allen Wittwen erlauben wollte, sich wieder zu verheirathen, welcher Unterschied bliebe dann noch zwischen uns und Leuten niederer Kaste? Wir würden bald zu den niedersten herabsinken.“

„Und so wollt ihr eure Kaste aufrecht erhalten auf Kosten eurer armen Wittwen?“

„Nein, sie sind selbst so stolz auf die Auszeichnung, wie ihre Männer.“

„Und glaubt ihr, daß sie die gute alte Sitte, sich selbst zu verbrennen, wieder hergestellt sehen möchten?“

„Einige darunter gewiß.“

„Warum?“

„Weil sie im Paradies mit ihren Ehemännern wieder vereint werden und glücklich sind, frei von allen Bedrängnissen des Lebens.“

„Aber ihr solltet sie als Wittwen von allen Bedrängnissen frei halten.“

„Wenn sie sich gut betragen, sind sie die geehrtesten Mitglieder der Familie ihres verstorbenen Mannes; nichts geschieht in solchen Familien, ohne sie um Rath zu fragen, weil alle darauf stolz sind, daß das Andenken ihrer verstorbenen Söhne, Brüder und Väter so von ihren Wittwen geehrt werde. Aber Weiber fühlen, daß sie schwach sind, und würden oft lieber auf einmal sich verbrennen, als ihr ganzes Leben lang der Versuchung und dem Verdacht ausgesetzt sein.“

„Und warum verbrennen sich die Männer nicht, um sich die Bedrängnisse des Lebens zu ersparen?“

„Weil sie nicht vom Himmel berufen sind, wie die Weiber.“

„Und ihr glaubt wirklich, daß die Weiber von Gott berufen sind, sich zu verbrennen?“

„Allerdings; wir alle glauben, daß sie von Gott berufen und unterstützt werden, und daß zarte Wesen, wie die Frauen, sonst nicht freiwillig solche Qualen erdulden könnten, — sie werden von einer übernatürlichen Stärke beseelt. Als Dhuli Sukal, der Vater des Bankiers von Sehora, starb, erklärte die Frau eines Lohdi, eines Landbauers aus dem District,

sie sei schon sechsmal mit ihm eine Sutti gewesen, und sie wolle jetzt zum siebenten Mal mit ihm ins Paradies gehen. Nichts konnte sie davon abbringen, sich mit ihm zu verbrennen; sie war zwischen 50 und 60 Jahre alt und hatte Enkel; ihre ganze Familie suchte ihr die Sache auszureden, es müsse ein Irrthum sein, aber Alles umsonst. Sie wurde eine Sutti und verbrannte sich einen Tag nach der Bestattung des Bankiers."

„Suchte Dhuli Sukal's Familie, welche Braminen waren, sie davon abzubringen, weil sie eine Lohdi, eine sehr niedere Kaste, war?"

„Allerdings, aber sie erklärte, bei Gott sei Alles möglich, und man glaubte allgemein, dieß sei ein Ruf vom Himmel."

„Und was wurde aus der Wittwe des Bankiers?"

„Diese sagte, sie fühle keinen göttlichen Beruf, sich zu verbrennen. Dieß geschah vor 20 Jahren, der Bankier war damals etwa 30 Jahre alt."

„So hat er also im Paradies eine ziemlich alte Frau gehabt?"

„Keineswegs; wenn sie durch die irdischen Flammen gegangen sind, werden beide jung im Paradiese."

„Ihr seid ein Radschpute?"

„Ja."

„Tödten Radschputen jetzt noch in diesem Theile Indiens ihre weiblichen Kinder?"

„Nein; dieser Gebrauch hat in diesen Gegenden allenthalben aufgehört, und kommt auch in Bundelkund ab, wo die Radschahs auf Verlangen der englischen Regierung ihren Unterthanen den Kindermord verboten haben. Man sieht jetzt Mädchen in den Dörfern spielen, wo man sonst kein Mädchengesicht sah und keine Mädchenstimme hörte."

„Doch murren noch Diejenigen, welche Mädchen haben, und sagen, die Regierung, welche für ihre Erhaltung sorgte, solle nun auch für ihre Verheirathung sorgen, nicht wahr?"

„Anfangs murrten sie allerdings ein wenig, aber wie die Kinder heranwuchsen und ihnen lieb wurden, dachten sie nicht mehr daran."

Gurtscharu Baban, der Vorstand des Collegiums in Dschebbelpur, kam bald nach dieser Unterredung eines Vormittags zu mir; er war im Kalkuttacollegium erzogen worden, und spricht und schreibt englisch vortrefflich, ist in englischer Literatur ziemlich gut belesen und ganz entschieden ein denkender Mann. Nachdem die Sache, weßhalb er zu mir gekommen, besprochen war, erzählte ich ihm die Geschichte von der Verbrennung der Lohdifrau mit dem braminischen Bankier zu Sehora und fragte ihn, was er davon halte. Seine Antwort lautete dahin: „Aller Wahrscheinlichkeit nach sei die Frau in einem früheren Leben die Gattin eines Braminen gewesen; von einer solchen Versetzung sei in seiner eigenen Familie ein merkwürdiger Fall vorgekommen. Sein Urgroßvater hatte drei Frauen, welche sich alle drei mit der Leiche verbrannten. Während dieß vorging, kam eine große Schlange herbei, stieg den Scheiterhaufen hinan, und ward mit ver-

brannt; bald nachher kam eine zweite und that Dasselbe. Die ganze anwesende Menge war überzeugt, daß diese Schlangen die Frauen seines Urgroßvaters in einem früheren Leben gewesen seien und nach diesem Opfer wiederum werden würden. Als die Suradh oder die Leichenceremonien nach dem vorgeschriebenen Zeitverlaufe stattfanden, wurden die Opfergaben und Gebete regelmäßig für sechs Seelen statt für vier dargebracht, und noch heutigen Tages glaubt jedes Mitglied seiner Familie, so wie jeder Hindu, der die Geschichte hört, daß diese beiden Schlangen ein volles Recht hätten, unter seine Ahnen gezählt und in allen Suradh mitgenannt zu werden."

Einige Tage nach dieser Unterredung mit dem Vorstand des Collegiums von Dschebbelpur hatte ich einen Besuch von Bhali Sukal, dem jetzigen Haupt der Bankierfamilie von Sehora und dem jüngsten Bruder des Braminen, mit dessen Asche die Lodhifrau sich verbrannt hatte. Ich bat ihn, mir Alles zu erzählen, was er sich von dieser eigenthümlichen Sutti erinnere, und er that dieß, wie folgt: „Als mein ältester Bruder, der Vater des verstorbenen Dhuli Sukal, der so lange Zeit Steuereinnehmer in diesem District war, vor etwa 20 Jahren zu Sehora starb, erklärte eine Lodhifrau, welche eine Stunde davon in dem unserer Familie seit mehreren Generationen gehörigen Dorfe Khittoli wohnte, daß sie sich mit ihm auf dem Scheiterhaufen verbrennen wolle; sie sei schon dreimal im früheren Leben seine Gattin gewesen, habe sich bereits dreimal mit ihm verbrannt und müsse sich noch einmal mit ihm verbrennen. Sie war etwa 60 Jahre alt, und ihr eben so alter Ehemann lebte noch. Wir waren alle erstaunt, als sie mit dieser Geschichte auftrat; es müßte dieß ein Irrthum sein, da er ein Bramine und sie eine Lodhi sei. Aber sie ließ sich die Sache durchaus nicht ausreden und erklärte, in ihrem letzten Leben habe sie mit meinem Bruder in der heiligen Stadt Benares gewohnt und eines Tages einem heiligen Mann, der sie um ein Almosen bat, aus Versehen Salz statt Zucker zu seiner Nahrung gereicht. In Folge dessen habe er ihr erklärt, sie solle in ihrem nächsten Leben von ihrem Gatten geschieden werden und von geringerer Kaste sein; wenn sie aber in diesem Zustande ihre Pflicht thue, so werde sie im darauf folgenden Leben wieder mit ihm vereinigt werden. Wir sagten ihr, alles dieß müsse ein Traum sein, und die Wittwe meines Bruders bestand darauf, wenn man ihr nicht gestatte, sich zu verbrennen, so solle man auch der andern nicht erlauben, ihre Stelle einzunehmen. Wir hinderten die Wittwe an der Besteigung des Scheiterhaufens, und sie starb in einem hohen Alter erst vor zwei Jahren zu Sehora. Meines Bruders Leiche ward an diesem letztern Orte verbrannt, die arme Lodhifrau kam und stahl eine Handvoll von der Asche, die sie in ihrem Kleide barg und mit sich nach Khittoli nahm. Hier bewog sie ihren Mann und seinen Bruder, ihr in der Rückkehr zu ihrem frühern Gatten und ihrer frühern Kaste beizustehen. Keine Seele wollte ihnen helfen, da

wir den damaligen eingeborenen Fürsten dahin gebracht hatten, die Sache zu verbieten; aber die drei Leute trugen den Scheiterhaufen auf ihren eigenen Köpfen zusammen, sie setzte sich darauf mit der Asche an ihrer Brust, ihr Mann und ihr Bruder setzten den Holzstoß in Brand und sie ward von den Flammen verzehrt."

„Und was ist jetzt nach Verlauf von zwanzig Jahren Eure Meinung?"

„Daß sie wirklich die Frau meines Bruders gewesen war; denn am Scheiterhaufen prophezeite sie, daß mein Neffe werden würde, was sein Großvater war, ein angesehener Diener der Regierung; wie Ihr wißt, wurde er es auch bald nachher."

„Und was glaubte Euer Vater?"

„Er war so überzeugt, daß sie die Gattin seines ältesten Sohnes in einem frühern Leben gewesen sei, daß er alle Kosten der Leichenceremonie bestritt, und sie alle mit gleicher Pracht, wie bei jedem andern Glied der Familie, beobachten ließ. Ihr Grab ist noch zu Khittoli zu sehen und das meines Bruders zu Sehora."

Ich ging kurze Zeit darauf mit Bhali Sukal selbst zu diesen Gräbern und fand, daß die gesammte Bevölkerung von Sehora und Khittoli wirklich glaubte, die alte Lodhifrau sei meines Bruders Gattin in einem frühern Leben gewesen und habe sich jetzt als seine Wittwe zum vierten Male mit ihm verbrannt.

---

3. Charakter und Lebensweise der Hindus*).

Schon das Aeußere dieses indischen Stammes ist jetzt wie vor tausend Jahren vor allen übrigen Asiaten entschieden ausgezeichnet und verschieden. Der Hindu ist von ansehnlicher, jedoch nicht außerordentlicher Größe. Seine ganze Körperform ist wohlgestaltet, ja schön, aber mehr zierlich, schlank und geschmeidig, als stark und muskulös. Unter den höhern Kasten finden sich vorzüglich ansehnliche, schön gebaute Männer. Ihre Hände sind von besonderer Zartheit, und man kann sie nur mit den schönsten Händen unserer Damen vergleichen. Daher wäre auch das Degengefäß ihrer Schwerter für unsere Kriegsmänner viel zu klein.

Von ganz vorzüglicher Schönheit bildete die Natur das andere Geschlecht, und ein Bildhauer brauchte hier nicht lange zu suchen, um das Muster zu einer Mediceischen Venus zu finden. Besonders schön gebildet ist der Busen, und man wendet Alles an, um ihm diese reizende Form zu erhalten.

---

*) Vergl. Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, 12. Jahrgang.

Auch der Schnitt und Ausdruck des Gesichts ist bei den Hindus ausgezeichnet. Ein schönes Oval zeichnet sie merklich vor den benachbarten Mongolen und allen andern asiatischen Völkerschaften aus. Die Nase ist erhaben und fein, nähert sich der Adlernase und ist nie verflacht oder breit gedrückt wie bei jenen Völkern. Ebenso wenig findet man bei ihnen dicke, widrig aufgeworfene Lippen, wenn sie gleich voller sind als beim Europäer. Das dunkle Auge ist schön, aber mehr matt und schmachtend als feurig. Das lange Haupthaar ist fein und glänzend schwarz.

Die Farbe ist bräunlichgelb, spielt aber oftmals ins Olivenfarbene; dabei ist die Haut von ausnehmender Sanftheit und seltenem Glanze.

So schön und ausgezeichnet der Hindu auch wirklich ist, so darf man doch nicht übersehen, daß sich die genannten Vorzüge nur auf die höhern Volksclassen (Kasten) beschränken. Wie sollten auch die der heißen Sonne stets ausgesetzten Geringern, bei spärlicher Bedeckung, bei härterer Arbeit und steter Anstrengung, und bei schlechter Kost — nicht die Einwirkung dieser Einflüsse, die überall Gestalt und Farbe verändern, fühlen?

Die oberste Kaste der Braminen, welche sich ganz rein und unvermischt erhalten haben, enthält die hellsten Menschen; sie sind alle von einem hellgelben Teint. In der zweiten Kaste, den Tschetris oder Kriegern, giebt es schon mehrere Familien mit dunklerem Colorit, das jedoch im Uebrigen der schönen Körperbildung keinen Eintrag thut. Am dunkelsten gefärbt und zugleich am häßlichsten ist die unterste Kaste, die der Parias (Pulias). Diese sind fast ganz schwarz, in der Form des Gesichts und der übrigen Körperbildung halb dem Neger, halb dem Mongolen ähnlich, aber noch kleiner und häßlicher, höchst unreinlich und schmutzig. Vielleicht ist dieß eine ganz fremde, früher unterjochte Menschenrace, die nun theils durch den langen Druck, theils durch die Verbrechen der Vorväter so sehr herabgekommen ist, daß sie kein Bedenken trägt, sich mit andern Menschenarten zu vermischen, auch oftmals die Religion zu wechseln, was bei allen übrigen Kasten niemals stattfindet.

Von Charakter ist der Hindu ernst, zurückhaltend, nicht übereilt, genau überlegend, bevor er handelt oder ein Versprechen giebt — überhaupt ist bei ihm gewöhnlich die ruhige Vernunft Herr der Leidenschaften. Dabei ist diese Nation selbst gegen das Thier mitleidig und hat in Surate sogar ein Hospital für kranke Thiere errichtet *). Wie sehr sie sich ihrer

---

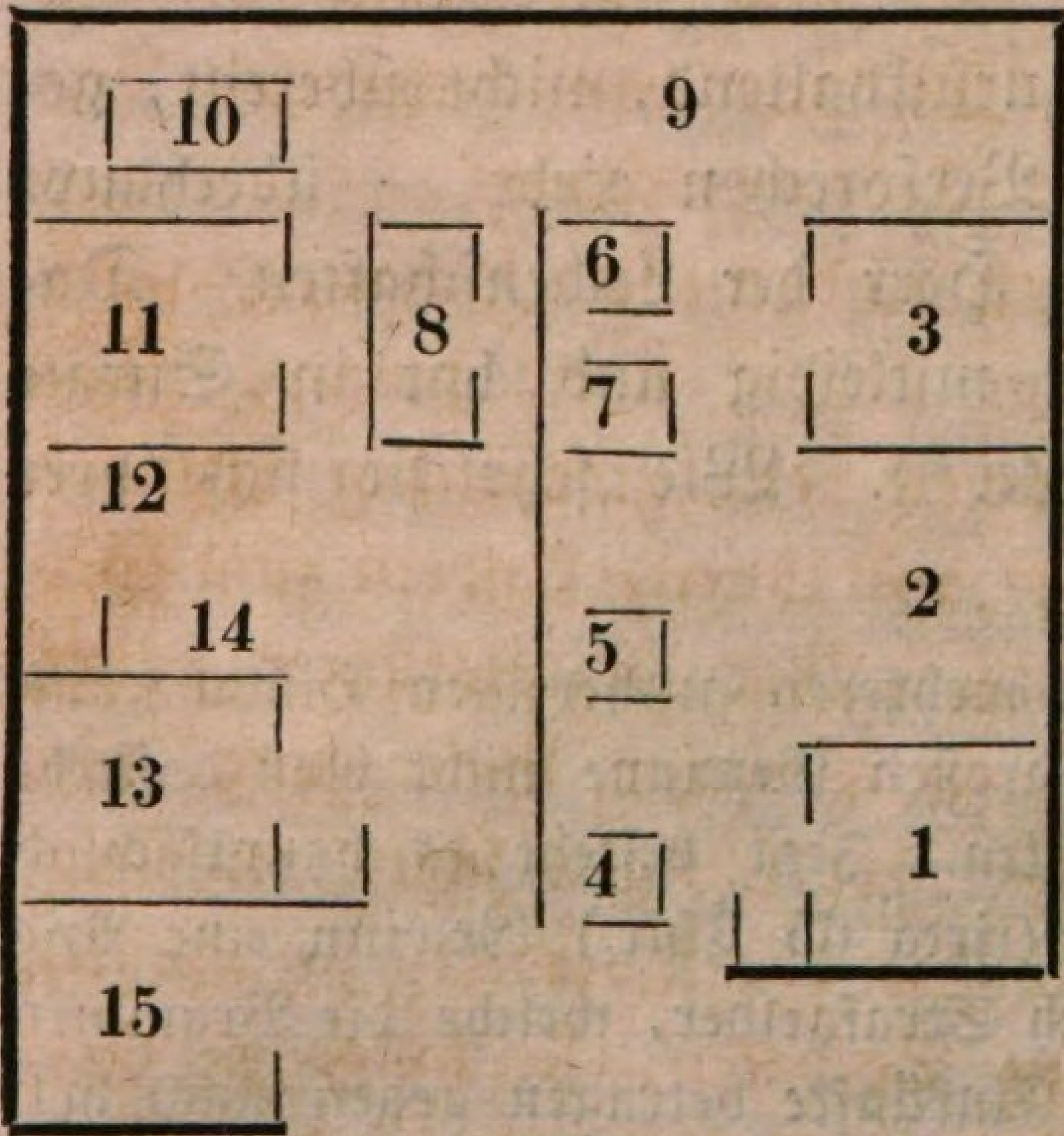
*) Das Hospital verdankt seine Entstehung mehreren gutherzigen Hindu-Kaufleuten, die sich anheischig machten, von ihrem großen Gewinne nicht bloß dasselbe zu erbauen, sondern auch fortwährend zu erhalten. Jetzt besteht es hauptsächlich durch eine Taxe, nach der von je 100 Rupien (circa 65 Thlr.) Gewinn eine Ana ($^1/_{16}$ einer Rupie) erlegt werden muß, ferner durch Strafgelder, welche die Braminen auf jede gesagte Unwahrheit gelegt haben. Die Einkünfte betragen gegen 9000 holländ. Gulden; das Oberhaupt der Braminen führt die Oberaufsicht. Das ganze Gebäude nimmt einen Platz von etwa 400 Quadratruthen ein. Ein Reisender zu

Mitbürger im Ganzen annimmt, beweist die Vorsorge für die Reisenden, die überall erbauten Tschoultries oder öffentlichen Herbergen und die bei der in diesem Lande so heißen Sonne angelegten Alleen. Nirgends wird einem armen Reisenden so gutmüthig fortgeholfen als in Hindoston. Der Oberste oder Schulze (Kotwal) eines jeden Dorfes ist verbunden, ihm Reis und Feuerung darzureichen, und ihm nach einem guten Nachtlager im Tschoultrie einen Wegweiser zu geben, der seine Sachen trägt und ihn bis zum nächsten Dorfe führt. Auf diese Weise kann ein Pilger mehrere hundert Meilen hindurch, ohne Sorge um seine Nahrung und Wohnung, ruhig fortreisen. Auch die Europäer haben sich der Mildthätigkeit und Höflichkeit der Hindus mannichfach zu erfreuen gehabt, obschon letztere die Fremden nicht lieben, und wegen des Betragens derselben und der Gewaltthätigkeiten, die sie von ihnen zu erdulden hatten, nicht lieben konnten. Der Hindu läßt alsbald seinen Haß und seine Verachtung fahren, sobald er den Einzelnen als einen guten, rechtlichen Mann kennen lernt, der sein, des Hindu, Wesen ehrt und achtet.

Diese Gutherzigkeit und Milde des Hindu artet ofmals in wirkliche Schwachheit aus. Er sucht überhaupt Ruhe und will nicht aus der süßen Gewohnheit seines Daseins herausgerissen werden. Sein Charakter macht ihn mehr zum beharrlichen Dulden als zum thatkräftigen Handeln geschickt. Darum zieht er auch sitzende Arbeiten allen übrigen vor, und vor allem Krieg und Blutvergießen hat er einen Abscheu. Er ist ein weichlicher Mensch, das wahre Gegentheil von dem Muhamedaner, der ihn unterjochte. Wie dieser seine Religion in die Ferne trägt, mit Feuer und Schwert verbreitet, im höchsten Grade fanatisch ist, so umgekehrt der Hindu im höchsten Grade tolerant, Jeden in seiner Weise belassend. Seine Geistlichen gehen nie darauf aus, Proselyten zu machen; jede Art von Sekte darf ruhig

---

Ende des vorigen Jahrhunderts nahm davon einen Grundriß. In Nr. 1 wohnt der



Pförtner; in Nr. 2 leben kranke Kameele und Ochsen; in Nr. 3 kranke Affen; in Nr. 4 befand sich eine sehr alte Landschildkröte, 2½ Fuß lang und 1½ Fuß hoch; ein häßliches Thier, das kaum noch gehen konnte (starb einige Jahre nachher); in Nr. 5 lebten Tauben, und vor dem Taubenhause Hühner und Hähne; in Nr. 6 Kaninchen; Nr. 7 war ein Gitterwerk und Nr. 8 ein Haus von 2 Stockwerken. Auf dem Platze Nr. 9 weideten Ochsen und Pferde. Nr. 10 ist ein Tank oder Wasserbehälter. In Nr. 11 und 12 leben auch kranke Pferde und Ochsen; die tödtlich kranken sind aber in Nr. 13. Nr. 14 ist abermals ein Gitterwerk und Nr. 15 ist endlich das merkwürdige Zimmer für Insekten, Flöhe, Wanzen und Läuse. Es sollen arme Menschen eigens bezahlt werden, um sich von diesen Thieren saugen zu lassen.

ihren Cultus beibehalten, kann sicher bei den Hindus wohnen, frei und öffentlich die Religion bekennen und lehren.

Man wirft den Hindostanern Geiz und Rachgier vor; allein welches Volk würde das nicht geworden sein bei dem ungeheuern Druck und der tausendjährigen Tyrannei? Wenn manche Reisende von dem habsüchtigen Erpressungen der Großen reden, so darf man dieß ebenso wenig für einen Fehler des Nationalcharakters achten, als es ungerecht wäre, die Europäer im Ganzen des Geizes und der Härte zu beschuldigen, weil einige europäische Herrscher sich durch diese Laster entehrt haben. Nie darf man überhaupt eine ganze Nation nach dem Betragen und der Lebensweise der durch Reichthum und Macht zu mancherlei Ausschweifungen Verleiteten beurtheilen.

Die Banianen, die Kaste, woraus die Kaufleute und Bankiers bestehen, sind oft sehr gewandt und nehmen nach der Gewohnheit des Landes hohe Interessen, aber im Ganzen sind sie dennoch redliche Leute, auf die man sich durchaus verlassen kann.

Ein anderer Fehler, den man den Hindus vorwirft, ist die Feigheit. Aber auch dieser Vorwurf verliert viel von seinem Gewicht, wenn man erwägt, daß die Religion dieser Nation es mit sich bringt, alles Blutvergießen, mithin auch den Krieg zu hassen. Betrachtet man die Kriegerkaste der Tschetris, dann sehr zahlreiche Stämme, wie die Radschputen, die Seiks, die Mahratten, die den Krieg als ein Hauptgeschäft ihres Daseins ansehen, die sich seit den ältesten Zeiten stets durch ihre Tapferkeit hervorgethan haben und noch immer gefürchtet sind, so muß man jenes Vorurtheil ganz zurücknehmen. Ja die Mahratten haben es oft genug bewiesen, daß sie der Ueberlegenheit unserer Feuerwaffen und Taktik ungeachtet dennoch die Europäer nicht fürchten, ja sie zu besiegen gewußt haben. Wie sie in der neuesten Zeit die Engländer in die Enge getrieben und dem Untergange nahe gebracht haben, ist bekannt. Auch die Hindus, welche von den Engländern zum Kriegsdienst herangezogen werden, und unter dem Namen Seapoys bekannt sind, zeigen sich seit ihrer Bildung von bewährter Anstrengung und Ausdauer, hohem Muth und Todesverachtung.

Einstmals hatten sich die Seapoys wegen rückstehender Löhnung gegen die Engländer empört und viele waren zum Feinde übergegangen. Der Oberst Munro ließ ein Bataillon der Desertirten von europäischen Truppen einholen und sprach das Urtheil, daß mehrere von ihnen, Andern zum Beispiel, durch Kanonen erschossen werden sollten. Vier Rädelsführer hatten bereits ihre Strafe erlitten, und man band, zu ähnlicher Bestrafung, vier andere vor die Mündung der Stücke, als vier der übrigen schuldigen Seapoys hevortraten und behaupteten, ihnen gebühre der Vorrang, sie müßten zuerst erschossen werden, da jene nur gemeine Soldaten, sie hingegen Grenadiere seien. Dieß ward bewilligt und sie gingen freudig in den Tod. Kurz darauf erfocht der Oberst mit 1000 europäischen Truppen und 3000

dieser Seapoys bei Buxar einen herrlichen Sieg über das große Heer des Nabobs Souja Doula.

Höchst sonderbar war eine fast an Wahnsinn grenzende Todesverachtung von fünf Radschputen. Als diese sich in einem Bauernhause von langen Märschen ausruhten, gerieth das Haus in Brand. Vergebens drang man in die Soldaten, das Haus zu verlassen. „Nie," antworteten sie, „haben wir das Feuer gescheut, es ist vielmehr stets vor uns geflohen." In dieser Stimmung ließen sich vier dieser Radschputen verbrennen und der fünfte, der sich gerettet hatte, blieb lange Zeit untröstlich über seine Feigheit.

So sonderbar uns auch ein solcher Zug vorkommt, so charakterisirt er doch das ganze Wesen dieser asiatischen Menschen, denen in ihrer üppigen großartig prächtigen Natur das Ewige und Unbegreifliche Gottes viel anschaulicher wird, beiweitem näher steht als uns kühlen Abendländern. Der Orientale ist fast immer in dem Gefühle etwa wie Einer in der Feldschlacht oder in einem Trauerspiele, wo alles Geschaffene in seiner Vergänglichkeit empfunden wird; ihm däucht das Leben ein Nichts, und darum hat er es ganz und voll, darum bebt er nicht europäisch vor dem Tode zurück, sondern nimmt ihn und jede Unvermeidlichkeit gelassen hin.

Das häusliche Leben der Hindus zeigt übrigens, wie sehr sie sich durch Milde und Gutmüthigkeit vor allen andern Asiaten auszeichnen. Mit Wenigem genügsam, hat der Hindu auch bloß Eine Frau, nur die Rajahs (Fürsten) und Großen machen hiervon eine Ausnahme. Die Anhänglichkeit der Eheleute unter einander ist sehr groß, und die Weiber zeichnen sich durchweg als redliche fleißige Hausfrauen aus. Die Kinder werden zur Sanftmuth erzogen, und selbst die untern Kasten geben ihren Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Jedenfalls trägt die Ernährungsart der Hindus zur Richtung und Bildung ihres Charakters sehr viel bei. Diese an den Grenzen der Schwäche stehende Sanftheit hätten sie wohl nicht, wenn sie sich wie ihre Nachbarn und sämmtliche Mongolen von dem Fleische der Jagdthiere oder ihrer Heerden ernährten, oder den berauschenden Geist der Pferdemilch und den Rum ihres Zuckers genössen.

Der Hindu lebt hauptsächlich von Reis und dem Reichthum der Früchte seines Landes.

Je angesehener und ehrwürdiger die Kaste der Hindus ist, desto mäßiger und beschränkter ist ihre Nahrung. Die Braminen dürfen eigentlich durchaus nichts genießen, was Leben hatte; also nicht bloß Fleisch, sondern auch Fische sind ihnen verboten. Der Reis wird theils nur in Wasser abgekocht, theils mit Butter und Milch oder auch mit einigen Kräutern und Gewürzen bereitet genossen. Indessen kann die große Mannichfaltigkeit der trefflichsten Früchte Hindostans den Indier bedeutend für diese Beschränkung schadlos halten, zumal da das Klima selber zur Pflanzennahrung auffordert.

Selbst die Banianen, welche zur dritten Kaste gehören, leben fast nur von Vegetabilien. Dagegen haben die Tschetris oder die Kaste der Krieger, zu denen die Fürsten gehören, die Erlaubniß, Fleisch und Fische zu genießen, Rindfleisch ausgenommen. Begreiflich mußte sie ihre Lebensart selbst dazu nöthigen, da sie einmal mehr Kräfte und Muth bedurften als die übrigen, und sich zugleich im Kriege oftmals in der Lage befanden, wo ihnen nur animalische Nahrung zu Gebote stand.

Die unterste verachtetste Kaste, wenn man diese überhaupt noch für eine Kaste gelten lassen will, die Parias, genießen Alles, was ihnen nur einigermaßen eßbar scheint und geboten wird; selbst um das Fleisch gefallener Thiere streiten sie mit den Schakalen und Geiern.

Das Getränk der Hindus ist nur Wasser oder Milch; indessen finden hier oftmals dieselben Ausnahmen statt wie bei den Speisen. Die Vornehmen genießen Reiswasser, ja selbst Arak aus Reis und andere geistige Getränke. Es herrscht allgemein die Sitte, ja es ist Gebot, daß beim Trinken die Lippen nie das Gefäß berühren dürfen; man gießt auf eine sehr geschickte Weise das Flüssige in den Mund. Die Parias sind auch deshalb verachtet, weil sie wie die Fremden, namentlich wie die Europäer, alles nur Eßbare genießen und beim Trinken das Gefäß mit den Lippen berühren.

Die Wohnungen der Hindus muß man zwar, wie überall, nicht nach einerlei Art beurtheilen, sondern in mehrere Classen bringen; allein auch selbst die des geringeren Mannes sind mit Rücksicht auf das Klima nicht durchaus schlecht, obschon sehr einfach.

In den Dörfern bestehen die Häuser nur aus Pfahlwerk, mit Lehm und Stroh verbunden und gewöhnlich mit Palmblättern überdeckt. Die Häuser selbst stehen ziemlich weitläufig, haben aber größtentheils eine hölzerne Einfassung oder Umzäunung.

Die Bürgerhäuser der Städte sind größtentheils aus getrockneten Backsteinen erbaut, die aber häufig die Härte gehauener Steine annehmen. Sie haben flache Dächer, sind zwar niedrig und finster, aber nicht ohne Fenster. Man will in den Wohnungen vor der Wärme wie vor dem Lichte geschützt sein. Selbst in den angesehensten Städten wohnen eine Menge von Einwohnern in leichten Stroh- und Holzhütten, die freilich, wenn eine Feuersbrunst eintritt, sammt und sonders ein Raub der Flammen werden. Bei einer Feuersbrunst in Delhi brannten einmal 60,000 solcher Häuschen auf einmal nieder. Die bessern Häuser haben indeß zwei und mehr Geschosse, ja in Benares trifft man auf steinerne Häuser von sechs Stockwerken. Sie sind dort dicht neben einander gebaut, aber in seltsamem Styl, oft phantastisch bemalt. Reihen von Schnitzwerk laufen um jedes Stockwerk herum, das oft sehr dauerhaft und fest aufgeführt ist, mit viel größern Steinmassen, als bei uns zu den Häusermauern genommen werden. Die Fenster sind außerordentlich klein, aus dem doppelten Grunde: das

Hineinsehen der Nachbarn zu verhüten und die heißen Winde nicht einzulassen. Bei guten Häusern von einem Stock hat man oftmals große Fenster angebracht, allein dann ist es nothwendig, sie durch Tattys — das sind besondere Schirme, die aus den Wurzeln wohlriechender Gräser verfertigt werden und stets zur Erfrischung und Abkühlung mit Wasser benetzt sind *) — vor dem Eindringen der Hitze zu schützen.

Das Klima führte auch die offenen Säulengänge um die Häuser ein, welche sich unter dem Namen der Veranda fast bei jedem Hause von einiger Bedeutung finden, um kühle, von jedem Luftzug erfrischte, vor dem Regen aber schützende Vorplätze zu bilden, auf denen die Gesellschaft sich vergnügt und unterhält.

Die Straßen sind oftmals so enge, daß man sie vermittelst einer Galerie verbinden könnte, aber von der andern Seite ist jedes Haus mit einem Garten umgeben und nimmt deßhalb einen großen Raum ein.

Uebrigens sind die heutigen Städte Hindostans größtentheils von den Mongolen und Sarazenen (Mohren), den Eroberern dieses Landes, erbaut, oder doch so sehr durch sie verändert, daß man sie kaum mehr für ursprünglich indische Städte ansehen darf.

Einfach wie die Wohnung ist auch der Hausrath der Hindus. Sie ruhen auf Matten und Decken, die über den Fußboden gebreitet werden, und verrichten hier alle die Geschäfte, wozu der Europäer des Stuhles und Tisches bedarf; sogar ihre Lehrstunden werden so gehalten, daß die Schüler auf der Erde mit untergeschlagenen Beinen sitzen, der Lehrer aber theils stehend, theils gleichfalls mit untergeschlagenen Beinen lehrt. Diese Matten dienen auch statt der Unterbetten und der Decken, denn unsere Federbetten kennt man im Orient nicht. Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- oder Messinggeräth, Töpfe und Schalen zum Reiskochen und eine hölzerne Keule zum Stampfen des Reises, endlich einige Körbe und hölzerne Kasten zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien — dieß zusammen macht das ganze Mobiliar, selbst der nicht unvermögenden Familien. Bei angesehenen Hindus sieht man leichte Bettstellen von Rohr.

Seit dem nähern Umgange mit Europäern findet man in mehreren Häusern auch einige Zimmer mit englischen Möbeln geschmückt, allein sie dienen bloß zur Aufnahme europäischer Fremden.

Das indische Klima macht die Kleidung fast ganz unnütz, und so bedienen sich selbst die höhern Volksclassen einer ganz einfachen und kunstlosen. Den Stoff liefert das Land: Baumwolle und Seide. Gewöhnlich reicht ein Stück Mousselin hin zu einem breiten um die Hüften geschlungenen Gürtel, von wo dann der übrige längere Theil zwischen den Beinen durchgeschlagen bis über die Knie herabhängt. Der ärmere Hindu begnügt sich, vorzüglich in der trockenen Jahreszeit, lediglich hiermit, da hingegen

*) Das durch seine Verdampfung die Hitze bindet.

von Andern, die mehr Luxus treiben wollen, ein zweites 7 bis 8 Ellen langes Stück von ähnlichem Zeuge nachlässig und ohne bestimmte Form um den übrigen obern Körper geschlagen wird.

Das andere Geschlecht trägt aber wie die Muhamedaner gewöhnlich als Bedeckung des Oberleibes eine kurze Weste mit Aermeln, die auf den halben Oberarm gehen; und da die Hindus auf einen schönen Busen sehr hohen Werth setzen, so haben die Vornehmen wie auch die Tänzerinnen denselben mit einem besondern Futteral überzogen. Die langen Beinkleider der Frauen sind meist von Seide, oft von Silber= und Goldstoff. Um den Kopf wird ein feines Tuch gewickelt, zum Schutz gegen die Sonne. Dieser Kopfputz findet sich bei den Frauen wie bei den Männern. Die Muhamedaner unterscheiden sich durch ihren Turban.

Statt der Schuhe tragen die Mannspersonen in einigen Provinzen Sandalen, d. h. schmale Bretter mit Absätzen, welche vermittelst eines knopfförmigen Holzes zwischen den beiden ersten Zehen festgehalten werden. Andere befestigen sie mit einem schwarzen ledernen Riemen quer über den Fuß, und bei den angesehenen Hindus, sowie bei den Muhamedanern sind sie von rothem oder gelbem Leder.

Ungeachtet dieser Einfachheit in der Kleidung zeigt sich doch sowohl bei dem männlichen als weiblichen Geschlechte ein entschiedener Hang zum Putz. Vor Allem schmücken sich die Hindus gern mit Armringen von Elfenbein, die auch wohl mit messingenen abwechseln. Im Innern von Dekan sieht man Frauen, welche, obgleich mit Kindern auf dem Rücken belastet, 8 bis 10 Pfund solcher Ringe an den Armen und Beinen schleppen. Oft steigen solche Ringe von dem untern Arm bis an die Schulter hinauf, so daß der eine immer größer wird als der andere, und der oberste anderthalb Fuß im Durchmesser hält. Einige Frauenzimmer tragen sogar silberne Ringe mit Glöckchen an den Beinen. Aber am sonderbarsten fällt dem Europäer der Ring auf, den die Tänzerinnen an der Nasenspitze oder durch den Nasenknorpel gezogen tragen und der für eine große Zierde gilt.

Die Reichen, sowohl Männer als Frauen, tragen bei feierlichen Gelegenheiten Halsbänder von Smaragden, Stirnbänder von Juwelen und schwere goldene Ketten.

Das lange rabenschwarze Haar wird, um seinen Glanz zu erhöhen, mit feinem wohlriechenden Oele gesalbt. Sowohl die Tänzerinnen, als auch die jüngern Frauen der Zenana oder des Harems und selbst die Prinzessinnen lassen es in einem oder mehren Zöpfen längs des Halses herabhängen, durchflechten es auch wohl mit Goldplättchen oder mit Perlen und Juwelen. Bei Geringern wird aber das Haar nur aufgeschlagen und in einen Knoten zusammengewickelt auf dem Scheitel befestigt. Das Stirnhaar wird zu beiden Seiten gescheitelt, und nebenher laufen nicht nur goldene Ketten, sondern auch die schönsten Blumen durchschlingen das Haar. In verschiedenen Theilen Hindostans befestigen die Mädchen auch ganz

dünne Goldplättchen an der Stirn. Ein Hauptschmuck aber besteht in den Ohrgehängen. Sowohl von den Ohrläppchen, als auch von dem Rande der Ohren hängen goldene, mit echten Steinen gezierte Ringe.

Hier und da findet man auch noch das Tätowiren oder Einbeizen verschiedener Figuren und einzelner Flecke auf die Haut, und bei den Tänzerinnen sieht man die bei uns ziemlich vergessene Mode der Schönpflästerchen.

In Hindostan ist wie in der Berberei, Aegypten, Arabien und andern Theilen des heißen Asiens das Färben der Hände und das Umziehen des Auges mit einem schwarzen Ringe in Gewohnheit. Das Rothfärben der innern Hände und Füße, besonders aber der Nägel, geschieht vermittelst der Henna. Die zu Pulver geriebenen Blätter dieser Pflanze werden mit Wasser in einen Teig verwandelt, den man sodann auf die Theile legt, welche man färben will. Hier läßt man ihn eine Nacht liegen, da dann diese Farbe, orangeroth, sich so fest eingesogen hat, daß sie selbst nach vielen Wochen, trotz des häufigen Waschens der Morgenländer, nicht verlischt. Es ist merkwürdig, daß diese Farbe tief in die Substanz der Nägel eindringt, so daß sie hier fast gar nicht erneuert zu werden braucht.

Will man dieser Farbe eine tiefere Tinte geben, so wird nachmals der gefärbte Theil mit Oel eingerieben.

Das Färben der Augenbrauen wird durch Spießglas bewerkstelligt, das auch die schwarze Farbe der Zähne bewirkt. So widerlich dieß uns erscheint, so behauptet man doch in Indien, es diene die Zähne gesund zu erhalten, und es ist wahr, daß bei den ältesten Frauen die Zähne noch gesund bleiben, während sie bei den Männern durch das häufige Betelkauen bald schadhaft werden.

Wir haben bereits darauf hingedeutet, wie gleicherweise die Religion als der milde Charakter der Hindus sie zu solchen Beschäftigungen auffordert, welche den Menschen ruhig ernähren und ihm die Bequemlichkeiten des Lebens ohne Gewaltmittel oder gar Blutvergießen gewähren. Ackerbau, Viehzucht und die hieraus entspringenden Erzeugnisse darf man darum in Hindostan mit Recht erwarten. Aber trotz der hohen geistigen Anlagen und der praktischen Gewandtheit seiner Bewohner haben beide Culturzweige doch keine Fortschritte gemacht, obwohl sie schon viele Jahrhunderte lang geübt sind. Daran hat das Klima großen Antheil, welches alle Jahre dem Boden in derselben Ueppigkeit seine Früchte entlockt, welches den Heerden immer aufs Neue reichliches Futter bietet, ohne daß der Mensch nöthig hätte, auf Vermehrung seiner Subsistenzmittel zu sinnen. Dazu kommt die Mäßigkeit und Genügsamkeit dieses Volks, das nur so viel erstrebt, als es nothwendig braucht, und leicht befriedigt wird.

Wie überall im warmen Orient ist natürlich auch in Indien der Reis das Hauptnahrungsmittel und die Hauptgrundlage des ganzen Ackerbaues. Dieser findet aber seinen Mittelpunkt, von dem nicht bloß aller Ackerbau,

sondern alle Bildung überhaupt ausgegangen ist, am Ganges, dem heiligen Strome der Hindus. Dieses Segens- und Lebenswasser tritt in der Regenzeit über die Ufer, überschwemmt einen ungeheuern Landstrich und ertheilt ihm die hohe Fruchtbarkeit, die besonders im Anbau des Reises das Leben von Millionen erhält. Die Natur ist hier so freigebig mit dieser Frucht, daß sie in den meisten Provinzen von Dekan eine doppelte Ernte giebt; in einzelnen Gegenden erntet man sogar viermal des Jahres.

Die Hindus genießen den Reis auf die verschiedenste Weise in Substanz, aber auch als Trank, indem sie das Wasser vom gekochten Reis durch ein Tuch seihen. Dieser Reis-Bouillon, den sie Cange nennen, ist das Hauptgetränk, wodurch sie sich erfrischen und stärken, und das selbst als Heilmittel gegen ruhrartige Zufälle dient.

Auch beim Verfertigen des Schießpulvers bedienen sich die Hindus dieses Wassers, welches das Pulver entzündlicher macht. Die Mousselin- und Seidenweber bereiten ihren Aufzug mit diesem Wasser, denn es stärkt denselben besser und haushälterischer als der Leim des Weizenmehls *).

Daß man aus dem Reis den Arak destillirt, ist bekannt genug. In Indien verdankt nicht bloß der Mensch dem Reis seine Nahrung, die Strohhülle (Kapsel) des Korns ist eine so schätzbare Nahrung für das Hornvieh, daß die Kühe danach reichliche Milch und vorzügliche Butter geben. Merkwürdig ist auch, daß in diesem Hülsenstroh eine Menge von Feuerstoff enthalten ist, und die Schmiede mit Hülfe desselben das Eisen schneller in Fluß bringen. Mit Kohlen vermischt giebt es dem Feuer eine solche Kraft, daß man hierdurch ein Drittel Zeit zum Glühen der Eisenstangen gewinnt.

Die glückliche Lage Hindostans, auf der einen Seite durch die Seeluft angefrischt, auf der andern durch Gebirge und Terrassen temperirt, seine vielfache Zertheilung durch Kettengebirge, nebst seiner ausgezeichneten Bewässerung durch reiche volle Ströme geben ihm vor den meisten Ländern Asiens den Vorzug, daß es sowohl die tropischen, indischen als europäischen Früchte erzeugt. So finden wir denn auch hier unsere Getreidearten, Weizen und Gerste, dazu die Hülsenfrüchte, Bohnen und Erbsen, nebst Hirse und Mais. Die Gerste kommt ganz vorzüglich im Allahabad unweit Benares fort, da es hier ansehnlich kalt ist. Jedes Gerstenfeld enthält zugleich Erbsen, und 6 bis 10 Fuß entfernt steht dann gewöhnlich ein schöner blühender Strauch von einer Färbepflanze. Die Ernte wird aber dadurch sehr erschwert, daß jede Kornart besonders eingesammelt werden muß. Nach dem März erscheinen die Felder völlig von den heißen Winden verbrannt, so daß man sie kaum eines neuen Anbaues fähig erachten sollte. Indeß ziehen die Hindus doch mehrere Garten- und Küchengewächse, z. B. Rettige, Rüben, grüne (Veits-) Bohnen, den Amaranth u. s. w. — Alles in viereckige Beete gepflanzt. Auf den Bazars oder Märk-

*) Selbst in Italien werden die Gaze und Flore mit Reiswasser gummirt.

ten werden diese Erzeugnisse in niedlichen Körben feil geboten. Im Ganzen genommen ist der Hindu durchaus kein schlechter Anbauer, aber in der Gärtnerei ist er noch sehr zurück. Er versteht z. B. das Pfropfen nicht.

Zur Bewässerung der Gärten und Felder wählt man eine sehr einfache Methode und sehr einfache Maschinen. Man hat überall Brunnen gegraben, aus denen man das Wasser mittelst eines langen Hebels, an dessen längerer Seite ein lederner Eimer befestigt ist, emporhebt, mit Beihülfe eines Holzklotzes, der an der kürzern Seite des Hebels hängt, an dem sich aber noch eine Art Treppe von Bambusrohr befindet, auf der man emporsteigt und so den vollen Eimer aus dem Wasser hebt. Zum wirklichen Begießen bedient man sich dann wasserdicht geflochtener Körbe.

Ein zweiter höchst wichtiger Anbau ist die Baumwollencultur, sowohl für die innere Industrie, als den Handel nach Außen. Hindostan, besonders Bengalen und Koromandel erzeugen die schönste Baumwolle der ganzen Erde und liefern die allerschönsten und feinsten Tücher. Die seidenartige, reine und langhaarige Baumwolle von Bengalen wird gänzlich auf die Mousseline und feinsten Zitze verwandt. Die Weber in Bengalen nehmen sieben Hauptarten von Baumwolle an, von denen sich die eine Art besser zu diesem, die andere zu jenem Zeuge schickt. Die richtige Auswahl erfordert eine frühe, langjährige Uebung und wird nur dadurch gewonnen, daß die Kinder gehalten sind, das Handwerk oder die Kunst der Eltern fortzusetzen.

Ein drittes für den Handel sehr einträgliches Product ist der Pfeffer, von welchem Gewürz die Hindus viele tausend Centner in den Handel liefern, obwohl die Engländer auf Koromandel sich zum großen Theile dieses Industriezweigs bemächtigt haben.

Der Mohnbau, ein so schädliches Product er auch liefert (das Opium), ist sehr einträglich, und der Anbau von Oelpflanzen, obschon die Cocospalme in ihrer Nuß das trefflichste Oel*) darbietet, sehr ausgebildet.

Die Oelpresse, deren sich die Hindus bedienen, giebt einen neuen Beweis für die Simplicität ihrer Gewerbe überhaupt. Sie ist eine Art von Roßmühle, jedoch ohne alles Räderwerk, und statt der Pferde dienen hier Ochsen. An einem mörserförmigen großen Holzgefäß, das sehr fest in die Erde gerammelt oder auch an dem Stamm eines Baumes befestigt ist, läuft horizontal ein breites starkes Brett in einer Hohlkehle an jenem Gefäß so eingefügt, daß es sich umdrehen läßt, da an dem andern schmälern Ende zwei Ochsen angespannt werden. Ueber diesem Brette steigt ein krummer Querbalken schief in die Höhe, und daran ist ein starker Stößel befestigt, der senkrecht in das Mörsergefäß hinabgeht. Dieß wird nun mit dem zu zerquetschenden Samen angefüllt, welchen ein Mann, der auf dem kurzen Ende des Brettes zunächst bei dem Mörser steht, stets unter

*) Das Cocosöl ist zum Genuß zu scharf, aber zum Brennen vorzüglich.

die Stampfe schiebt, während ein zweiter Mann auf dem entgegengesetzten langen Ende des Brettes sitzt, die Ochsen antreibt und selbst mit umgetrieben wird.

Bevor wir zu den Handwerkern kommen, müssen wir noch Einiges über die dortige Viehzucht bemerken. Zwar war der Hindu nicht Nomade, allein da für ihn das Hornvieh einen dreifachen Werth hat, indem es ihm sowohl durch seine Milch, wie auch als Zugvieh statt des Pferdes dient, und endlich selbst ein Gegenstand religiöser Verehrung ist: so ist für ihn die Viehzucht von höchster Wichtigkeit. Man sieht in Hindostan Heerden von vielen Tausenden starker Zugochsen beisammen. Das Land hat größtentheils reiche Weiden, so daß der Unterhalt der Heerden leicht fällt und keine großen Heuschläge wegen des warmen Winters nöthig sind. Die Weiden sind Gemeinweiden und haben daher keine Einfriedigung; Jeder sucht so viel Rinder, Schafe und Ziegen darauf zu treiben, als sein Besitzstand erlaubt. An künstliche Wiesen und Grasarten denkt man hier nicht, darum bleibt das Vieh auch im Ganzen genommen mager. Die Hirten sind aus den untersten Volksclassen.

Die Art des Butterns weicht darin von der unserigen ab, daß man die Milch zuvor halb gerinnen läßt, und sie sodann mit einem Quirl von Bambusrohr in einem irdenen Gefäß vermittelst eines Zugriemens umquirlt. Da aber die Milch zuvor noch gekocht wird, so bekommt die Butter einen räucherigen Geschmack.

Jährlich sind zwei bestimmte Zeiten zum Pflügen: die eine, wenn im Juni der Regen anfängt, die zweite, wenn er im November aufhört. Die Erntezeit fällt für die höher gelegenen Gegenden in den März und April, vorzüglich in Rücksicht auf Weizen und Gerste. Das Ausdreschen ist ein Austreten und geschieht sofort auf dem Felde, auf ebenen Stellen, die zu einer Tenne geglättet sind. Die Ernte selbst gewährt ein sonderbares Schauspiel. Mehrere hundert Menschen laufen unordentlich durch einander, fast völlig nackt, den Kopf mit schmutzigen Tüchern umwunden, in der Morgenkälte zitternd. Hier schneiden Einige mit einer kurzen Sichel Flachs oder Korn, Andere sammeln Senf ein — denn es werden auf einem Acker immer zwei Früchte auf einmal gesäet, — während wiederum Andere die Bündel zur Dreschtenne tragen. Eingefahren wird das Getreide nie, sondern nach Hause getragen. Auch von dem ausgedroschenen Stroh wird nie mehr auf einmal genommen, als geschnitten ist, und das ist immer nur wenig.

Die Dörfer sind einem Zemindar oder Grundherrn unterthan, auf den, der Wichtigkeit nach, der Putwari oder Faktor folgt. Dieser führt die Rechnungen zwischen den Pächtern und dem Zemindar; er mißt die Aecker aus und nimmt die Pachtgelder in Münze oder Getreide ein, auch entscheidet er in Abwesenheit des Zemindars kleine Streitigkeiten. Seine Besoldung empfängt er von dem Pächter, von jedem Hundert, das dieser an den Grundherrn zahlt, einen bestimmten Theil.

Nach dem Putwari folgt der Getreidereiniger, der in Verhältniß des geernteten Getreides bezahlt wird.

Auch in dem kleinsten Dorfe müssen Schmiede und Zimmerleute wohnen, desgleichen ein Barbier, ein Töpfer und ein Lederarbeiter (Schuster), der zu der allerunterſten Classe gehört. Fällt ein Stück Vieh, so gehört ihm die Haut.

Die schlechte Polizei auf dem Lande macht auch eine Art von Polizeidienern, Chokidars genannt, nothwendig. Sie geben der Obrigkeit Nachricht von den Unruhen und verhaften die Verbrecher. Als Besoldung erhalten sie von jedem Morgen drei Garben und ein Drittel-Morgen Land. Diese Polizeidiener sind besonders da nöthig, wo sich Europäer aufhalten. Durch letztere kommt nämlich mehr Geld und Geldeswerth in Umlauf und der Reiz zum Stehlen ist daher größer. Die hiesigen Diebe besitzen eine solche Gewandtheit, daß sie öfters dem Schlafenden das Kissen unter dem Kopfe wegstehlen.

Noch sind die Wäscher und Schüsselmacher bemerkenswerth. Für jedes Dorf ist eine bestimmte Anzahl von Waschmännern vorgeschrieben, die von jedem Pfluge jährlich 2 Groschen unseres Geldes in Getreide erhalten. Scheint diese Summe auch gering, so bedenke man, daß eine Hindufamilie auf dem Lande nicht den zehnten Theil der Kleidungsstücke eines Europäers bedarf, daß die Kinder bis zum zwölften Jahre fast nackt gehen, und daß ein Hindu mäßig ist.

Was die Schüsseln betrifft, so braucht man in dem heißen Bengalen bloß Ein Pisangblatt und keine eigenen Handwerker; in den kältern Theilen Hindostans aber sieht man sich genöthigt, mehrere Blätter zu einer Schüssel oder einem Teller zusammenzusetzen. Der Barhi (Schüsselmacher) nimmt hierzu 5 bis 6 Pflanzenarten, und erhält für jedes Hundert seiner Teller 2 Anas = 3 Groschen. Die Teller müssen so billig sein, da der Hindu sie nur ein Mal gebraucht.

Sehr oft besitzt das Dorf auch einen eigenen Dorfpoeten, einen Bhaut. Er besingt die Thaten einzelner Gemeindeabtheilungen, dichtet Hochzeits- und Geburtslieder, und wenn zwei Bhauts vorhanden sind, besingt der eine die Vorzüge der Braut, der andere die des Bräutigams. Nach der Hochzeit und bei der Geburt eines Kindes erhält der Bhaut einen Ochsen oder ein Stück Zeug.

Die allernothwendigste Person ist aber der Geistliche, der Dorf-Bramine. Ist die Ernte beendigt, so läßt der Bauer den Braminen kommen, um durch Gebete und Ceremonien für die Ernte öffentlich zu danken. Der Geistliche verbrennt hierbei gereinigte Butter von Büffelmilch, und spricht über den Getreidehaufen mit lauter Stimme gewisse Gebete, worin die Anwesenden einstimmen. Der Bramine erhält dafür ein Maaß Getreide. Da alle Pächter den Geistlichen einladen, so hat er bei jeder Ernte keine unbeträchtliche Einnahme. Hierzu kommen noch andere Einkünfte, z. B.

bei der Heirath 5 Procent von dem Vermögen (Aussteuer) der Braut; können die Eltern keine Aussteuer geben, so zahlt der Bräutigam nach seinem Vermögen.

Wenn man mit Achtsamkeit die ganze Einrichtung dieses Dorflebens betrachtet, so kann man den weisen Anordnungen nur Achtung zollen. Sie zeigen uns die Hindus als eine Nation, welche den hohen Werth der Grundlage jedes Staates, nämlich den Werth des Ackerbaues und der ackerbauenden Volksclasse richtig ins Auge gefaßt hat.

Die Handwerker bilden eine besondere Kaste mit vielen Abtheilungen. Zu der ersten gehört der Goldschmied. Dieser geht nebst seinem Lehrburschen zu Demjenigen, welcher seiner bedarf, ins Haus. Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen irdenen Topfe; ein eisernes Rohr dient ihm statt des Blasebalges; eine Zange, Feile und ein Hammer nebst kleinem Ambos sind sein ganzer Apparat. Den Tiegel verfertigt er an Ort und Stelle aus Thon, gemischt mit etwas Kohlenstaub und Kuhmist, wodurch das Gefäß mehr Zähigkeit erhält und in der Gluth nicht springt. Versteht es der Hindu auch nicht, dem Golde mehrere Farben mitzutheilen, so muß man doch bei den groben Werkzeugen die Feinheit seiner Filigranarbeit bewundern. Für 12 Sous arbeiten Meister und Lehrling den ganzen Tag.

Die Werkstatt des Schmiedes ist auf ähnliche Weise wandelbar; der Ambos besteht aus einem Stein, vor dem der Meister mit verschränkten Beinen arbeitet, während der Geselle oder Lehrbursche durch zwei grob gemachte Blasebälge das Feuer anbläst, welches vor einem aufrechten zum Schutz dienenden Stein angemacht ist.

Die Holzsäger, Zimmermeister und Tischler verdienen unsere Bewunderung durchaus nicht. Sie arbeiten zwar ebenfalls mit sehr wenigen und sehr einfachen Instrumenten, allein sie bedürfen auch einer weit längern Frist als unsere Handwerker. Was bei uns in drei Tagen beendigt wird, erfordert dort eben so viele Monate. Der Holzsäger setzt das zu zersägende Holz lothrecht zwischen zwei Balken und zerlegt es von oben herab in Bretter, begreiflich eine sehr langwierige Arbeit.

Merkwürdiger ist dagegen das schnelle Verfahren des Schusters. Da diese Handwerker, weil sie Kuhhäute verarbeiten, von den übrigen Hindus sehr verachtet werden, und daher zu den niedrigsten Abtheilungen der vierten Kaste gehören, ja sogar in einem eigenen Stadtviertel wohnen müssen, so sind sie sehr dürftig. Sie haben daher nie einen Vorrath von Leder; man muß jedes Paar Schuhe zum voraus bezahlen, und nur mit diesem Gelde kauft der Schuster die Ziege oder den Hund, wovon er das Leder gebrauchen will. Er nimmt aber nicht wie bei uns das Maaß, sondern es genügt ihm, den Fuß in die Hand zu nehmen und hier und da zu befühlen. Hierauf bereitet er die Haut sofort durch sehr starke Beize, bearbeitet mit mehreren Schneide- und Schabinstrumenten das Ganze, nähet aber die Sohlen nur mit Baumwollenfäden an. Schon am folgenden Tage hat

man ein Paar gut passende und sauber gemachte Schuhe; aber sie halten auch nur ein paar Tage. Das fast ganz frische Leder und die Baumwollenfäden bewirken, daß sie weder einem Anstoß noch der Nässe widerstehen, und bei einer Tanzpartie nimmt der Europäer gleich einige Paar Schuhe mit.

Am bewundernswürdigsten sind die Weber. Ihr Werkstuhl ist äußerst einfach; auch schlagen sie ihre ganze Werkstatt nicht nur in jeder Stube, sondern selbst unter jedem Baume im freien Felde auf, und legen sie dann gewöhnlich Abends wieder auseinander. Der Stuhl besteht aus zwei Walzen, welche auf vier in die Erde gesteckten Pfählen ruhen. Zwei Stöcke laufen quer durch die Kette des Aufzuges der Fäden und werden oben von zwei Stricken an den Baum, in dessen Schatten der Weber arbeitet, befestigt, unten hingegen an zwei andern Stricken, welche an die großen Zehen des Arbeiters gebunden sind, wodurch er die Fäden der Kette auseinander und den Einschlag dazwischen bringt. Und doch werden mit diesem unvollkommenen Instrumente die vielartigsten Zeuge von der bewundernswürdigsten Feinheit gemacht.

Die Weber werden als arme Leute ebenfalls wie andere Arbeiter vier oder sechs Monate vorausbezahlt. Die Bestellungen geschehen durch einen Mäkler und müssen früh geschehen, damit die Schiffsladungen zur gehörigen Zeit, welche von den Monsuns*) abhängt, abgehen können.

Den Handel führen die Banianen oder ihre Mäkler auf eine für uns sehr befremdende Weise. Fast wie jene Negervölker des innern Afrika, welche sich gegenseitig nicht verstehen, geschehen auch in Hindostan die größten Verkäufe beinahe stillschweigend. Käufer und Verkäufer setzen sich, nachdem die Waaren genau untersucht worden, mit verschränkten Beinen einander gegenüber, reichen sich die Hände und machen die Gebote durch Darreichung einzelner Finger, von denen jeder eine gewisse Summe anzeigt; nur zuweilen wird ein Wort ausgestoßen. Ist aber die Forderung oder das Gebot außergewöhnlich hoch oder niedrig, dann springen sie mit großem Geschrei in die Höhe, setzen sich indeß bald wieder, um von Neuem in dem stummen Handel fortzufahren. Gewöhnlich ist hierbei eine Decke über die Hände der beiden Handelnden gebreitet, welche Methode auch bei dem Einhandeln der Diamanten in den Minen stattfindet, Ein hiermit unbekannter Europäer ist erstaunt, wie auf diese Weise in wenigen Minuten, ohne fast irgend einen Laut vernommen zu haben, Contracte von viel Tausend Pfund Sterling abgeschlossen und große Ballen der kostbarsten Waaren hinweggeführt werden.

---

*) Ein regelmäßiger Wind im Stillen Ocean, von Süd-Ost nach Nord-West.

4. Das Kastenwesen in Hindostan.

Da die Kastenabtheilung zu tief in alle Lebensverhältnisse des Hindu eingreift, so ist gar keine Charakteristik dieses Volks möglich ohne Kenntniß dieser merkwürdigen Einrichtung.

Kaste ist ein portugiesisches Wort; bei den Hindus selbst wird eine solche Volksabtheilung Giadi (Dschadi) oder auch Varna genannt. Dieses Zerspalten und Trennen der Menschen einer und derselben Nation, von ein und derselben Religion und Sitte, und zwar ein so bestimmtes Trennen, daß der einen Abtheilung nicht nur die angewiesenen Geschäfte erblich gehören, sondern daß sie zugleich sich entehrt halten müßte, wenn eine andere sich dieselben anmaßte — theilen die Hindus mit den Aegyptern, aber so vielfach bis ins Kleinste hin ist bei den letztern das Kastenwesen doch nicht ausgebildet worden. Hindostans Kasten waren bereits vor Jahrtausenden ebenso tief in der Verfassung des Volks gegründet als jetzt; die ägyptische wie die indische Verfassung mögen vielleicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sein. Für beide Völker bleibt es indeß ehrenvoll, daß sie den geistigen Kräften den obersten Platz einräumen.

Brama, den man genau von Brahm, dem Weltenschöpfer, unterscheiden muß, von dem er selbst das Dasein erhielt, ließ, um unsere Erde zu erhalten, aus seinem Munde die Braminen hervorgehen, aus seinen Schultern die Ksatriya oder Tschetri, aus seinem Leibe die Vaisiya oder Waischis, und endlich aus seinen Füßen die Soudra oder Schuder.

Der edelste Theil des Brama gab mithin der weisesten Kaste den Ursprung; der körperlich stärkste erzeugte die Krieger, die Vertheidiger des Vaterlandes; die Hauptstütze für die Subsistenz der menschlichen Gesellschaft, die Landbauer und der Handelsstand, ging aus den Stützen des Leibes und dessen Ernährungssitze hervor, und endlich die vierte, geringste, die der Handwerker und Diener, aus dem untersten Theile, den Füßen.

Diese gut überdachte Allegorie wird auch in den Gesetzen des Menu, eines Sohnes des Brama, sehr passend erläutert. Hier heißt es unter Andern: „Den Braminen wird aufgegeben, den Vedam (die älteste heilige Schrift der Gesetze) zu studiren, und ihn wie die Religion überhaupt zu lehren, zum Fasten zu ermuntern, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und Almosen zu nehmen, wenn sie arm sind.

Die Krieger, Ksatriya, sollen die übrigen Stände beschützen, den Vedam lesen, die sinnlichen Lüste meiden, Almosen geben und opfern.

Die Vaisiya sollen die Heerden hüten, das Land bauen, den Handel betreiben, auf Zinsen leihen, opfern, die Schrift lesen.

Die Soudra sollen Diener sein der Andern, aber sich nicht selbst herabsetzen. Zu ihnen gehören alle Handwerker, und alle Handarbeit, die den Andern nicht zugetheilt ist, ist ihre Beschäftigung.“

Dieß sind die vier Hauptabteilungen der Kasten. Bevor wir zu den Unterabtheilungen kommen, mögen folgende Bemerkungen vorangehen.

Die Religion der Hindus gebietet nicht bloß Enthaltung vom Blutvergießen, sondern zum großen Theil auch Enthaltung vom Fleischessen, namentlich des Kuhfleisches, da das Rind ein heiliges Thier ist. Indessen ist gewissen Stämmen unter den Hindus das Fleischessen erlaubt, andern aber auf das strengste verboten. Hieraus entsteht eine wichtige Abtheilung unter den Kasten selbst, nämlich in:

A. solche, die kein Fleisch genießen (18 an der Zahl).

B. solche, die Fleisch essen dürfen (70 an der Zahl).

Dieser Unterschied geht durch alle Kasten hindurch, selbst die der Braminen nicht ausgenommen.

Unter A ist wieder eine Abtheilung von 5 Kasten, welche ihre Todten nicht verbrennen, wie das sonst gewöhnlich ist. Unter B. ist wieder eine eigene Abtheilung, welche darin besteht, daß die Witwen von 35 Kasten sich wieder verheirathen dürfen, was sonst nicht Sitte ist.

Die Gesetze, welche allen Kasten auferlegt sind, sind diese: Sie müssen alle ein oberstes göttliches Wesen anerkennen, und dasselbe unter dem dreifachen Symbol: der Sonne, des Feuers und des Wassers, verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen, und eine Bestrafung des Lasters fürchten. Ferner dürfen Diejenigen, welche zu einer Kaste gehören, nicht in die andere heirathen, oder überhaupt in eine andere übergehen, sondern müssen treu und fest in der ihrigen beharren.

Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat jede Kaste, und von dieser wieder jede Unterabtheilung, besondere Vorschriften, und zwar die oberste Kaste die strengsten.

Es giebt geistliche und weltliche Braminen, im Ganzen aber vier Hauptstufen, der Art, daß jeder in der seinigen, wo er geboren ist, bleiben muß. Um in die erste oder geringste Classe einzutreten, muß ein geborener Bramine sieben Jahre alt sein. Es wird ihm dann der Kopf geschoren bis auf einen Haarzopf am Hinterhaupt, und er erhält die Ordensschärpe. Die Tonsur ertheilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen, die Schärpe aber, das Gesetz zu studiren und zu lehren, letzteres aber erst dann, wenn er zu den höheren Graden aufgerückt ist. In dem ersten Grade ist ihm geboten, keinen Betel zu kauen, enthaltsam zu sein, den Bart nicht zu scheeren, sich täglich zu baden, fleißig das Gesetz zu studiren, sich der priesterlichen Handlungen zu enthalten und von Almosen zu leben.

Erst im zweiten Grade wird der Jüngling ehefähig erklärt. Er muß dann mehrere Opfer bringen, von Blumen, Weihrauch und Reis; er muß die geheiligten Charaktere des göttlichen Namens auf Stirn, Brust und Arme schreiben; er muß sich bei der höchsten Strafe der Ausstoßung aus der Kaste des Weines und aller starken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eier, des Fleisches und der Fische enthalten. Wie

aber schon erwähnt, giebt es einige Classen von Braminen, die Fleisch essen dürfen, nämlich Fisch, Hammelfleisch und Wildpret, aber kein Hühnerfleisch.

Will nun der junge Mann in dieser Classe beharren, so darf er heirathen, seine Kinder erziehen, auch Handel, Feld- und Gartenbau treiben. Wünscht er aber zu den höhern Priesterwürden zu gelangen, zu den Geheimnissen der Religion selbst, dann muß er erstlich aus einer angesehenen Familie stammen, die Ehe ist ihm verboten, ferner muß er zwölf Jahre lang in einer Klosteruniversität studiren. Durch den schwersten Eid wird er verpflichtet, die Religionsgeheimnisse nie zu offenbaren, und er muß sich fünf Jahre zum Stillschweigen, sogar bei den religiösen Feierlichkeiten, verbindlich machen — er darf dann nur durch Zeichen reden. Nun lebt er aber nicht mehr von Almosen, sondern wird vom Kloster erhalten.

Aus dieser Classe werden nach jenen zwölfjährigen Studien genommen: die Pagoden oder Tempeldiener, und wenn talentvolle Geister sich auszeichnen, die Guru, d. i. die Doctoren der Wissenschaften, Gesetze und Geheimnisse.

Der dritte Grad, welcher nur mit dem 40. Jahre anhebt, legt noch strengere Entbehrungen auf. Der Vanaprast, d. i. Eremit, muß von aller Welt entfernt als Büßender leben. Zwar dürfen die Vanaprasten ihre Frauen in die Einöde mitnehmen, aber das genauere Zusammenleben mit ihnen ist verboten, die strengste Keuschheit ihnen befohlen. Sie leben nur von Garten- und Baumfrüchten, dürfen durchaus kein Thier tödten, müssen auf platter Erde schlafen und dürfen sich selbst in der Regenzeit nur durch ein Dach von oben schützen. Auch reinigen, baden und kämmen sie sich nicht; auf der Brust und den Armen sind sie entweder mit drei horizontalen Strichen oder mit diesem Zeichen ♄ bezeichnet, je nachdem sie sich dem Vishnu oder Shiva gewidmet haben. Ihre Regeln gehen auf das Aeußere und auf das Innere. Die Regeln für letzteres bestehen hauptsächlich in der Betrachtung Gottes und der Wahrheit, in der Bewahrung des Seelenfriedens und der Reinigkeit des Herzens. In einem classischen Werke der Braminen heißt es von den Vanaprasten:

Alle Blendwerke der Welt,
Die nur täuschen die Sinne,
Hält von sich entfernt,
Wer nach wahrer Weisheit strebt,
Nach Wahrheit und Glückseligkeit.
Nur dieser ist reich und selig.

Uebrigens treiben sie keine Wissenschaften mehr, dürfen auch keine priesterlichen Handlungen verrichten.

Endlich bietet die vierte Stufe oder Classe der Braminen bei den Hindus das Bild der höchsten Vollkommenheit dar. Dieß sind die Bikhschu oder Saniassi; das Erste sagt: „der Almosen bittet,“ das Zweite: „der Alles verläßt.“ Nur erst im 72. Jahre kann der Bramine zu die-

sem Grade gelangen, und er muß dann vor einem Guru (Gesetzlehrer) seiner Frau, seinen Kindern, wie seinem Vermögen gänzlich entsagen, um letztere damit zu unterhalten. Er trägt dann ein Tigerfell über die Schultern, zu Ehren des Shiva, läßt die Nägel stets fortwachsen, scheert weder Haupt noch Bart, trägt keine geheiligten Zeichen, sondern bestreut sich bloß nach dem dreimaligen täglichen Bade Stirn und Brust mit der Asche von Kuhmist. Er nimmt Almosen von den Vorübergehenden, jedoch ohne ein Wort zu sagen; beim Eintritt in ein Haus fällt man ihm zu Füßen, so heilig wird er gehalten. Er besucht nie eine Pagode, opfert auch nicht, beschäftigt sich nicht mehr mit der Betrachtung des Sichtbaren, sondern bloß noch mit dem unsichtbaren Gotte und dessen unendlichem Wesen.

Da man sich überzeugt hält, ein Saniassi steige gleich nach dem Tode in den wahren Himmel, ohne je zur Erde zurückzukehren (wie es bei den Seelen der andern Menschen der Fall ist, die durch Thierkörper wandern), so beweint man seinen Tod nicht, denn er ist ja der höchsten Seligkeit theilhaftig. Man begräbt ihn sitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer mit Salz angefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Cocosnuß, und vertheilt die Stückchen dieser Nuß als etwas Hochheiliges an die Umstehenden.

Die Vorrechte der Braminenkaste sind sehr groß. Schon die Idee des göttlichen Ursprungs von dem Haupte des Brama flößt die höchste Verehrung ein und macht die Person unverletzlich. Einen Braminen zu tödten, ist ein fast ganz unverzeihliches Verbrechen, und nur dadurch kann es gebüßt werden, daß der Mörder zwölf Jahre hindurch pilgert, in der Hirnschale des Erschlagenen Almosen sammelt, Speise und Trank nur aus diesem Geschirr genießt. Ein Bramine kann selbst wegen eines Verbrechens nie Todesstrafe leiden; indeß hat man doch Beispiele, daß die Fürsten einen solchen Verbrecher haben in einem Sack ersäufen lassen, um wenigstens kein heiliges Blut zu vergießen. Die Todesschuldigen werden der Augen beraubt, aber am Leben gelassen. Die eigentliche schwerste Strafe ist das Außstoßen aus der Kaste.

Da sich die Braminen in den Sprachen und Wissenschaften auszeichnen, so dienen sie den dortigen Regenten sehr häufig als Minister und Secretäre. Stehen sie als solche auch unter dem Fürsten, so dürfen sie doch wegen des höhern Ranges ihrer Kaste nicht mit dem Fürsten speisen, ja der Fürst darf seinen Braminsecretär nicht einmal anrühren, und wenn er ihm einen Brief geben will, so muß er selbigen in die Hände des Secretärs fallen lassen. Die wirkliche Berührung, geschähe sie auch nur vermittelst eines Tuches, das beide berühren, würde den Braminen verunreinigen, und er sähe sich gezwungen, Waschungen und dergleichen Ceremonien vorzunehmen, um wieder rein zu werden. Der großen Heiligkeit und der wissenschaftlichen Cultur dieser Kaste ungeachtet giebt es doch unter den Braminen oftmals Leute von sehr großer Unwissenheit und

vielen Untugenden, und es ereignet sich oft, daß sie zur Strafe gezogen werden müssen.

Wie die erste Kaste, so zerfällt auch die zweite, die der Tschetris oder auch Radjahs (Radschahs), aus welcher die Regenten, Könige und Krieger hervorgehen, in mehrere Unterabtheilungen. Die erste Abtheilung soll bis auf wenige an der Küste von Koromandel erloschen sein. Die zweite, die „Fürstenkinder," ist noch jetzt die wichtigste, da nur aus ihr die Könige Hindostans abstammen. Die Radjahs, zu denen auch die Nayren gehören, als geborene Krieger und Herrscher, werden in den Schulen der Braminen erzogen und besonders in den Gesetzen und Regierungsgeschäften unterwiesen. Sie tragen zwar ebenfalls eine Schnur, wie die Braminen, allein bloß erlaubter Weise, nicht von Rechtswegen, und diese Schnur (Orden) soll ihnen zum Erinnerungszeichen dienen, daß sie als Regenten und Kriegsobersten stets gerecht und weise zu handeln verbunden sind.

Auch die dritte Abtheilung oder Unterkaste, die der Marattier (woraus wahrscheinlich die Mahratten entstanden), ist lediglich dem Kriegsdienste gewidmet. Uebrigens ist es der gesammten Kaste ebenfalls erlaubt, Handel, aber nur im Großen, zu treiben, dagegen ist das Lesen des Vedams verboten. Doch darf sich der Tschetri aus diesem heiligen Buche vorlesen lassen. An die Ehe ist keiner gebunden, — mit Rücksicht auf das unstäte Soldatenleben.

Die dritte Hauptkaste, die der Waischis, enthält außer den Land- und Gartenbautreibenden, den Viehzüchtern, auch die Kaufleute und Wechsler, Banianen oder Vanianen genannt. Sie ist die nützlichste und gehört auch in Indien zu den geachtetsten Classen. Bei ihr sind die Sitten noch am wenigsten verdorben, haben sich die bürgerlichen Einrichtungen und alten Gebräuche am ungestörtesten erhalten, namentlich in Malabar, wo die fremden Eroberer, Mongolen und Europäer, nicht so tief eingedrungen sind.

Der Hauptzweig dieser Kaste, nämlich die Landbauer, entrichten ihre Abgaben in Naturalien. Sie zahlen ihren Radjahs (Fürsten) 30 Maaß Frucht oder Reis vom Hundert, welche hohe Abgabe dadurch erklärlich wird, daß sie nur als Pächter, die Radjahs aber als die wahren Eigenthümer des Landes anzusehen sind. Die Waischis bestehen bei dieser Abgabe ganz bequem, sobald sie nur von ihren unabhängigen Radjahs regiert werden; dagegen leiden sie unter der Willkürherrschaft der Fremden, und nicht bloß die Muhamedaner, sondern auch die Europäer haben sich große Härte zu Schulden kommen lassen. Doch schreitet jetzt unter der gerechten englischen Regierung der Zustand des Volkes immer mehr zum Besseren.

Die vierte Kaste, die der Soudras oder Schuders, mußte an Abtheilungen die reichste sein, da sie alle die vielartigen Handwerker und Künstler, bis auf die Tänzerinnen herab, ja selbst die Zauberer und Wahrsager (Besprecher) und die niederen Mönche in sich faßt, und jede dieser verschiedenen Handthierungen unter einer eigenen Gilde steht. Eine Hauptabthei-

lung dieser Kaste ist die in die rechte und linke Hand, und jede Hand hat wieder eine Menge Unterabtheilungen, von denen einzelne besondere Auszeichnungen haben. Die, welche zu der linken Hand gehören, dürfen ihre Processionen nicht innerhalb der von der andern Hand bewohnten Quartiere halten, und wenn auch beide Abtheilungen einmal zusammen kommen, so ist es doch der linken Hand untersagt, ein weißes Pferd zu reiten, oder einen weißen Sonnenschirm zu tragen. Daß zwischen beiden Abtheilungen durchaus keine Heirathen stattfinden dürfen, versteht sich nach dem Gesagten von selbst.

Es soll über 20 Stufen unter der Schuderkaste geben. Nach den Handwerkern folgen die Oelarbeiter, aber auch diese theilen sich wieder nach den verschiedenen Arten von Oel, z. B. in Cocosölmänner, Kajaputölmänner u. s. w. Folgendes wäre etwa eine Uebersicht der bemerkbarsten Unterabtheilungen bei den Schuders: Maler, Kleinhändler, Färber, Wäscher, Schneider, Kammerdiener, Haushofmeister, Destillirer (Arak), Töpfer, Baumwollenspinner, Korb- und Koffermacher, Teichgräber, Fischer, Schiffbauer, Schwertfeger, Landsoldaten (gemeine), Bettelmönche (gemeine), Schlangenbeschwörer, Sänger und Musiker, wie auch die untern Classen der öffentlichen Tänzerinnen (Bajaderen).

Schon zuvor ist bemerkt worden, daß die Schuster, da sie zugleich Gerber sind, zu den niedrigsten Abtheilungen dieser Kaste gehören; sie werden daher auch, gleich den Schlächtern, zum Hinrichten der Missethäter gebraucht.

Selbst aber diese so sehr von den übrigen Hindus herabgewürdigten Unterkasten werden dennoch nicht als gänzlich unrein verabscheut, gehören noch zu den vier Kasten und beobachten die Gesetze und Religionsgebräuche der Hindus.

Dagegen giebt es eine andere Volksabtheilung bei den Hindus, welche durchaus zu keiner Kaste zu zählen ist, da sie von den Hindusitten ganz abweichend lebt, jede Art von Speise genießt, auch sich allen Reinigungen und Bädern entzieht. Die hierzu gehörigen Menschen führen verschiedene Namen: Parias, Pulias, Purier, Thiva u. s. w., die beiden ersten sind die gewöhnlichsten. Diese unglücklichen, von allen vier Kasten tief verabscheuten Menschen leben gänzlich nach ihrer Willkür oder auch, wie es ihre elende Lage zuläßt. Selbst das Gesetzbuch des Menu sondert sie auf das Traurigste von allen übrigen Hindus ab: „Niemand, der seine Pflicht erfüllt, soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel giebt, reiche sie ihnen in Scherben, aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider sollen die Mäntel der Verstorbenen sein; ihre Teller zerbrochene Töpfe, ihre Zierrath verrostetes Eisen. Sie sollen stets von einem Orte zum andern wandern, auch zur Nachtzeit nicht in den Städten bleiben.“

Sie wohnen in eigenen kleinen Dörfern, deren Hütten so niedrig sind, daß kein Mensch hineinkommen kann. Man fürchtet sogar ihren Athem

Redet ein Paria zu einem andern Hindu, so muß er die Hand vor den Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, so muß er sich zur Seite kehren, bis der andere vorübergegangen ist.

Bekommt ein Paria einen Braminen zu Gesicht, dann muß jener Unglückliche sofort die Flucht ergreifen, denn der Bramine würde sonst unrein. Noch viel weniger dürfen die Parias einen Tempel besuchen, oder opfern und beten. Auch in das Haus eines andern Hindu darf kein Paria eintreten; ist man seiner benöthigt, dann läßt man ihn in eine Seitenthür hineingehen, wobei er aber stets die Augen zu Boden schlagen muß. Denn sähe er sich etwa umher, so hält man alle Möbeln und Geräthe für verunreinigt und schlägt sie in Stücke.

Dennoch sind diese so tief verachteten Menschen sehr nützlich. Sie dienen den Hindus als Pferde- und Ackerknechte, bei den Europäern aber als Köche, Lastträger und Soldaten. Hierbei ist es merkwürdig, daß ein kastenfähiger Hindu im Soldatendienst oft unter einem Paria steht, ja selbst von ihm gezüchtigt wird, ohne daß er sich dadurch für geschändet halten darf.

Uebrigens sind den Parias die schmutzigsten Arbeiten vorbehalten, z. B. das Reinigen der Kloaken, das Abstreifen des todten Viehes u. s. w. Auch stimmt ihre Lebensart damit überein. Sie genießen Alles, was den kastenfähigen Hindus verboten ist, alle Arten von Fleisch, Rindfleisch nicht ausgenommen, ja sie verzehren selbst das Fleisch von gefallenem Vieh und Aas aller Art. Wenn sie starke Getränke bekommen können, berauschen sie sich.

Noch tiefer als die Parias stehen die Pulias. Diese wohnen von allen übrigen Menschen entfernt, in sumpfigen Niederungen oder unzugänglichen Gebirgsklüften; nähert man sich ihnen, so entfliehen sie mit großem Geschrei, denn sie wissen, daß es ihnen zum Verbrechen angerechnet wird, andern Menschen ins Antlitz zu sehen. Sie sind nackt, von Schmutz ganz entstellt, von Farbe fast schwarz. Oft heulen sie vor Hunger in ihren Höhlen und Lagern; dann wirft man ihnen Reis und andere Speise hin, wie den Thieren. Sie werden besonders auf Malabar von den kriegerischen Nayren zum Feldbau gedungen, aber werden so wenig geschont, daß es einem Nayr frei steht, die Güte seines neuen Säbels oder Pistols an einem Pulia zu versuchen.

---

5. Die Jahreszeiten in Bengalen.

Gegen den November, zur Zeit, wo die nordöstlichen Monsuns eintreten, endigt die Regenzeit auf den Küsten von Koromandel. Dann wird das Wetter schön, der Himmel klar und rein, ein milder Thau befruchtet

die Erde, und in der Nacht begünstigt eine angenehme Frische den Schlaf. Reiche Ernten, fette Weiden, unabsehbare Reisfelder decken die Ebenen. Ungeheure Wasserbehälter, majestätische Flüsse machen diese schönen Felder fruchtbar. Allenthalben sieht man Städte, Dörfer, neugeweißte, von Palmen, Tamarinden und Bananenbäumen umgebene Pagoden; aber dieß so begünstigte Land wird von kleinen Tyrannen und ihren Agenten auf alle Weise ausgesogen. Die Häuser sind aus Lehm gebaut und mit einem Dache von Bambusrohr und Palmblättern bedeckt, auf welches die Frauen gern mit Kalk rohe Figuren malen. Jedes Dorf hat gewöhnlich eine von einem Braminen geleitete Schule, wo der Lehrer, meistens auf einem Haufen von Matten sitzend, seine Schüler lesen und schreiben lehrt und sie in den Pflichten des Menschen unterweist. Unter dem Schatten der Palmen werden die reichen, in Europa so geschätzten Stoffe bereitet und jene zierlichen Töpferwaaren verfertigt, die wir nie werden nachahmen können.

Der Monat November ist dem Acker- und Gartenbau und der Jagd der Vögel gewidmet, die sich in Unzahl auf den Feldern einfinden und die Saaten verzehren. Der Thau, welcher im Monat Dezember fällt, bringt das Gras zum Keimen; dann wehen die Monsuns mit stärkerer Gewalt und führen eine Masse von Wolken herbei. Jetzt macht sich die Kälte fühlbar, und gegen das Ende des Monats drängen sich ganze Familien mit der Sichel in der Hand auf die Felder, um die Ernte nach Hause zu bringen. Gegen Mitte Januars lassen die Monsuns nach, und die Witterung wird milder. Dieß ist die Zeit der Reisen und der großen Jagden. Nun kommt der Februar, der Lieblingsmonat der Indier, denn er ist die Zeit der Vergnügungen und ländlichen Feste. Die Tage sind äußerst mild, die Nächte frisch, die Blumen sprossen hervor und die Früchte reifen. Auch die Religion hat die schönen Tage des Februar geheiligt. Tausende von Pilgern begeben sich an die Ufer des Godavery, und flehen um den Schutz der Gottheit, indem sie sich in die Wellen des Flusses stürzen. Das geringe Dorf Kotahpilly verwandelt sich in eine blühende Stadt, wo Käufer und Verkäufer, Schaulustige und Fromme sich sammeln. Da sind Wasserfahrten, Nationaltänze, indische Dramen, Jongleurs und Spiele aller Art zu sehen. An den Ufern des benachbarten See's erheben sich mitten unter Mangobäumen Zelte von verschiedener Form und Größe; sie ruhen auf Rädern und werden durch Elephanten und Kameele gezogen. Sie sind so groß, daß mehrere Familien darin wohnen können, und ihr Inneres sehr geräumige Gesellschafts- und Speisesäle darbietet.

Indessen nimmt die Hitze zu und die kalte Jahreszeit geht zu Ende. Im März ist die Temperatur noch nicht drückend, die Nächte sind erträglich; aber die Wasserbehälter trocknen aus, die Erde bekommt Risse, der Rasen wird matt und gelb. Dieß ist die Zeit, wo man die Häuser weiß anstreicht, Schiffe baut und Holz schlägt, Salz und Palmenwein bereitet,

und wo der Handel auf der Küste Koromandel am blühendsten ist. Im Monat April wird die Hitze schon heftig, das Thermometer steigt auf 24 bis 25° R., der Himmel ist Tag und Nacht rein und der Mond glänzt in herrlicher Klarheit. Aber jetzt muß man sich auch vor den hungrigen Schakals hüten, die in Schaaren die Wohnungen heulend umwandern. Je senkrechter die Sonne ihre Strahlen schießt, desto kraftvoller widersteht die Manilla, desto mehr breitet die Ceder ihre Blätter aus und erfüllt der Mango die Luft mit den Wohlgerüchen seiner Blüthen.

Aber was den Menschen betrifft, so bemächtigt sich eine unaussprechliche Mattigkeit aller Glieder. Zelte werden vor jedem Hause aufgeschlagen, die Thüren geöffnet, um einen Luftzug herzustellen, und trotz dem fühlt man kaum ein frisches Lüftchen. Bösartige Insekten durchzischen die Luft, hängen sich an die Wände oder kriechen auf den Teppichen umher; nur durch tausend Vorsichtsmaßregeln kann man sich ihren Stichen entziehen. Um diese Zeit arbeiten die Eingeborenen nicht, sondern bringen ihre Zeit mit Rauchen zu. Der Monat Mai ist noch wärmer, obschon die Nordwestwinde wehen. Gegen Süden häufen sich Wolken an, Blitze durchzucken die Luft, schreckliche Donner rollen, der Wind bläst mit Heftigkeit, die Atmosphäre ist schwer, der Himmel färbt sich schwarz; — aber nicht immer regnet es, und selten gewährt die Gottheit solche Gunst. Anfangs sind die Winde frisch, dann warm, man glaubt sich in einem glühenden Ofen zu befinden, macht keine Besuche, keine Geschäfte mehr, Jeder schließt sich ein. Die Thiere sinken vor Ermattung nieder, die Büffel stürzen sich in die Sümpfe, die Vögel flattern mühsam und schwer; das Thermometer steht auf 30 Grad und darüber. In Süd-Indien sind wenigstens die Abende minder heiß, wegen der Nähe des Meeres; allein in Nord-Indien ist keine Erholung. Die Hitze des Juni ist dieselbe wie im Mai, die glühenden Winde werden durch nichts gemildert, die Brunnen vertrocknen und manchmal entzünden sich ganze Wälder. Indeß müssen sich doch die Ackerbauer beeilen, den Boden zur Aussaat in Bereitschaft zu setzen, und gegen Ende des Monats erfrischt ein kleiner Regen die Atmosphäre: eine neue Jahreszeit kündigt sich an.

Im Anfang des Juli beginnen endlich die Südwestwinde; die große Hitze ist vorüber. Abends häufen sich Wolken an, einige Blitze zucken, der Donner rollt von ferne, leicht bläst ein frischer Wind, und die Erde ist in Dampf eingehüllt. Mit den Blitzen mehrt sich der Regen und stürzt bald gleich einer Sündfluth in Strömen herab. Glücklicherweise dauert dieß nicht lange, der Regen mindert sich, und in einigen Tagen ist das Wasser vollständig abgelaufen. Wenn aber kein Regen fällt, dann wird das Land von den furchtbarsten Geißeln, Pest und Hungersnoth, heimgesucht. Darum betrachten auch die Hindus den Regen als eine Gottheit. Im August dieselbe Abwechslung von Regen und Wind, die Tem-

peratur ist frisch und erträglich. Die Bäche, die Flüsse, die Ströme treten durch den Regen geschwellt aus ihrem Bette und ergießen ihre unreinen Wellen in die Ebenen; es ist durchaus dasselbe Schauspiel, wie in Aegypten das Austreten des Nil. Weit und breit sieht man nichts als ein ungeheures Meer, in dessen Mitte sich Städte, Dörfer und einige Bäume erheben. Nur durch kleine Fahrzeuge, Dhonies genannt, welche sehr flach gebaut sind, wird die Verbindung unterhalten. Fährt man auf solchen Schiffchen den Godavery hinab, so fliegt man an Wäldern, Dörfern und Pagoden wie an einem Schattenspiel vorüber. So sehr diese Ueberschwemmungen befruchtend wirken, wenn sie nur einige Tage dauern, so verursachen sie doch die größten Unfälle, wenn sie einen Monat, ja sechs Wochen anhalten. Dann dringt das Wasser in die Häuser, zerstört ganze Dörfer und entwurzelt selbst Wälder. Wenn aber das Wasser zurückläuft, so läßt es auf dem Boden einen bräunlichen, äußerst fruchtbaren Schlamm zurück; die Saat sprießt empor, die Stengel des Reises und Indigos erscheinen, Alles verspricht eine reichliche Ernte.

Der Monat September bringt endlich mehr Ruhe; der Baumwollenbaum und der Cambo schlagen kräftig aus, zahllose Papageien lassen sich auf den Bäumen in den Gärten nieder, und des Nachts erfüllen grüne Fliegen, durch die Flamme angelockt, das Zimmer und schwirren ohne Unterlaß um die Ohren.

Im Anfang Octobers weht ein leichter Nordwind, die Temperatur ändert sich merklich, und die Luft wird frischer. Gegen Mitte des Monats, sonderlich beim Vollmond, tritt der Nordwest-Monsun ein, die Wolken erscheinen wieder am Horizonte und lassen einen schwachen Regen fallen, dem bald eine Stromfluth folgt, so heftig wie die erste im Jahre.

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malayen*).

Noch ehe sich die Malayen in Malakka niederließen, hatten sie schon einen großen Theil der Insel Sumatra inne, dann setzten sie sich auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen und mehreren australischen Inselgruppen fest, und auf den entferntesten Inseln Australiens finden sich noch jetzt Malayenstämme, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung die größte Aehnlichkeit mit den Malayen von Malakka haben. Sie bildeten vor Zeiten eine große Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte; sie trieben ausgebreiteten Han-

*) Nach Dr. G. Finlayson.

del mit zahlreichen eigenen Schiffen und schickten, wie einst die Phönicier und Hellenen, Colonisten in die entlegensten Gegenden. Viele Schiffe aus China, Cochinchina, Siam und Hindostan belebten die Häfen der Malayen auf Malakka. Wie die germanischen Völker in Europa hatten sie eine Lehnsverfassung, aber diese hat den Grund zu ihrer Schwäche und ihrem Verfalle gegeben. Je mehr die Macht der großen Vasallen zunahm, desto mehr entzogen sich diese der Oberherrschaft des Sultans, desto mehr nahm innere Zwietracht und Widersetzlichkeit zu. Der große Adel machte den kleinen Adel von sich abhängig, aber beide — die Oranglai — drückten das Volk, das aus lauter Sklaven bestand. Die innere Kraft der malayischen Nation war schon zerrüttet, als die Niederländer und Briten in die indischen Gewässer kamen und ihrer Herrschaft völlig ein Ende machten.

Die Malayen gehören zu einer eigenthümlichen Menschenrace. Sie sind stark, nervig, haben eine dunkelbraune Farbe, langes, glänzend-schwarzes Haar, eine große, aber abgeplattete Nase und große, feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth grenzt, ungezähmte Wildheit, Raub- und Mordsucht charakterisiren die Malayen in Asien; jedoch die Stämme auf den Inseln der Südsee sind größtentheils sanfter, gutmüthiger, gesellig, offen und redlich, und zeichnen sich durch die schönsten, regelmäßigen Formen ihres Körpers aus. Die asiatischen Malayen bekennen sich meistentheils zur muhamedanischen Religion, lieben den Handel, den Krieg, Raub und Plünderung, sind reiselustig und Freunde kühner Unternehmungen. Man hat sie die Normannen Asiens genannt, und mit vollem Recht. Kühn und unternehmend in ihren Seefahrten, verachten sie die Künste des civilisirten Lebens. Fast ihr ganzes Leben bringen sie auf dem Wasser zu, oft in jämmerlich kleinen Kähnen, in denen sie sich kaum zur Ruhe ausstrecken können, und doch findet man in diesen Sampans oft einen Mann, seine Frau und ein paar Kinder, deren Erhaltung lediglich von dem glücklichen Erfolg ihrer Fischerei abhängt. Sie haben ganz die Sorglosigkeit für die Zukunft, wie sie dem uncultivirten, rohen Leben eigen ist; wenn sie ihre Mahlzeit gehalten haben, legen sie sich in die Sonne, und wird ihnen diese zu heiß, in den Schatten eines Mangobaumes, bis der Hunger sie von Neuem zur Thätigkeit ruft. Selten haben sie einige Lumpen, um sich vor dem brennenden Strahl der Mittagssonne oder vor dem schädlichen Thau der Nacht zu schützen; die an den Küsten hausenden sind durchaus wilde Fischer, denen alle Milde, Freudigkeit und Behaglichkeit des Lebens fremd ist. In der Lenkung der Boote sind die Weiber eben so geschickt als die Männer, und wo es eine kühne Unternehmung gilt, nicht die Letzten.

Das ganze Geräth dieses Volkes besteht in zwei Kochtöpfen, einem irdenen Wasserkrug und einer Matte, die ihnen als Dach gegen den Regen dient, bei gutem Wetter aber als Bett. In den zahlreichen Buchten und Einfahrten, welche Malakka und Singapore umgeben, lebt eine Menge

von malayischen Familien auf diese Weise; aber auf einer Stelle bleiben sie nicht lange. Unaufhörlich schwärmen sie von Ort zu Ort, um den Fischfang zu betreiben; was sie über ihr augenblickliches Bedürfniß fangen und erhaschen können, vertauschen sie an die ansässigen Einwohner gegen Reis, Sago, Betel und Tuch.

Auffallend ist die Aehnlichkeit eines solchen Lebens mit dem Leben jener Völker, die allein durch die Jagd bestehen, wie die Botokuden und andere Bewohner der südamerikanischen Urwälder. Wie jene an ihrer, so hält der Malaye fest an seiner Lebensweise, dem wilden Fischerleben; durch das Beispiel Derer, die ihn umgeben, sieht er sich nicht veranlaßt, diese Lebensweise zu verlassen. So hartnäckig ist der Mensch im wilden Zustande, und so langsam und unmerklich sind die Schritte seiner Erhebung!

Nachlässig, träge und sorglos in den Augenblicken der Ruhe, fast thierisch dahin brütend, zeigen doch die Malayen zur Stunde der Gefahr und der Unternehmung den vermessensten und unerschrockensten Muth. Weder die Freuden noch die Uebel des Lebens empfinden sie mit dem ruhigen Sinn und der Mäßigung anderer Menschen. Sie sind stets bewaffnet, fortwährend im Kriege unter sich, oder damit beschäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die rasende Wuth der Malayen hat die Europäer zu dem Gesetz genöthigt, welches jedem Schiffscapitän verbietet, einen Malayen als Matrosen zu nehmen; denn man hat gesehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen unversehens über die Schiffsmannschaft hergefallen sind, und bereits mehrere getödtet hatten, ehe man ihnen Einhalt thun konnte. Malayenschiffe, mit fünfundzwanzig Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von vierzig Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen. Alle freien Malayen lassen sich nie ohne Dolch sehen; die auf Sumatra und Manila sind in Verfertigung von Waffen sehr geschickt. Der häufige Genuß des Opiums mag bei ihnen viel zu ihrer an Wuth grenzenden Heftigkeit beitragen. Mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen, als für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächeren unterdrückt. Bei ihnen dauert das Zeitalter des Faustrechts fort und fort.

Die in den nächsten Umgebungen von Malakka und Singapore angesiedelten Malayen haben einen Schritt aus diesem rohen Zustande herausgethan; diese haben feste Wohnsitze, tragen Kleider und bebauen kleine Stücke Land. Sie umgeben ihre Häuser und Hütten mit hölzernen Zäunen, um die wilden Thiere abzuhalten, die oft ihre Felder verheeren; sie bauen Reis, Pisang, Yams, Betel, etwas Korn und einige Küchengewächse. Sie besitzen aber nur wenige Kenntnisse in den mechanischen Künsten und Wissenschaften. Die Holländer gebrauchen sie oft als Holzhauer in den Wäldern und zum Ackern auf ihren Ländereien, übrigens findet sich unter ihnen weder ein Zimmermann noch ein Maurer, kein Hufschmied, noch

Schneider oder Schuster. Im Innern von Sumatra sind die Malayen in einem weit besseren Zustande; dort leben sie vom Ackerbau und treiben Gewerbe.

---

2. Der Siamese und sein Fluß Menam *).

Ein mehrere Monate hindurch überschwemmtes Thal reizte schwerlich den Menschen, sich dort willkürlich anzusiedeln. Höchstens konnte er aus Noth sich in diese feuchte, durch ungeheure Heere blutsaugender Sumpfthiere widrige Gegend hinabziehen. Nur das Schicksal, sich aus einem freieren, höheren, benachbarten Lande gewaltsam vertrieben zu sehen, ließ ihn hier vor seinen Ueberwindern einen Zufluchtsort suchen. Tobte nun der Asiate auf den um Siam gelagerten Hochflächen und Bergeshöhen in beständiger Fehde, so mußte das sumpfige Siam ein natürlicher Zufluchtsort werden für alle Flüchtlinge, Besiegte, Vertriebene, nicht bloß einer Nation, sondern aller Nationen. So entstand ein eigenes, jüngeres Volk, ein Gemisch aus verschiedenen Nachbarvölkern, das, wenn es gleich Spuren seiner bunten Ahnherrenschaft an sich trug, doch ein neues Ganze erzeugte.

Hiermit stimmen auch die Sagen der Vorzeit und die, so weit sie reichen, ältesten schriftlichen Nachrichten der Siamesen zusammen. Sie bestätigen nämlich, daß durch die Kriege und Verheerungen in Laos, Cochinchina, Tunkin und China, in Ost und Nordost, so im Westen durch die der Peguaner und Birmanen und endlich im Süden der wilden Malayen, Siam nach und nach eine beträchtliche Masse Menschen, Flüchtlinge jener Nationen, erhielt, die das Land anbauten, so weit die dem Klima angehörige Trägheit es zuließ, und die üppige Vegetation die menschliche Nachhilfe nöthig machte. Vorzüglich aber mußten längs den fischreichen Gewässern, die mit ihrem Reichthum mühelose Nahrung spenden, namentlich längs den beiden Ufern des großen Menam Ortschaften und Städte sich bilden, während die entfernteren Gegenden unbenutzt den wilden Thieren zum Aufenthalt verblieben.

Einige jener Urvölker hatten noch im 17. Jahrhundert und zu Anfang des 18. einzelne Colonieen in Siam; allein nach und nach sind sie fast alle dem Ganzen einverleibt worden, mit Beihilfe der despotischen Regenten, die Alles aufboten, den Geist der Landsmannschaften zu unterdrücken. Die Chinesen haben aber ihre nationale Selbstständigkeit behauptet und zeichnen sich durch ihr stetes unveränderliche Aeußere, nicht minder aber auch durch ihre große Betriebsamkeit und Gewandtheit im Handel aus.

Die Mehrheit des Volkes der Siamesen entspricht der Farbe nach dem Klima. Das Grünlichgelbe des Hindostaners ist hier schon weit dunkler, beinahe schwärzlich; dennoch schimmert auf den Wangen zuweilen etwas

*) Vergl. Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, 11. Jahrgang.

Röthliches durch. Das Haar ist schwarz, doch nicht wollig, sondern lang und straff. Die Zähne werden geschwärzt. Das Gesicht ist breit, besonders um die Backenknochen; die Stirn aber läuft spitz zu, fast wie das Kinn. Das Weiße im Auge fällt ins Gelbe. Die schon von Natur langen Ohren werden, wie bei vielen andern Völkern der heißen Zone, Schönheitshalber noch länger gezerrt, durch schwere Ohrgehänge herabgezogen und dabei die Ohrlöcher so erweitert, daß man beinahe die Hand durchbringt, ein Fall, der auch im benachbarten Laos gewöhnlich ist.

Die Siamesen sind reinlich. Sie baden sich häufig, ja in einem Tage mehrere Male. Theils steigen sie in das Wasser, theils lassen sie sich nur mit Wasser übergießen. Sie salben sich dann und bestreichen den Körper mit wohlriechenden Dingen, Ambra, Bisam u. dgl., vornehmlich die Lippen, wodurch diese noch blässer werden, als sie von Natur schon sind.

Die jährlichen Ueberschwemmungen ihres Flusses machen es nothwendig, die Wohnungen hoch über die Erde zu erheben. Ihre Häuser ruhen daher auf starken Bambuspfählen, dreizehn Fuß hoch; denn so hoch setzen die austretenden Flüsse oftmals das flache Land unter Wasser. Eine Treppe, wie die auf unsern Windmühlen, führt zum Hause hinauf. Bei den Ställen für die Pferde und übrigen Hausthiere, welche ebenfalls hoch von der Erde erhoben stehen, ist die Leiter mit Hürden durchflochten, um den Tritt der Thiere zu sichern.

Die Wohnungen selbst sind einfach, wie die Kleidung. Die Häuser haben nur Ein Stockwerk. Dächer und Wände bestehen aus Flechtwerk und Hürden von Bambusrohr. Die Frauen haben indeß eigene Stuben oder Abtheilungen. Im Innern herrscht wie am Körper große Reinlichkeit. In den Zimmern der Vornehmen ist der Fußboden mit feinen Matten bedeckt, über welche oft noch Teppiche gebreitet werden; die Wände sind mit feinem Mousselin behangen.

Die Meubles entsprechen den Wohnungen: Stühle von Rohrmatten, bei den Reichen einige Kissen; Tische nur aus einem großen Brette, und statt der Betten ebenfalls nur ein Brett als Kopfkissen; höchstens bei den Vornehmeren findet eine größere Bequemlichkeit statt. Die Paläste der Könige und die Pagoden (Tempel) zeichnen sich bloß durch ihren Umfang aus, stehen aber in der Bauart noch auf sehr niederer Stufe. Die in Siam angesiedelten Europäer, Muhamedaner und Chinesen bauen ihre Häuser von Ziegelsteinen.

Werfen wir nun einen Blick auf das ganze Menamland, so zeigt sich, daß derselbe Strom, welcher in seinen Sümpfen und Morästen gleich den Lagunen des adriatischen Meeres von Venedia den Menschen eine Zuflucht gewährte, zugleich ein Ganges und Nil für die Bewohner ist. Alle diese Länder, Ava, Pegu, Siam, Laos, Kambodja und Cochinchina, sind eigentlich große Thäler, die sich von Norden nach Süden erstrecken. Jeder aus weiter Ferne (dem thibetanischen Hochlande) herabströmende Fluß wird zur

Segensquelle für das Thal, das er durchströmt. Oft steht das Land umher drei Monate lang unter Wasser, und man befindet sich zu dieser Zeit auf einer großen Wasserfläche, die nur mit leichten Fahrzeugen zu beschiffen ist. Kaum ziehen sich aber die Gewässer zurück, so sprießt aus dem zurückbleibenden Schlamm unter dem lothrecht niederfallenden Sonnenstrahl eine unermeßliche Vegetation hervor, wovon der Europäer sich schwer einen Begriff zu bilden vermag. Die Reisfelder z. B. gewähren in Siam, auch wenn sie unbearbeitet bleiben, lediglich durch die in den Schlamm gefallenen Körner, eine zweifache Ernte. Der König von Siam nennt sich charakteristisch „Großherr des Reises."

Wie Aegypten ist das Land nur längs des „großen Flusses" angebaut und bevölkert. Hierher drängte sich die ganze Menschenmasse. Das ganze übrige Land ist Wald und Wildniß; aber eine großartig-üppige Wildniß, in aller Fülle und Fruchtbarkeit des tropischen Klimas. Die herrlichsten und nahrhaftesten Palmen, die Cocos-, Sago-, Wein und Kohlpalme, das unverwüstliche Bauholz des Tiekbaumes, die schönsten Färbehölzer, die schmackhafteste Frucht der Erde, der Apfel des herrlichen Mangustanbaumes, die Pisangs, Yams, der mit vegetabilischem Rahm gefüllte Durion, die Pfeffer- und anderen Gewürzbäume — das Alles wächst hier in höchster Vollkommenheit: hier ist das Paradies aller tropischen Früchte. Die Thierwelt aber zeigt sich in furchtbarer Größe. Die Schlammniederungen des Menam wimmeln von Krokodilen, auf die der Mensch Jagd machen muß, wenn sie ihn nicht vertreiben sollen. Rudel der stärksten Elephanten dringen verheerend in die Reisfelder ein; in dem schlammigen Boden wälzt sich das Nashorn und der wilde Büffel. Durch die dichten Wälder schleicht der Königstiger, und wehe dem Menschen, den er überrascht. Selbst Heerden von Affen schaaren sich zusammen und dringen wie eine kriegerische Räuberbande auf den Menschen ein. In den Wipfeln der Bäume flattern die prächtigen Papagaien, wilde Pfauen, ein Heer von Schreiern und Sängern. Wenn man auf dem Menam hinaufschifft, hört man das Geschwirre der Grillen und Gezirpe der Cicaden wohl eine Meile weit aus dem Walde herüber. Aber ohne Bewaffnung und Begleitung wagt sich kein Reisender von dem Flusse weg, denn der Mensch hat hier noch nicht die Natur besiegt, die in ihrer Kraftfülle seiner Macht trotzt.

Beides, die große Fruchtbarkeit des Bodens wie die große Hitze der Luft, läßt indessen die menschliche Kraft schwer aufkommen; der Siamese ist träge und schlaff; die Natur arbeitet für ihn, und was sollte ihn bewegen, sich anzustrengen, wenn noch überdieß seine Despoten die Früchte seines Fleißes ihm rauben? Nur im Baue seiner Flußkähne hat er sein Talent bewiesen, selbst Kunstsinn entwickelt. Ein Volk, das sich sechs Monate des Jahres unter Wasser gesetzt sieht, das fast ganz durch den Hauptstrom lebt, hatte freilich Reiz genug, seine natürliche Faulheit zu

überwinden, um ein Werkzeug zu Stande zu bringen, das ihn der Vortheile des Landes ohne große Mühe versichert.

Die Fahrzeuge, „Balonen" genannt, bestehen eigentlich bloß aus Einem Baum. Oft hält ein solcher Stamm 16 bis 20 Klafter in der Länge; was für erstaunliche Bäume setzt dieß voraus! Aber die Breite beträgt nur so viel, daß zwei Personen auf einem querliegenden Brette Platz haben, um mit geschränkten Beinen zu sitzen. Die größten Balonen erfordern 120, ja 150 Ruderer. Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs ragen sehr hoch empor. Die Ruder, „Pagaien" genannt, sind nur kurz; ihr und der Menschen gesammtes Gewicht drückt dennoch das Fahrzeug ziemlich tief ins Wasser. An jedem Ende desselben hat nur Ein Pagaier Platz; der Steuermann am Hintertheil des Schiffs. In der Mitte befindet sich ein sehr erhabenes bedecktes Gerüst, worin der Herr der Balone seinen Sitz hat. Je vornehmer dieser ist, desto größer ist gewöhnlich das Fahrzeug, und desto reicher sind die Zierrathen von Schnitzwerk. Oft haben die Balonen die Gestalt eines Drachen, woran der Kopf, Hals und Schwanz nicht bloß zierlich ausgeschnitzt, sondern auch vergoldet sind.

Die vornehmen Frauen haben ihre eigenen Balonen, derer Ruderer gleichfalls vom anderen Geschlechte sind, denn dieses wird auch hier, wie bei allen rohen, trägen Völkern, zu den härtesten Arbeiten angehalten.

Das siamesische Land zieht sich an seinem Strome bis zum 17. Grad nördlicher Breite hinauf. Hier im Norden wird der Menam durch verschiedene kleinere Flüsse der chinesischen Grenzgebirge wasserreich; weiter südlich, im eigentlichen Siam, theilt er sich in viele Arme und bildet große Inseln, die sich erst gegen die Hauptstadt, Juthia oder Siam, zu verlieren, wo dann die Arme wieder zu Einem Hauptstrom sich vereinigen, der nach einem Laufe von zwanzig Seemeilen das Meer erreicht, nachdem er kurz vorher in zwei Aeste sich gespalten hat, wovon der größere östliche den Namen Menam führt. Auf seinem Wege von Juthia finden sich abermals mehrere nicht kleine Inseln, die größte ist unweit des Forts und der Stadt Bankok, des Schlüssels der ganzen Fahrt, des Reiches und des Stapelplatzes für den ostindischen Handel, der zu den wichtigsten Handelsorten der Erde theils schon jetzt gehört, theils aber in der nächsten Zukunft gehören wird.

3. Ein Aufenthalt in Bankok.

Nachdem wir bei dem Könige von Siam barfuß in Audienz gewesen waren, denn Niemand darf vor der geheiligten Person Seiner Majestät in Stiefeln oder Schuhen auftreten, führte man uns in die Ställe der weißen Elephanten, welche, da sie bei den Siamesen außerordentlich verehrt werden, in dem innern Umfang des Palastes von Bankok sich befinden,

ganz nahe bei den Gemächern des Königs, der ihnen jeden Tag einen Besuch abstattet. Solcher weißer Elephanten besitzt jetzt der König zehn, und es ist sehr selten, daß man so viele zugleich hat; ihre gegenwärtige Anzahl wird für eine höchst glückliche Vorbedeutung gehalten. Ein weißer Elephant wird bei den Siamesen für unschätzbar angesehen und alle Mühe wird angewendet, um einen solchen sich zu verschaffen, wenn er einmal zufällig entdeckt wird. Die Unterthanen Seiner siamesischen Majestät können sich kein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie einen solchen ausfindig machen; sie sind, wie überhaupt alle Elephanten, Privateigenthum des Königs. Die weißen Thiere in den Ställen des Palastes werden mit der größten Aufmerksamkeit behandelt und jeder weiße Elephant hat eigene Aufwärter. Frisches Gras liegt im Ueberfluß neben ihnen und sie stehen auf reinlich gehaltenen Brettern; ein weißes Tuch ist vor ihnen ausgebreitet, und während wir da waren, wurden sie mit klein geschnittenem Zuckerrohr und mit Pisang gefüttert. Schon Strabo sagt, in vielen Theilen von Indien habe man die größte Ehrfurcht vor weißen Elephanten und erzeige ihnen alle mögliche Ehre. Dieß ist noch heutzutage in Siam der Fall. Wer einen entdeckt, wird als der glücklichste unter allen Sterblichen betrachtet. Es ist ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit, daß es unter Posaunen- und Trompetenschall im ganzen Reiche bekannt gemacht und dem Historiographen von Siam, der zu dem Hofstaate des Königs gehört, befohlen wird, es in die Reichsannalen mit preiswürdigen Worten einzutragen. Der glückliche Entdecker eines weißen Elephanten wird mit einer silbernen Krone und mit einem so großen Strich Landes beschenkt, als man die Stimme des Elephanten hören kann. Er und seine Familie bis zum dritten Glied sind von allen Frohnen für den König und von allen übrigen Arten der Dienstbarkeit frei, und seine Ländereien von allen Steuern. Nach der Behauptung der siamesischen Talapoinen können die bösen Geister den weißen Elephanten keinen Schaden zufügen.

Wir gingen weiter um einen Tempel zu besuchen, der sich in der Nähe des Audienzsaales befand. Der Vorhof desselben ist geräumig und reinlich und enthält außer dem Tempel noch ein kleines, hübsches Gebäude, in welchem die heiligen Bücher der Siamesen niedergelegt sind. Bei jedem Hauptthore des Tempels stehen gigantische irdene Bilder von grotesker Form mit Keulen in den Händen, und an jeder Ecke eherne Figuren, die ein phantastisches Thier vorstellen. Außerdem sah man noch andere Figuren von Thon, die aber nur dem Geschmack der Siamesen, deren Götterlehre noch nicht recht ergründet ist, zusagen können. Der Tempel hat eine pyramidalische Form und ist hoch hinauf mit kleinen Figuren in chinesischem Styl bedeckt. Der Charakter dieser Zierrathen ist gerade wie bei den Gemälden der chinesischen Dschunken; sie sind nämlich zwar sehr mühsam gearbeitet, aber grotesk und geschmacklos; jedoch war der allgemeine Eindruck, den sie hier auf das Auge machten, nicht unangenehm, wenn man nämlich

aus einer gewissen Entfernung nur das Ganze betrachtete, ohne das Einzelne zu berücksichtigen. Ich machte die Bemerkung, daß die Siamesen anstatt der Kuppel, welche bei den Buddhisten von Ceylon die einzige Form ihrer Grabmäler ist, die Pyramide als charakteristisches Zeichen ihrer dem religiösen Cultus gewidmeten Gebäude angenommen haben. Die Ursache dieser Verschiedenheit in einer so eng mit ihrer Religion zusammenhängenden Sache liegt wahrscheinlich in dem verschiedenen Charakter beider Nationen; derselbe Grund gilt auch bei dem Unterschiede, den man an ihrem beiderseitigen Buddhabildern bemerkt. Der Siamese scheint sich ein Ideal der Schönheit gebildet zu haben, welches von dem der Europäer ganz verschieden ist.

Der bürgerliche Zustand von Siam ist ein sehr betrübender; es giebt nur zwei Classen von Menschen, Sklaven des Königs, die nur für ihn arbeiten, und sogenannte freie Leute, die aber auch sechs Monate für das Staatsoberhaupt arbeiten müssen. Der härteste Despotismus drückt Alles nieder. Der König kann sich vermählen, mit wem er will, selbst mit seinen Schwestern und Töchtern. Die bürgerlichen Gesetze sind streng und grausam.

Bankok, an der Mündung des Menamflusses, ist die bedeutendste Stadt von Siam geworden; vorher war dieser Ort von wenigem Belang, und nur durch die Trefflichkeit seiner Früchte berühmt, die in großer Menge in die ehemalige Hauptstadt Juthia geschickt wurden. Der Palast des jetzigen Königs liegt am linken Ufer des Flusses und ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben. Nicht nur der König, sondern auch einige von seinen Ministern wohnen in diesem Raume. Ganz in der Nähe des Palastes haust in Hütten aus Palmblättern die zahlreiche Hofdienerschaft.

Die Stadt hängt mit dem Schlosse oder Palaste zusammen und erstreckt sich weit hin auf beiden Ufern des Flusses; am bedeutendsten ist sie auf dem linken Ufer, und der volkreichste und wohlhabendste Theil derselben liegt gerade dem Hause des siamesischen Staatskanzlers (Praklang) gegenüber, aber etwas niedriger. Alle Schiffe, die nach Bankok kommen, werden streng untersucht und müssen einen Zoll erlegen. Die Stadt ist ganz aus Holz gebaut und nur die Paläste des Königs und die Wohnungen einiger Minister bestehen aus Backsteinmauern. Die Milde des Klimas, die Wohlfeilheit des Baumaterials und die wenigen Effecten, welche die Eingebornen gewöhnlich besitzen, machen sie gegen die Zerstörungen des Feuers gleichgiltig, und mit der größten Ruhe sehen sie dem Wüthen dieses Elementes zu.

Ihrer Lebensweise nach kann man die Bewohner von Bankok Wassergeschöpfe nennen. Die Häuser sind vom Flusse selten mehr als hundert Ellen entfernt, und bei weitem der größere Theil derselben schwimmt auf Bambusflößen, die dicht am Ufer befestigt sind. Damit die Häuser nicht leicht überschwemmt werden, sind sie auf Pfosten, die in den Boden eingerammt sind, erbaut und erheben sich so etwas über das Ufer — eine

Vorsicht, welche sowohl der tägliche Wechsel von Ebbe und Fluth, als auch die jährlichen periodischen Ueberschwemmungen nöthig machen. An jedem Hause, es sei ein schwimmendes oder nicht, ist ein kleines Boot zum Gebrauch der Familie befestigt, denn man bewegt sich hier von einem Orte zum andern fast gar nicht anders als zu Wasser; von dem beständigen Rudern sind die Arme bei Männern und Frauen sehr muskulös.

Die wenigen Straßen, deren sich Bankok zu rühmen hat, kann man nur bei trocknem Wetter zu Fuße passiren; die vorzüglichsten Kaufläden und die bedeutendsten Handlungen befinden sich jedoch längs dem Flusse in den genannten schwimmenden Häusern, die fast ausschließlich von Chinesen bewohnt werden, welche sich des Handels wegen in Bankok aufhalten; wenn man sie betrachtet, wie sie unaufhörlich in ihren Booten auf dem Flusse sich auf- und niederbewegen, muß man ihre Regsamkeit und Geschäftigkeit bewundern, und solche Gruppen in Kähnen dahinschwimmender chinesischer Krämer und Handelsleute bieten eine sehr malerische und belebte Scene dar. Allenthalben in Bankok haben sich Chinesen eingenistet, um Handel zu treiben mit Getreide, Obst, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Zimmt, Bambus, Tunkinholz, Calambak und Färbehölzern. In vielen der erwähnten schwimmenden Buden werden Hühner, Tauben, Gänse, Enten und gekochter Reis mit Zimmt und Zucker bestreut von siamesischen und chinesischen Victualienhändlern feil geboten. Reis ist des Volkes hauptsächliche Nahrung; in den sumpfigen Niederungen um Bankok, die sich meilenweit ins Land erstrecken, sind ungeheure Reisfelder, die von den Talapoinen an einem gewissen Festtage alljährlich eingesegnet werden, auf daß sie mit Buddha's Hilfe dem Volke Brod spenden.

Im Aeußern der Häuser herrscht die größte Gleichförmigkeit; nur hier und da bringt eine hübsche Spitzsäule oder sonstige Zierde Mannichfaltigkeit in das Ganze; alle diese einstöckigen Wohnhäuser sind meistens mit Palmblättern, bisweilen auch mit Ziegeln gedeckt; sie sind in einige kleine Gemächer getheilt und das mittlere derselben ist stets den schützenden Hausgöttern gewidmet. An vielen Wohnhäusern erblickt man Geländer, die mit lackirten Wasserkrügen und Blumentöpfen geschmückt sind. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht die größte Lebhaftigkeit auf dem Flusse, und an dieses Wasserleben sind Bankok's Bewohner so gewöhnt, daß sie die Unbequemlichkeit desselben fast gar nicht empfinden.

Die Chinesen sind hier nicht nur die vorzüglichsten Kaufleute, sondern auch die besten Künstler und Handwerker; viele von ihnen sind Zinngießer, Grobschmiede und Gerber; ihre Manufacturen von Zinngefäßen sind sehr bedeutend und ihre Arbeiten der Art gewähren den Kaufläden ein sehr hübsches Ansehen, da sie hellglänzend polirt sind und oft recht niedliche Formen haben. Auch die Lederbereitung ist in Bankok sehr bedeutend, nicht für den Gebrauch von Schuhen und Stiefeln, die man hier fast gar nicht kennt, sondern znr Ueberziehung der Matratzen und Polster und zur

Ausfuhr nach China. Nach dem Gerben wird das Leder mit der Rinde einer Mimosenart roth gefärbt. Die Häute, welche man braucht, sind von Hirschen, Rehen, Ochsen und Büffeln; Leoparden- und Tigerfelle werden nebst dem Pelzwerk zugerichtet und nach China ausgeführt. Es giebt in Bankok auch zwei Fabriken von gußeisernen Töpfen; das Verfahren bei der Verfertigung derselben ist einfach, die Waare billig und der Verbrauch sehr groß.

Von der Ausübung dieser und anderer Gewerbe haben die Chinesen einen guten Gewinn, weßhalb sie auch viel besser leben können als die Eingebornen, und in der That leben die chinesischen Handelsleute auf größerem Fuße als die Minister des Königs; sie halten reichliche Mahlzeiten, und auf ihre Tische kommen mancherlei Fleischsorten und Gemüse, schwimmend in einem See von Fett. Geräucherte Schinken und Wildpret sind auch für sie Leckerbissen. Ein Chinese giebt auf diese Art in einer Woche mehr Geld für seine Tafel aus, als ein Siamese in zwei oder drei Monaten; nur sein größerer Fleiß macht ihm dieß möglich.

In Bezug auf animalische Nahrung beruhigt der Siamese sein Gewissen leicht; der Vorschrift des Gesetzes glauben sie schon genug gethan zu haben, wenn sie die Thiere nicht selbst schlachten; sie tragen kein Bedenken, auf dem Markte Fische und Geflügel lebendig zu kaufen und zwar unter der Bedingung, daß der Verkäufer seine Waare vorher schlachte, ehe er sie überliefert, zufrieden damit, daß das Verbrechen auf dem Fisch- oder Hühnerhändler haften bleibt. Bisweilen geht aber ihre buddhistische Frömmigkeit so weit, daß sie eine Anzahl lebendiger Fische kaufen, um ihnen wieder die Freiheit zu schenken, und der jetzige König hat oft auf diese Weise alle an einem Tage gefangenen Fische losgelassen. Aber dennoch wird die Erlaubniß zu fischen vom König an den Meistbietenden verkauft und aus dieser Quelle von ihm eine bedeutende Revenue gewonnen.

Die öffentlichen Gebäude gewähren der Stadt Bankok nur wenig Zierde, einige mit Sorgfalt gebaute Buddhatempel ausgenommen. Die Paläste der königlichen Beamten sind nur von unbedeutender Größe, in chinesischem Styl gebaut und mit einer Reihe von drei oder vier immer kleiner werdenden Ziegeldächern bedeckt, bisweilen endigen sie sich in eine kleine Spitzsäule und sind überhaupt mehr durch ihre Sonderbarkeit als durch ihre Schönheit merkwürdig. Der königliche Palast ist mit Ziegeln von Zinn gedeckt.

Einige von den Tempeln nehmen einen großen Raum ein; sie befinden sich auf den höchsten und schönsten Plätzen der Stadt und sind von Backsteinmauern oder Bambushecken umgeben. Thüren und Fenster sind gewöhnlich sehr eng, und sowohl das Aeußere als das Innere dieser Tempel ist mit einem Ueberflusse sonderbarer Zierrathen überladen; an vielfacher Vergoldung ließ man es nicht fehlen, und der Fußboden jedes Tempels ist mit Matten bedeckt. Die fabelhaften Sagen der indischen

Mythologie sind auf den innern Wänden abgebildet. Die wildeste Phantasie scheint die Hand der siamesischen Künstler geführt zu haben; bisweilen jedoch sind menschliche Leidenschaften und Neigungen vielleicht mehr durch Zufall als aus Absicht mit einem Geist und einer Wahrheit dargestellt, die besserer Gegenstände würdig wären. Obgleich aber eine große Nachfrage nach Gemälden dieser Art ist, so bleibt es doch auffallend und bemerkenswerth, daß diese göttliche Kunst bei ihnen nicht nur immer noch in ihrer Kindheit ist, sondern daß sie auch in ihren meisten Leistungen ihre völlige Unfähigkeit beurkundet, einen höhern Schwung annehmen zu können.

Hier in Bankok sah ich zum ersten Mal obscöne Gemälde in einem Buddhatempel; auf Ceylon würde man so etwas nicht dulden. Wie allenthalben sind auch hier die Vorhöfe und die innern Tempelräume mit Buddhabildern angefüllt, die von frommen Wallfahrern mit mancherlei Zierrathen behangen werden. Hier und da zeigt sich auch das Bild eines verstorbenen Königs, kenntlich durch die schmale konische Kappe, die eigenthümliche Physiognomie und die reiche Tracht. Die Buddhabilder haben oft etwas Tatarisches, vorzüglich in der Bildung des Auges. Ueber ihnen hängen Sonnenschirme von Tuch oder Papier.

Um die Bevölkerung von Bankok genau angeben zu können, haben wir nicht Data genug; die Chinesen bilden wenigstens die Hälfte derselben; die übrigen sind Siamesen, eingeborne Christen von hier und von Cambodja, Birmanen, Peguer, Malayen und Ansiedler von Laos, einer Nordprovinz von Siam, welche an die Provinz Yünnan grenzt. Diese alle bewohnen verschiedene Theile der Stadt und vermischen sich nicht mit einander.

Vierzehnter Abschnitt.

1. Ein Aufenthalt in Peking. — 2. Ein chinesisches Gastmahl. — 3. Ackerbau und Seidencultur der Chinesen.

1. Ein Aufenthalt in Peking*).

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Peking fühlten wir die Unbequemlichkeit unserer europäischen Kleidungen bei den kalten chinesischen Wohnhäusern sehr, und eilten darum uns in chinesische Gewänder zu stecken; mit Hilfe unserer Bekannten kauften wir die Stoffe und Pelze für die Hauskleider wie für die Paradekleider zum Ausgehen ein, was keine geringe Summe, nämlich über 500 Silberrubel ausmachte; und doch waren wir nur zur Nothdurft anständig gekleidet, und standen hinsichtlich der Kostspieligkeit des Anzuges jedem bemittelten Chinesen nach. Und dabei war unsere Garderobe noch sehr unvollständig. Man macht sich gar keine Vorstellung, wie viel Ober- und Unterabtheilungen in der chinesischen Garderobe stattfinden: jede Jahreszeit führt einen Wechsel des Costüms mit sich, und diese durch die Gewohnheit befestigten Wechsel werden von anständigen Chinesen so heilig beobachtet, als die Gesetze der Mode von unsern Damen und „Löwen," nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mode keinen Einfluß hat, und der Schnitt am Kleide des Großvaters kein anderer ist als der am Kleide des Enkels. Nur die Façon der Mützen und Schuhe wechselt fast jährlich. Man darf indeß nicht glauben, daß es eine Sache der Liebhaberei ist, bei dem Wechsel der Jahreszeit auch die Kleider zu wechseln: die bestimmte Zeit tritt ein, und ein kaiserlicher Befehl verkündet dem Volke, daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmützen mit den Sommermützen, oder die Sommermützen mit den Herbstmützen vertauscht werden sollen; wer kann nun noch sagen, daß sich die weise chinesische Regierung nicht um die Köpfe ihrer Unterthanen bekümmert?

---

*) Aus den Mittheilungen eines Russen. Otet. Sap. Januar 1842. (Vergl. „Ausland" Nr. 52. 1842.)

Die chinesische Kleidung hatte ihre nicht geringen Unbequemlichkeiten; was man anfaßte, Alles war theuer, und die Nothwendigkeit, anständige Bekanntschaften zu unterhalten, um doch auch mit der Wissenschaft und dem Leben der Chinesen bekannt zu werden, nöthigte auch zu einer anständigen Kleidung. Dabei muß ich bemerken, daß mein Wuchs im Vergleich mit dem der Chinesen ziemlich groß war, und es ganz besondere Mühe kostete, Kleider für meine Größe zu erhalten. In China wird der Stoff für jedes Kleidungsstück besonders gewoben, und so viel man nun auch Stücke herbeibrachte, der Schneider besah sie, maß, sprach sein Verwerfungsurtheil „bu-goi“ (es reicht nicht) und legte sie bei Seite. Endlich ist der Stoff ausgesucht; der Schneider mißt die Größe vom Kopf bis zur Ferse und merkt sich das Maaß. Nach drei Tagen bringt er die Kleider, wir bezahlen ihm eine Kleinigkeit für seine Mühe, sowie das Dreifache für seine Zuthat, und unsere Verwandlung beginnt. Zuerst wurde mit dem Kopfe angefangen; ein schmieriger, zerlumpter, nach Knoblauch duftender Bader erschien mit einer ungeheuern Tasse heißen Wassers und begann ohne alle Ceremonie uns den Kopf einzureiben. Dann zog er aus einem leinenen Säckchen ein kurzes Scheermesser und fing nun an uns im Kreise umher die Haare abzuscheeren, so daß sie nur am Wirbel für den Zopf stehen blieben. Als ich von seinem etwas stumpfen Instrument befreit war und mich im Spiegel betrachtete, wußte ich nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte; ich kam mir so einfältig vor, und mich übermannte eine solche Trübseligkeit, daß ich mich unwillkürlich von dem Spiegel abwandte und gute Lust hatte, mich in einen finstern Winkel zu verstecken.

Unsere Hauskleidung bestand aus leinenen genähten Strümpfen mit gestopften Sohlen, aus schwarzen Schuhen von chinesischem Atlas mit weißer Sohle von mehr als einem Zoll Dicke, aus seidenen Kniestücken, die am Knieband befestigt waren, aus einem Ueberrock von Hammelpelz mit seidenem Ueberzug und mit einem blauen Kreppgürtel zugebunden, einem Biberkragen, der besonders umgelegt wird, und einer runden, kleinen, schwarzen Atlasmütze mit einem rothen seidenen Knopf und einer dicken nach hinten hinabhangenden Troddel. Die chinesischen Hammelpelze sind, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, ausgezeichnet leicht und zart, und die Wolle manchmal gegen vier Zoll lang; sie sind dabei so vortrefflich gegerbt, daß die innere Seite fein ist wie Papier und durchaus keinen Geruch hat. Ein solcher Pelz kostet aber auch ohne allen Ueberzug 80 Gulden Conv.-Münze.

Zum Ausgehen zogen wir an: erstens ein Winterkleid, d. h. einen blauen Kreppock mit seidenem Futter von derselben Farbe, einen Rock von Eichhornfellen mit Schlitzen hinten und vorn, und bedeckt mit einem blauseidenen mit Biber besetzten Stoff; dazu kam noch ein besonderer Biberkragen, ein kurzes Oberkleid mit breiten kleinen Aermeln; über den mit einem violetten Seidenstoff bedeckten Eichhornpelz kam ein seidener Gürtel,

der an den Enden mit schwarzem Atlas besetzt war und womit man den Rock zusammenband. An diesem Gürtel hängen unwandelbar sieben bis acht seidene Beutelchen mit verschiedenen Gegenständen: in dem einen befindet sich eine europäische Uhr, in dem andern eine steinerne chinesische Dose mit einem beinernen Löffelchen und ganz zu Staub gestoßenem Schnupftabak; in dem dritten sind die beißenden Sachen, an denen die Chinesen nach dem Essen kauen; im vierten Geld u. s. w. Unter diesen Beutelchen hängt auch ein Futteral mit einem Messer und zwei beinernen Stäbchen, welche die Stelle der Gabel vertreten. Zu dem Wintercostüm gehören endlich noch Mützen von violettem Atlas mit ponceaurother seidener Quaste und einer ganz schwarz gefärbten Zobelverbrämung, Schuhe aus schwarzem Atlas mit zwei Zoll dicken und mit weißer Leinwand besetzten Filzsohlen, die nicht, wie man bei uns glaubt, an den Zehen aufwärts gebogen sind. Dieß ist das vollständige Wintercostüm eines anständigen Chinesen für die ersten Wintermonate. Sowie aber die Kälte stärker eintritt, wird der Eichhornpelz mit einem Fuchspelz vertauscht, und der Oberrock besteht aus Zobel- oder Biberpelz und wird mit dem Fell auswärts getragen. — Außer der Winterkleidung ließen wir uns auch Kleider für die übrigen Jahreszeiten machen; ich will aber die lieben Leser nicht mit einer genaueren Aufzählung aller einzelnen Theile ermüden, um so weniger, als Façon und Farbe fast immer dieselben sind, und die Kleider sich nur dadurch unterscheiden, daß die einen aus kurzwolligem, die andern aus langwolligem Pelz bestehen, die einen wattirt sind, die andern aus einfachem Tuch oder aus Seide mit Unterfutter von Kamelott, oder Seide ohne Unterfutter, Flor u. dgl. bestehen.

So kleidete ich mich also wie ein echter Chinese. Die erste Zeit meines Aufenthaltes war sehr langweilig. Stellt Euch einen Menschen vor, der mit Einem Mal in eine so volkreiche Stadt, in einen Schwarm von Menschen geschleudert wird, deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise ihm ganz fremd sind, deren Sprache ihm ganz unverständlich ist, — und Ihr werdet meine trübselige Lage erkennen. So allein mitten unter dieser Menschenmenge sollte ich zehn meiner besten Lebensjahre in Peking zubringen? Ich fragte mich oft, welchen Nutzen für meine Kenntnisse ich aus dieser meiner Reise ziehen könne, und ob der Erfolg auch das gebrachte Opfer aufwiege? Doch ich war einmal da und mußte aushalten. Um inzwischen so viel als möglich aus meiner unangenehmen Lage hinauszukommen, und bei der mir verliehenen Gabe der Sprache nicht stumm zu bleiben, suchte ich mir vor allen Dingen einen Lehrer des Chinesischen auf, und ich fand denselben auch bald in der Person eines entlassenen chinesischen Beamten, Tun-sjan-schen. Er war ein Mann von 60 Jahren, übrigens munter und frisch, und sehr belesen. Er erschien mit aller Gravität eines chinesischen Pädagogen, setzte sich ohne Ceremonie auf den Ehrenplatz, rauchte seine Pfeife, und sah mich und seine andern Schü-

ler mit einem durchdringenden Blicke an, ob wir wohl auch tauglich sein möchten. Nachdem wir seinen inspicirenden Blick ruhig ausgehalten hatten, baten wir ihn, mit uns zu speisen. Dieß ist nicht als ein Zeichen besonderer Höflichkeit anzusehen, sondern eine unerläßliche Bedingung der Bekanntschaft mit einem chinesischen Lehrer: ohne Mittagsmahl kann hier keine Lection beginnen. Erst am folgenden Tage nach dem Mittagsmahl fingen die Lectionen an; unser Lehrer begann sie damit, daß er eine ziemliche Menge Tusche einrieb, dann nahm er einen kleinen in ein Rohr gesteckten Pinsel, tauchte ihn in die zubereitete Tusche und begann nun mit unnachahmlicher Leichtigkeit und erstaunlicher Reinheit Chinesisch zu schreiben. Als er die erste Zeile beendigt hatte, las er das Geschriebene laut vor und forderte uns sodann auf, jedes Wort ihm nachzusprechen. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie schwer das ungewohnte Ohr die Klänge dieser Sprache auffaßt, und wie wir Alles, was unser geduldiger Lehrmeister uns wiederholte, unter gewaltigen Gesichtsverzerrungen ihm nachsprachen. Das Interessanteste aber war, daß wir unsere Lectionen anfingen, ohne ein einziges chinesisches Wort zu verstehen, und daß unser Lehrer kein Wort Russisch verstand, so daß er uns die Bedeutung der chinesischen Worte in chinesischer Sprache erklärte. Mit allem Eifer und im Schweiße seines Angesichts arbeitete unser Chinese, wir hörten ihm mit nicht minderem Eifer zu, schlugen jeden Augenblick das französisch-chinesische Lexikon nach, überzeugten uns aber endlich, daß wir für den Anfang nothwendig zu einem Manne unsere Zuflucht nehmen müßten, der Russisch verstände. Das Haupthinderniß für uns war die für einen Europäer außerordentlich mühsame Aussprache, indem ein und derselbe Laut, je nachdem er einfach, hoch oder tief oder abgestoßen ausgesprochen wird, eine eigene Bedeutung hat. In dem ersten Halbjahr machten wir kaum einen Fortschritt, und erst nach zwei Jahren fingen wir an, in die Geheimnisse dieses Labyrinths, das man die chinesische Sprache nennt, einzudringen, aber erst nach vier Jahren konnten wir uns frei mit Chinesen unterreden.

Wir hatten indeß große Lust, Peking zu sehen, und sobald wir in vollkommen chinesische Kleidung gehüllt waren, fuhren wir alsbald in gemietheten Carriolen durch die Straßen der Hauptstadt. Zuerst lenkten wir die Fahrt nach dem kaiserlichen Palaste, wo der Kaiser in den Wintermonaten verweilt, während er den Frühling, Sommer und Herbst in einem Palast drei Stunden von Peking zubringt. Der Winterpalast nimmt einen außerordentlichen Raum ein, und besteht aus einer Menge besonderer, einstöckiger, aus Backsteinen aufgeführter Häuser, von denen jedes seine besondere Bestimmung hat. In dem einen wohnt der Kaiser, in dem andern macht er seine Geschäfte ab, in einem dritten ist die Kaiserin, in einem vierten sind die anderen dem Kaiser gehörenden Frauen, in anderen seine Kinder, die verwittwete Kaiserin, die Frauen des verstorbenen Kaisers, die Eunuchen und das weibliche Hofgesinde. Jede dieser Abtheilungen ist

mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, deren Grenzen nur die Hofleute überschreiten dürfen; im Kreise um diese Mauer zieht sich eine Einfriedigung, innerhalb deren sich viele Privatbuden befinden, und wo Jeder gehen und fahren darf. Die Paläste selbst konnten wir nicht sehen, und nur das gelbe Dach aus glasirten Ziegeln blickte über die Mauer herüber. Die Straßen in der Nähe des Palastes sind ebenso wenig wie in ganz Peking gepflastert.

Ohne auch nur im Geringsten unsere Neugier befriedigt zu haben, fuhren wir vom Palast aus durch die Straße Sy-vi-lu, welche wie alle Hauptstraßen durch ihre Breite und Regelmäßigkeit sich auszeichnet. Mitten in jeder Hauptstraße von Peking ist ein etwa drei Fuß hoher Erdaufwurf für leichte Fuhrwerke und Fußgänger; schwer beladene und mit fünf oder sieben Maulthieren bespannte Wagen müssen auf der schmalen Straße zur Seite der Erhöhung fahren. Nur zur Zeit starker Regen, durch welche die Straßen zwischen der Erhöhung und den Häusern mit einem undurchdringlichen Koth sich füllt, dürfen auch schwere Wagen auf dem Damme fahren. Dieser ist ziemlich breit, und würde für die Equipagen sehr bequem sein, wären nicht an den Seiten fortlaufend Zelte und Buden aufgeschlagen, welche die Straßen dermaßen einengen, daß kaum zwei Wagen neben einander fahren können. Wenn aber der Kaiser ausfährt, was einige Mal im Jahre geschieht, so werden alle diese Zelte und Buden abgebrochen; der hohe Weg wird geebnet und mit gelbem Sande überschüttet, so daß der Beherrscher des chinesischen Reiches nie Etwas von den Unannehmlichkeiten schlechter Wege in den Straßen seiner Hauptstadt erfährt.

Bei der ungeheuern Bevölkerung Pekings sind die Straßen den ganzen Tag hindurch mit zwei ununterbrochenen Reihen von Wagen bedeckt, welche sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegen. Es ist eine wahre Noth, wenn ein zu Fuße gehender Chinese einem fahrenden Bekannten begegnet; der Letztere muß nach den mit der strengsten Pünktlichkeit einzuhaltenden Gesetzen chinesischer Höflichkeit anhalten, aussteigen, trotz Wetter und Schmutz sagen: Wie steht es mit Deiner Gesundheit? — und ihn dann einladen, sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß der Fußgänger verbunden ist, diese Fragen zurückzugeben, und seinen Bekannten zu bitten, den Weg fortzusetzen. Der Fahrende will nicht einsitzen, ohne abzuwarten, bis der Fußgänger weiter geht, und dieser will warten, bis jener sich wieder in den Wagen gesetzt hat. Die Ceremonie dauert manchmal eine halbe Stunde, und während dieser ganzen Zeit müssen die hinteren Wagen warten, weil gar keine Möglichkeit da ist, den anhaltenden Wagen zu umfahren. Wenn der Aufenthalt durch das Zusammentreffen von Beamten veranlaßt wird, so warten die Chinesen geduldig; aber zuweilen reißt auch dem Geduldigen die Geduld, wie wir das gleich bei unserer ersten Ausfahrt erfuhren. Ein zerlumpter gemeiner Mensch in einem schmierigen leinenen Kittel fuhr auf einem halbzerbroche-

nen Wagen daher, an den ein magerer Esel gespannt war; er machte Halt, als er einem ähnlich gekleideten Bekannten begegnete, und hielt alle hinter ihm Fahrenden funfzehn Minuten lang auf. Da verloren die Chinesen doch die Geduld und forderten ihn mit lautem Geschrei auf, den Höflichkeitsbezeigungen ein Ende zu machen.

Nachdem wir drei Stunden lang durch die Straßen von Peking gefahren waren, hatten wir einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Aeußern der Stadt bekommen. Die Hauptstraßen sind ziemlich breit, die Seitenstraßen aber so eng, daß zwei sich begegnende Carriolen einander nicht ausweichen können, weßhalb ein Kutscher erst immer in die Straße hineinrufen muß, ob ihm nicht Jemand entgegen komme. Jede Seitenstraße hatte vormals bei der Kreuzung mit andern Seitenstraßen ein Thor, von denen viele noch jetzt erhalten sind; diese Thore wurden damals von Wächtern, die in der Nähe in kleinen Wachthäusern wohnten, des Nachts geschlossen, und es bedurfte einer besondern Erlaubniß, um das Thor passiren zu können. Jetzt hat diese Strenge aufgehört; die Wächter rufen nur noch die bei Nacht Hindurchgehenden an, und selbst dieß geschieht jetzt selten. Bei der Gewohnheit der Chinesen, sich mit hohen Mauern zu umgeben, sind die Straßen Pekings äußerst einförmig; allenthalben dehnen sich hohe, aus halbgebrannten, grauen Backsteinen aufgeführte Einschließungsmauern aus, allenthalben blicken hinter diesen Mauern spitzige, ausgeschweifte Dächer hervor, die durch Form und Farbe wieder ganz eintönig sind. Nur der kaiserliche Palast ist mit verglasten grünen Ziegeln, die übrigen Wohnungen sind aber sämmtlich mit grauen, halbgebrannten gedeckt. Außer dem kaiserlichen Palaste finden sich etwa noch sieben bis acht fürstliche Paläste; alles Uebrige ermüdet durch seine Staubfarbe den Blick, und das Auge könnte durchaus auf Nichts ruhen, wenn nicht die auf den Straßen befindlichen Kaufläden die ertödtende Einförmigkrit belebten. Vor dem Eingang in eine jede Bude hängen schwarz lackirte Tafeln, die mit dicken goldenen Buchstaben beschrieben sind. Unter den Buden ist indeß durchaus kein äußerer Unterschied, und nur diejenigen, in denen Süßigkeiten verkauft werden, zeichnen sich durch ihren Luxus aus. Die ganze vordere Wand dieser Buden ist fast ohne Ausnahme bis zum Dach vergoldet und mit Drachen und verschiedenen andern Bildern verziert. Die Pracht dieser Läden ist um so auffallender, als daneben häufig eine halb eingestürzte Ringmauer, oder ein den Einsturz drohendes Häuschen steht.

Oeffentliche Plätze und Gärten giebt es in Peking nicht; unter den Gebäuden sind nur die verschwenderisch mit Zinnober bemalten Tempel bemerkenswerth. Man hätte in der That Unrecht, den Chinesen Bigotterie vorzuwerfen: ihre Tempel stehen fortdauernd leer, und nur hier und da hält es ein Beamter, der eine neue, versteht sich einträgliche Stelle bekommen hat, für seine Pflicht, alle Tempel der Stadt zu besuchen. Dabei benimmt er sich folgendermaßen: Beim Eintritt in den Tempel trägt er ein Bündel

Kerzen, die aus Baumrinde und wohlriechendem Holze gemacht sind, zündet diese vor dem Götzenbild an und macht einige Verbeugungen bis auf die Erde; während dieser Zeit schlägt der Priester mit einem hölzernen Schlägel auf eine metallene Schale. Hat der Pilger auf solche Weise seine Andacht verrichtet, so wirft er einiges Geld hin, geht dann in den zweiten Tempel, hierauf in den dritten u. s. f. Selbst die gemeinen Leute gehen nur bei besondern Veranlassungen in den Tempel; wenn z. B. eine große Trockenheit eintritt, sammeln sich alsbald Schaaren von Bauern in dem Tempel, um von Gott Regen zu erbitten, und zünden dabei nicht bloß Kerzen an und machen tiefe Verbeugungen vor dem Götzenbilde, sondern sie bringen auch Opfer dar, die aus verschiedenen Broden bestehen. Ein wahres, nicht auf Interesse berechnetes, die Seele des Betenden erhebendes Gebet kennt der Chinese gar nicht. Allerdings sind in jedem Monate einige bestimmte Tage, in denen die Tempel von dem Volke besucht werden, aber dann strömt man nicht des Gebetes, sondern des Handels willen dahin. Auf den Höfen der Tempel werden Waaren ausgestellt, namentlich Galanteriewaaren, und die Besuchenden spazieren von Mittag bis zum Abend unter den Reihen der Verkäufer herum und handeln mit den Kaufleuten, die gewöhnlich unmäßige Preise fordern. Für einen Nephrit z. B., einen Stein von grasgrüner Farbe, der bei den Chinesen besonders geachtet ist, und den man zu Ringen, Tabaksdosen, Armbändern u. s. w. verwendet, verlangte ein Kaufmann 250 Lan (der Lan etwas über 4 Gulden) und überließ ihn mir zu 26! Hier zeigen auch Gaukler ihre Künste; der eine geht auf den Händen, der andere wirft Messer u. dgl. Gegen Abend verödet der Hof des Tempels, es wird wieder still bis zum folgenden Jahrmarkt, und nur die Priester brennen dreimal am Tage eine Kerze vor jedem größeren Götzenbilde an, wobei sie sich jedesmal auf die Erde werfen. Wenn es dem Priester nicht zu Sinne steht, diese beschwerliche Pflicht zu erfüllen, so schickt er einen seiner Schüler, der die Kerzen anzündet und sich verbeugt: und hat der Schüler nicht Lust, so thut es auch wohl ein gewöhnlicher Tagelöhner.

Wenn auch die Tempel fast immer leer stehen, so sind dagegen die Gasthäuser vom Morgen bis zum Abend mit Menschen angefüllt, obgleich in jeder Straße sich deren einige finden. Im Aeußeren zeichnen sie sich durch Nichts von den Kaufläden aus; auch bei ihnen geht eine Thür auf die Straße hinaus, und an den Seiten der Thür sind Tafeln mit goldenen Inschriften aufgehängt. Das Innere dieser Anstalten ist nach dem Range der Besucher eingerichtet, für welche das Gasthaus bestimmt ist. Für das gemeine Volk sind in einem ungeheuern Raume Tische und Schemel aufgestellt, für reichere Besucher sind besondere Zimmer bestimmt, die gewöhnlich von einer ganzen Gesellschaft gemiethet werden, die sich darin einquartiert. Die reiche chinesische Jugend verschwendet namentlich ungeheuere Summen in den Wirthshäusern, und hält es für eine Ehre, an

eine Mahlzeit 200 Gulden zu wenden. Das „Verzehren" muß man hier ganz wörtlich nehmen, da das Weintrinken ganz wegfällt und der Hauptgenuß im Essen besteht. Aber was essen sie denn? Allerlei theure Sachen, z. B. gebratenes Eis, wovon man einen kleinen Teller mit 6 Lan (24 Gulden) bezahlt. Es wird in folgender Weise zubereitet: Der Koch nimmt kleine Stückchen Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Sieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen, aus Zucker, Eiern und scharfen Sachen gemischten Teig und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefett gefüllte Pfanne. Die ganze Kunst des Kochs besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt, als das Eis in dem Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es in den Mund, so verbrennt man sich, zerbeißt man es, so ist es kalt. Der hohe Preis der Schüssel kommt daher, daß sehr wenig Köche sie gehörig zu bereiten verstehen. Im Ganzen genommen sind die chinesischen Gerichte für den Europäer unangenehm, denn sie bereiten Alles ohne Salz und verschwemmen es in einem Ueberfluß von Schweinefett; wenige Gerichte sind ohne Ingwer und Knoblauch; nur die Braten sind sehr schmackhaft.

Die Ursache der unmäßigen Anzahl Traiteurs liegt in der Gewohnheit der Chinesen, einander nicht zu Hause, sondern in diesen öffentlichen Anstalten zu bewirthen; nur Verwandte und genaue Bekannte laden zum Mittags- und Abendessen im Hause ein. Bei den Traiteurs sammelt sich die Jugend, und die Alten speisen da nach dem Theater; Theater und Gastmahl beim Traiteur gehören zu den Vergnügungen, welche unwandelbar aufeinander folgen müssen. Die theatralischen Vorstellungen beginnen um 11 Uhr Morgens und dauern bis 6 Uhr Abends. Im Laufe des Spiels kommen hübsche Knaben, welche die Rollen von Weibern spielen, in die Logen der Reichen und bestimmen ihnen einen Traiteur, wohin sie zu kommen versprechen, um mit ihnen zu Abend zu essen. Während des Abendessens wählen diese Knaben die Speisen aus, und verlangen gewöhnlich die theuersten Sachen, weil sie zuvor mit dem Traiteur über eine Belohnung verhandelt haben. Alle diese Knaben sind sehr reich und mit Geschmack gekleidet, gewandt im Umgange, behend und witzig.

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln zur Zeit der Jahrmärkte sieht man Frauen, aber auf den Straßen begegnet man ihnen sehr häufig. Frauen der gemeinen Classe gehen zu Fuß, wer aber nur etwas wohlhabend und angesehen ist, fährt in Carriolen; Frauen und Töchter von Fürsten lassen sich in Sänften tragen. Frauen wie Mädchen erscheinen auf den Straßen mit offenem Gesicht und ungekünstelten Haaren, welche sie mit schönen künstlichen Blumen verzieren. Selbst die zerlumpteste, schmutzigste alte Köchin hat, wenn sie nur vor die Thür geht, um etwas Knoblauch oder Kohl zu kaufen, unfehlbar irgend eine wo möglich rothe Blume in ihrem grauen Haar stecken. Die Klei-

dung der Frauen zeichnet sich durch helle Farben aus, und besteht bei den Mandschurinnen hauptsächlich aus einem langen Oberrock mit ungeheuern weiten Aermeln. Dieser Rock bedeckt die Taille ganz, aber die Chinesen kümmern sich wenig um diesen Nachtheil, da sie die Schlankheit der Frauen in engen Schultern und einer flachen Brust suchen, weßhalb die Frauen auch die Brust mir einem breiten Gürtel zubinden, der die Stelle unserer europäischen Corsette vertritt. Die Kleidung der eigentlichen Chinesinnen besteht aus rothen oder grünen Hosen, die mit verschiedenfarbiger Seide gestickt sind, aus einigen gleichfalls gestickten Jacken und einem reich gestickten Ueberrock. Noch mehr unterscheiden sich die Chinesinnen von den Mandschurinnen durch die Füße; letztere verderben ihre Füße nicht durch starkes Einwickeln, und tragen Pantoffeln wie die Männer, nur ihre Strümpfe werden aus hellfarbigen Stoffen gemacht mit Fußsohlen, die nicht weniger als vier Zoll dick sind. Die Chinesinnen dagegen binden vom fünften Jahre an ihre Füße mit breiten Bändern ein, so daß vier Zehen hinab gebogen werden, und die große Zehe darüber gebogen wird. Die Nägel dringen dadurch in das Fleisch ein und verursachen fast immer Wunden. Die unglücklichen Frauen leiden fast ihr ganzes Leben lang an dieser barbarischen Sitte; nicht eine kann auf dem ganzen Fuße stehen, und alle gehen bloß auf den Fersen. Ihr Gang ist deßhalb sehr unschön, und sie schwanken immer von einer Seite zur andern. Man stelle sich einen Fuß mit abgehauenen Zehen, mit unmäßig hohem Oberbein, einem Pferdefuß nicht unähnlich, vor, in ein farbiges mit Seide ausgenähtes Pantöffelchen mit einer ganz dünnen Sohle gesteckt, so hat man einen Begriff von dem Fuß einer chinesischen Schönen. Versucht aber einmal, einem Chinesen die Dummheit dieser Sitte zu beweisen, er lacht euch gerade ins Gesicht, und ist fest überzeugt, daß die Schönheit dieses kleinen Füßchens mit Nichts zu vergleichen ist. Vergebens wendete der kluge Kaiser Kan-si alle Kräfte an, China aus seinem tausendjährigen Schlafe zu wecken, und wollte auch diese barbarische Gewohnheit ausrotten, indem er den mit dem Tode bedrohete, der die Füße seiner Töchter durch Einschnüren verunstalten würde. Die furchtbare Maaßregel konnte die Kraft der Gewohnheit nicht brechen, und der Kaiser war genöthigt, sein Gesetz unausgeführt zu lassen und bloß zu verordnen, daß die Frauen und Nebenweiber des Kaisers und selbst der Fürsten nur aus den Töchtern der Mandschuren *) genommen werden sollten.

Das Ausgehen einer reichen Mandschurin oder Chinesin geschieht immer mit ziemlichem Prunk. Voran zieht ein Reiter; hinter ihm führt ein Kutscher das an einen zweirädrigen Karren gespannte Maulthier am Zü-

*) Bei einem inneren Regentenkriege Chinas wurden die mongolischen Mandschus im Amurlande zu Hilfe gerufen, die ihr eigenes Oberhaupt Kang-hi zum Kaiser machten, 1662, und seitdem über China herrschten.

gel; Dach und Seiten des Wagens sind mit blauem Tuch verhängt, in welchem auf jeder Seite Stücke von schwarzem Sammet und Glas eingenäht sind; links und rechts vom Wagen gehen zwei Leute, welche denselben halten, um das Umfallen bei Unebenheiten zu verhindern; hinter dem Wagen kommt wieder ein Reiter. Man steigt von vorn in die und von da aus der Equipage, weßhalb auch jedesmal der Kutscher das Maulthier ausspannt; die an den Seiten gehenden Leute führen die Carriole bis hart an die Treppe, lassen die Stangen auf die Stufen der Treppe nieder und wenden dann sogleich der Equipage den Rücken, indem sie nach chinesischer Sitte der Herrin nicht ins Gesicht schauen dürfen. Dann steigt die gewöhnlich vorn sitzende Dienerin auf den Boden herab, stellt ein Schemelchen hin und hilft ihrer Gebieterin aussteigen. Bei der Abfahrt wiederholt sich dieß, d. h. zuerst setzt sich die Frau und die Dienerin hinein, dann spannt der Kutscher das Maulthier vor und die Cortège folgt in der obigen Ordnung. Die Pracht bei der Ausfahrt des Mannes besteht in der großen Anzahl Reiter, welche die Carriole begleiten. Diese Anzahl steigt oft auf zwanzig und darüber. Aber worin besteht das Gefolge? Die zwei oder drei Vordersten sind noch ziemlich gekleidet, die Andern aber haben Lumpen an und schleppen sich auf dürren lahmen Maulthieren fort; der Hochmuth gestattet aber dem Chinesen nie beim Ausfahren die Zahl seiner Diener zu beschränken, obwohl die Unterhaltung dieser müßigen Schaar sehr hoch zu stehen kommt.

Die Straßenbewegung in Peking beginnt mit Anbruch des Tages, d. h. Sommers um vier Uhr, Winters um sechs Uhr Morgens. Zuerst erscheinen in den Straßen die Beamten, die mit Akten in den Palast gehen, und dann die Kleinhändler mit Eßwaaren. Der Lärm und die Bewegung nimmt allmälig zu, und gegen sieben Uhr Morgens sind alle Straßen mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt. Der Chinese, wenn er Morgens aufsteht, wäscht sich auf besondere Weise: er taucht ein ganz kleines Handtuch in warmes Wasser, das man ihm in einer kupfernen Schaale bringt, und reibt sich Kopf und Hände damit. Nach dem Waschen trinkt er Thee, ohne vorher irgend religiöse Gebräuche vorzunehmen; nach einer oder anderthalb Stunden, nämlich um neun Uhr, setzt er sich zum Mittagsmahl nieder, und geht dann seinen Geschäften nach. Um zwei Uhr kommen die Beamten aus dem Bureau, und gehen dann ins Theater oder machen Besuche. Um fünf Uhr kommen sie nach Hause zurück, um zu Abend zu speisen, und um neun oder zehn Uhr legt man sich schlafen. Um diese Zeit herrscht auf den verödeten Straßen bereits völlige Stille, und nur da und dort brennt das trübe Licht der Papierlaternen, die an niedern Säulen befestigt sind. Bei Nacht finden keine Aufsichten und Patrouillen statt; die Wächter schlafen ruhig in ihren Wachtstuben, und nur zuweilen, wenn sie gerade einmal aufwachen, rufen sie einem verspäteten Fußgänger zu: Na-erl? (Wohin gehst du?) — der Wanderer antwortet: Zjä-ka! (Nach Hause!) und

setzt ruhig seinen Weg fort. Räubereien und Gewaltthaten kommen nie auf der Straße vor; aber Diebe schlüpfen nicht selten in die Fenster der reichen Häuser hinein und bestehlen die Unvorsichtigen auf eine sehr geschickte Weise.

Bekanntlich sind die Chinesen die ärgsten Memmen auf der Welt, und entschließen sich nie, mit den Waffen Jemanden anzufallen, oder auch nur sich zu vertheidigen, so lange noch irgend eine Möglichkeit da ist, sich davon zu machen. Aber es kommt doch auch vor, daß selbst diese Schafsnaturen in eine rasende Stimmung gerathen, und dann sind sie zu Allem fähig. So waren wir in den ersten Zeiten unseres Aufenthalts in Peking Zeugen eines Straßenauftritts. Zwei gemeine Chinesen, die auf einen dritten durch irgend Etwas erbittert waren, geriethen in eine unbeschreibliche Wuth und begannen auf den Unglücklichen mit dicken Prügeln loszudreschen. Der arme Mensch, welcher einige harte Schläge auf den Kopf erhalten hatte, fiel besinnungslos zu Boden, aber seine erbitterten Feinde fuhren nur um so mehr fort, ihre Bosheit an ihm auszulassen. In einem Augenblick sammelte sich eine ungeheure Menge Zuschauer um sie und war bemüht, dem unmenschlichen Dreinschlagen durch Schreien ein Ende zu machen; aber Keiner entschloß sich, die Leute mit Gewalt zu trennen. Nach einigen Minuten erschienen „die Wächter der guten Ordnung,“ d. h. die Polizeidiener, aber auch diese scheuten sich vor dem furchtbaren Anblick, den funkelnden Blicken und wohl noch mehr vor den dicken Prügeln der Erbitterten, und warteten, bis diese ihre Wuth gesättigt hatten und mit dem Schlagen aufhörten. Dann erst wagten sie einzuschreiten, banden den beiden Uebelthätern, ohne den geringsten Widerstand zu erfahren, die Hände und führten sie vor die Behörde.

---

2. Ein chinesisches Gastmahl *).

Minqua, bei dem wir eingeladen waren, ist einer der reichsten Hong-Kaufleute **). Am 2. März erhielten wir die chinesisch auf rothes Papier geschriebene Einladung, und am 4. um sechs Uhr des Abends begaben wir uns in das Haus, wo die beiden Brüder Minqua uns empfingen. Der englische Kaufmann Dent stellte uns vor; wir waren acht Offiziere der Fregatte, außerdem noch der Consul Durand und fünf andere Personen.

---

*) Episode aus der Reise der Artemise. Journal de la Marine, Dezemberheft 1840.

**) So heißen die chinesischen Kaufleute in Kanton, die von der Regierung eigens dazu bestimmt sind, mit den fremden Nationen zu verkehren, und darum in besonderen abgeschlossenen Etablissements (Factoreien) wohnen, die gleichfalls Hongs heißen. Hier haben auch die Fremden Zutritt.

Die beiden Minqua sowie die von ihnen eingeladenen chinesischen Freunde waren in großem Costüm. Ihre langen Gewänder von blaubrochirter Seide hatten das prächtige Drachenzeichen aufgestickt; ein kegelförmiger Strohhut mit einer Quaste von Seidenplüsch bedeckte den Kopf. Bei ihrer Jugend und vortheilhaften Gestalt stand ihnen dies Costüm recht gut und hatte trotz dem spitzigen Hut und dem langen Zopf etwas Würdevolles.

Wir wurden in einen langen, durch Laternen von jeder Form und Farbe, die in Form von Lüstern am Plafond hingen, beleuchteten Saal geführt, dessen Ameublement in einer Reihe kleiner Theetische bestand, an deren jedem zwei Lehnstühle von Bambus standen. Ich nahm einen Schluck Thee, um das wunderbare Getränk in seiner Reinheit zu genießen, konnte ihm aber, obgleich das Parfum vortrefflich war, keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen; bei dem Mangel an Zucker schien er mir scharf und trocken. Die anderen Gäste theilten meinen Geschmack.

Nach einigen Minuten kam Herr Dent mit einer Liste, rief fünf der Eingeladenen zu sich und verließ mit ihnen den Saal; er kam dann noch zweimal, um die letzten Abtheilungen von Fünfen zu rufen, und so fanden wir uns allesammt in dem Speisesaal versammelt, wo unsere Gastwirthe uns erwarteten. Auch dieser Saal war mit Laternen, die voll glänzender Zeichnungen und mit seidenen Quasten behängt waren, beleuchtet und in der That in jeder Beziehung reich ausgeschmückt. Ungeheuere Rahmen mit farbigen Gläsern bildeten statt der Mauer den Hintergrund des Zimmers, das auf der andern Seite mit Papierrollen behängt war, auf denen eine Menge moralischer Sentenzen in chinesischer Schrift geschrieben standen*). Ein prächtiger Teppich bedeckte den Boden, und alle aus grün gefirnißtem Holze gefertigten Stühle waren mit Decken von blauem Tuch überzogen, auf welchem Blumen mit Seide eingestickt waren. Anrichttische waren im Saale umhergestellt, und sollten dazu dienen, um Platten und Teller darauf zu stellen und um die Braten zu zerschneiden; endlich in der Mitte waren drei Tische im Triangel aufgestellt, aber ganz von einander getrennt. An jedem derselben sollten fünf Gäste Platz nehmen mit einem der Herren des Hauses, der die Honneurs machte. Es ist zu bemerken, daß diese Aufstellung im Triangel nicht bloß Modesache ist, sondern durch die Nothwendigkeit geboten wird, denn die großen Gastmähler bei den Chinesen sind stets von Tänzen oder Darstellungen von Jongleurs begleitet; damit nun Jedermann gut sehen könne, ohne von der Stelle zu rücken, müssen die Tische so aufgestellt sein, daß die eine Seite leer bleibt. Dieß war denn auch hier der Fall. Ein Freund der Minqua machte die Honneurs an dem Tische, wo ich aß. Jeder hatte vor sich eine Untertasse von Porzellan, zwei kleine Stäbchen von Ebenholz, unten mit Silber verziert,

*) Auch auf den Aushängeschilden der Buden steht häufig ein Sinnspruch, z. B. „Plaudern und langes Sitzen verhindert das Geschäft."

und in einem dreieckigen, rothen und weißen Papier einen Zahnstocher aus dem Flügelglied einer Fledermaus, endlich eine ganz kleine Tasse zum Trinken des Kamschu und eine kleine Untertasse voll schwarzer Sauce aus Asseln (cloportes). Ein Dutzend Schüsseln aus blaubeblümtem Porzellan mit delikat zubereiteten, uns aber ganz unbekannten Speisen bedeckten einen großen Theil des Tisches; der nicht besetzte Theil desselben, der nur das Auge reizen und unberührt bleiben sollte, war mit einer Menge von Schüsseln voll Blumen und Früchte, sowie mit Kuchen bedeckt, die mit Orangekernen so künstlich und in so bizarren Formen bespickt waren, daß man vergebens nach einem Namen für diese verdeckten Platten suchte.

Nun begann das Mahl; zuerst hatte ich meine liebe Noth mit den Stäbchen, endlich aber gelang es, aus einem wunderlichen Gemische, worin ich Gurkenschnitte, Würste u. dgl. erkannte, einige Brocken herauszufischen; es war nicht schlecht, obgleich in dem Ragout sich getrocknete und geräucherte Haienflossen befanden. Ich kostete sodann etwas Gebratenes, das aus Schwalben gemacht sein sollte; auch dieß war sehr gut, nur fand ich einen starken, ekelerregenden Geschmack wieder, den ich schon bei der ersten Schüssel bemerkt hatte. Auch die berühmten Vogelnester waren etwas fad, und der fatale Geschmack, der mir den Magen umdrehte, verfolgte mich allenthalben, so daß mein Widerwillen gegen das Essen sich fortwährend steigerte. Eine infernalische, der europäischen Küche unbekannte Zuthat befand sich in allen, übrigens vortrefflich zubereiteten Speisen. Ich fragte, was es sein könne — es war Ricinusöl. Noch Etwas plagte mich fortwährend. Jeden Augenblick mußte ich meinem Nachbar, dem Chinesen, auf die Gesundheiten, die er ausbrachte, Bescheid thun und die kleine Tasse mit Kamschu leeren; es ist dieß eine Art süßsaurer weißer Wein, aus gegohrenem Reis und anderen Ingredienzen bereitet, und wird warm genossen. Ich hätte viel darum gegeben, einige Gläser Wasser trinken zu können, aber Brod und Wasser sind an einem chinesischen Tische verbotene Dinge. Die Etiquette nöthigte mich, auf die Gesundheiten Bescheid zu thun und dann die Tasse umzustürzen, zum Zeichen, daß nichts mehr darin sei. Der verzweifelte Mundschenk aber mit seiner unerbittlichen Kanne kam jeden Augenblick wieder, um sie zu füllen.

---

3. Hochachtung der Chinesen vor dem Ackerbau und der Seidencultur *).

Ein von den Chinesen sehr geehrtes und ihre alte Hochachtung für den Ackerbau beweisendes Fest ist dasjenige, welches stattfindet, wenn die

*) Nach „China und die Chinesen" von John Francis Davis.

Sonne den 15. Grad des Wassermannes erreicht. Der Gouverneur jeder Hauptstadt begiebt sich in Prozession nach dem östlichen Thore, um „den Frühling zu empfangen," den ein Zug mit einer großen Thonfigur darstellt, die einem Büffel ähnlich sieht, welchen die Chinesen „Wasserochs," wegen seiner Neigung für schlammige Gewässer, nennen, und der verwendet wird, um ihre Pflüge durch die Reisfelder zu ziehen. Den Zug begleiten Tragbahren, auf denen sich phantastisch gekleidete und mit Blumen geschmückte Kinder befinden, die mythologische Figuren darstellen, und das Ganze ist von einer Musikbande begleitet. Sobald Alle das Haus des Gouverneurs erreicht haben, hält derselbe in seiner Eigenschaft als Priester des Frühlings eine Rede, worin er die Sorge für den Ackerbau empfiehlt; darauf, wenn er den thönernen Büffel dreimal mit der Peitsche geschlagen hat, fällt das Volk darüber her und bricht das Bild entzwei, das in seinem Innern noch eine Menge kleiner Thonfiguren birgt, um die nun die Menge sich reißt und rauft. Diese Ceremonie hat einige Aehnlichkeit mit der Prozession des Apisochsen der alten Aegypter, die auf gleiche Weise mit den Arbeiten des Feldbaues und den Hoffnungen auf ein fruchtbares Jahr verknüpft war.

In derselben Zeit ehrt auch der Kaiser den Ackerbau durch die Ceremonie des Pflügens. Begleitet von einigen Prinzen und den ersten Ministern des Reichs begiebt er sich nach dem eigens für diesen Zweck bestimmten Felde in dem abgeschlossenen Raume, der den „Tempel der Erde" umgiebt, wo Alles durch dazu angestellte ordentliche Pflüger gehörig vorbereitet worden ist. Nachdem der Kaiser von dem auf diesem Felde gewonnenen Getreide den Göttern geopfert hat, pflügt er einige Furchen, worauf ihm die Prinzen und Minister der Reihe nach folgen. Darauf werden „die fünf Getreidearten" gesäet, und sobald der Kaiser die Vollendung der Arbeit durch die gegenwärtigen Feldarbeiter angesehen hat, wird das Feld der Aufsicht eines Beamten übergeben, dessen Geschäft es ist, den Ertrag davon einzusammeln und für die Opfer aufzubewahren.

Die nämliche Aufmunterung und das Beispiel, welches der Kaiser in Person der Produktion der Hauptnahrungsmittel gewährt, wird von der Kaiserin dem Anbau des Maulbeerbaumes und der Pflege der Seidenwürmer gegeben, da diese die hauptsächlichsten Kleiderstoffe liefern, deren Anfertigung größtentheils Sache der Frauen ist. Im neunten Monat des Jahres begiebt sich die Kaiserin mit ihren ersten Damen zum Erfinder des Seidenbaues, demselben ein Opfer darzubringen. Nach Beendigung dieser Ceremonie wird eine Quantität Maulbeerblätter gesammelt, die zur Ernährung des kaiserlichen Depots von Seidenwürmern bestimmt sind. Hierauf werden andere mit der Seidenbereitung verknüpfte Geschäfte vorgenommen, z. B. das Erhitzen der Cocons in Wasser, das Abwinden des Gespinnstes u. s. f., und so schließt die Ceremonie. — Von den sechszehn an das Volk gerichteten „heiligen Gesetzen" bezieht sich das vierte ausschließlich

auf die vorerwähnten Gegenstände. „Besorgt,“ heißt es daselbst, „eure Landgüter und Maulbeerbäume, damit ihr genügende Nahrung und Kleidung erhalten mögt.“ Ein Kaiser der vorigen Dynastie ließ ausdrücklich zur Erklärung der beiden Industriezweige ein Werk verfassen, das den Titel führt: „Keng-tschi-tu“ (Erklärung des Ackerbaus und der Weberei). Es besteht aus vielen Holzschnitten, welche die verschiedenen Processe bei der Erzeugung von Reis und Seide darstellen, und mit einer Beschreibung in Worten begleitet sind. Die großen Vorzüge, welche die chinesischen Regenten dieser inländischen Industrie vor dem Handel, besonders dem ausländischen, geben, scheint von dem Gefühl dictirt zu werden, daß die Herrschaft des Handels der Vergänglichkeit unterworfen ist, während Staaten, die nur von sich selbst abhängen, der Zeit trotzen können.

Funfzehnter Abschnitt.

1. Die Heiligthümer von Mekka und Medina. — 2. Das Kameel, als Schiff der Wüste. — 3. Die Beduinen. — 4. Ein beduinisches Gedicht.

1. Die Heiligthümer von Mekka und Medina*).

Die Kaaba zu Mekka.

Bevor ich die religiösen Ceremonien beschreibe, die ich selbst mitmachte, will ich erst eine Darstellung der Moschee und ihres Heiligthums zu geben versuchen.

In einem engen von kahlen Bergen eingeschlossenen Thale liegt die ganz offene, unregelmäßig gebaute Stadt Mekka, die heilige Stadt, die Geburtsstätte des Propheten, der allgemeine Wallfahrtsort aller Moslemim, den jeder Gläubige wenigstens Ein Mal in seinem Leben besucht haben muß, wenn er ruhig sterben will. In der südlichen Hälfte der Stadt, da wo das Thal am breitesten ist, erhebt sich das Beit-Ullah (Haus Gottes) oder die große Moschee von Mekka mit der weltberühmten Kaaba, welche dem Tempel erst seine Wichtigkeit verleiht, da es in andern Städten des Orients nicht bloß eben so große Moscheen gibt, sondern auch viele, welche ihn an Schönheit weit übertreffen.

Das Ganze bildet ein längliches Viereck in der Richtung von Nordosten nach Südwesten; es ist 250 Schritte lang und 200 Schritte breit. Die nördliche Seite wird von einer vierfachen Säulenreihe gebildet, die übrigen bestehen aus dreifachen Colonnaden, welche oben durch Gewölbe verbunden sind, von denen je vier eine kleine Kuppel tragen. Die Zahl sämmtlicher Kuppeln ist 152. Der ganzen Länge nach hängen von den

*) Nach den Travels in Arabia etc. von Burckhardt. (London 1829.) Vergl. Sommer's Taschenbuch der Reisen IX. 1831.

Bogengewölben überall Lampen herab, von denen einige jeden Abend, alle zusammen aber nur während des Ramadan (der Fastenzeit) angezündet werden. Die Säulen sind über 20 Fuß hoch und 1½ bis 1¾ Fuß dick; die meisten sind von gewöhnlichem Baustein, wie er bei Mekka gefunden wird, die übrigen von weißem Marmor, Granit oder Porphyr. Auch die Form und Bearbeitung der Säulen ist sehr verschieden. Sowohl bei der Erbauung als der öfteren Erweiterung der Moschee wurden diese Säulen aus verschiedenen Orten zusammengeschleppt, von den Trümmern römischer oder griechischer Tempel in Aegypten, Syrien u. s. w. Die Moschee ist nebst der Kaaba selbst im Laufe der Jahrhunderte so oft zerstört, beschädigt, wieder aufgebaut und ausgebessert worden, daß man sich über die Ungleichheit in der Bauart nicht wundern darf.

Von den ringsum sich hinziehenden Säulengängen führen sieben gepflasterte Wege nach der in der Mitte des Ganzen stehenden Kaaba oder dem heiligen Hause. Diese Wege sind neun Zoll über den Erdboden erhöhet, mit feinem Kies oder Sand bestreut, und von einer Breite, daß vier bis sechs Personen neben einander gehen können. Die von diesen Wegen eingeschlossenen Zwischenräume sind hier und da mit Gras bewachsen, das seine Nahrung von dem Wasser des Zemzem, des heiligen Brunnens, erhält, welches aus den in langen Reihen hier überall aufgestellten Krügen tropft. Der Boden der Moschee ist niedriger als die benachbarten Straßen der Stadt, so daß man von der Nordseite acht bis zehn, von der Südseite drei bis vier Stufen hinabsteigen muß.

Die Kaaba ist ein kleines massives Gebäude von achtzehn Schritt Länge, vierzehn Schritt Breite und fünfunddreißig bis vierzig Fuß Höhe. Sie steht nicht genau in der Mitte der Moschee, was davon herrührt, daß letztere später erbaut und nachher zu verschiedenen Zeiten planlos erweitert worden ist. Die Muhamedaner glauben, daß Abraham (Ibrahim) der erste Erbauer der Kaaba gewesen ist, und daß sein Sohn Ismaël ihm dabei die Steine zugelangt hat, welche durch ein Wunder der göttlichen Allmacht gleich viereckig zugehauen aus der Erde zum Vorschein kamen. Man sieht noch jetzt an der Nordseite der Kaaba, nahe beim Thor und dicht an der Mauer, eine kleine mit Marmor ausgelegte Vertiefung im Erdboden, welche El Madschen heißt, und den Ort bezeichnet, wo Abraham und Ismaël den Kalk und Mörtel zubereiteten. Nahe dabei lag der Stein, welcher dem Abraham zum Fußgestell bei der Arbeit diente und, ebenfalls durch ein göttliches Wunder, in dem Verhältniß, als das Gebäude höher ward, aus dem Erdboden nachrückte. An dieser Stelle müssen die Pilger ein vorgeschriebenes Gebet verrichten.

In ihrem gegenwärtigen Zustande ist die Kaaba ein neues Gebäude zu nennen, da sie erst im Jahre 1627 n. Chr. errichtet wurde. Damals hatte eine Ueberschwemmung drei Seiten eingerissen, und bei der Wiedererbauung mußte auch die vierte neu aufgebaut werden. Doch fragte man

vorher die Ulema (Priester) um ihren Rath, ob es erlaubt sei, das heilige Haus zu zerstören, ohne der Gottlosigkeit schuldig zu werden. Die Antwort fiel bejahend aus.

Da das Dach der Kaaba ganz flach ist, so sieht sie von Weitem wie ein Würfel (Cubus) aus. Das einzige Thor, welches in das Innere führt, und nur zwei- oder dreimal im Jahre geöffnet wird, befindet sich an der Nordseite, aber sieben Fuß über dem Boden, so daß eine hölzerne Treppe angesetzt werden muß, um hineinsteigen zu können. Es ist im Jahre 1633 aus Konstantinopel hergebracht worden, ganz mit Silber überzogen und mit Gold verziert. Auf der Schwelle werden alle Abende kleine brennende Wachslichter und Rauchpfannen gesetzt, die mit Moschus, Aloeholz und andern wohlriechenden Substanzen gefüllt werden.

In der nordöstlichen Ecke der Kaaba befindet sich, nicht weit von der Thür, etwa vier oder fünf Fuß über dem Boden, der berühmte schwarze Stein. Die Muhamedaner glauben, daß dieser Stein vom Himmel gekommen, und dem Abraham als ein besonderes Zeichen göttlicher Gnade durch den Engel Gabriel übergeben worden sei. Sie sagen, er wäre ursprünglich rein und durchsichtig gewesen, durch die Berührung eines unreinen Weibes aber schwarz und undurchsichtig geworden. Er hat die Gestalt eines unregelmäßigen Ovals, etwa sieben Zoll im Durchmesser, und eine wellenförmige Oberfläche, da er aus ungefähr einem Dutzend kleinerer Steine von verschiedener Gestalt und Größe zusammengesetzt ist, die glatt polirt und durch ein Cement mit einander verbunden sind. Durch die Millionen von Küssen und Berührungen, die der Stein erhalten hat, ist er ganz abgerieben, so daß es schwer hält, seine Beschaffenheit genau zu bestimmen. Vielleicht ist es Lava*), die verschiedene Steinarten in sich aufgenommen hat. Die Farbe des Steines ist jetzt ein dunkeles Rothbraun, das sich dem Schwarzen nähert. Das Cement, welches den Stein ringsum einfaßt, sieht aus wie eine Mischung von Pech und Sand, und über diese Einfassung geht noch ein silberner Reif, der mit gleichfalls silbernen Nägeln befestigt ist.

An der westlichen Seite der Kaaba, etwa zwei Fuß unterhalb des Daches, sieht man das berühmte Myzap oder die Rinne, durch welche sich das Regenwasser vom Dache auf den Erdboden herabstürzt. Sie ist etwa vier Fuß lang und sechs Zoll breit und, wie man sagt, von reinem Golde. An der Oeffnung hängt der sogenannte Bart des Myzab, ein vergoldeter Rand, über den das Wasser herabfließt. Das Pflaster unter dem Myzab ist von bunter Mosaik. Hier soll Ismail, Ibrahim's Sohn, und seine Mutter Hedscher (Hagar) begraben liegen. Eine halbkreisförmige Mauer umschließt diesen Raum, der Hedscher Ismail heißt und als zur Kaaba ge-

---

*) Chladni hat erwiesen, daß es ein Meteorstein ist; dann hat die Sage Recht, die ihn vom Himmel kommen läßt.

hörig betrachtet wird, so daß die Pilger, welche hier beten, dasselbe Verdienst haben, als ob sie im Innern der Kaaba gebetet hätten.

Alle vier Außenflächen der Kaaba sind mit einem schwarzseidenen Stoffe bekleidet, welcher Kisua heißt, und alljährlich zur Zeit der Wallfahrten erneuert wird. Er kommt aus Kairo, und wird daselbst auf Kosten des Großherrn fabricirt. Es sind verschiedene Gebete hineingewoben, welche man aber, da sie von gleicher Farbe sind, wie der Stoff selbst, nur mit großer Mühe lesen kann. Etwas über die Mitte läuft rund um das ganze Gebäude eine andere Inschrift aus Goldfäden. Derjenige Theil der Kisua, welcher die Thür bedeckt, ist reich mit Silber gestickt. Für den schwarzen Stein sind Oeffnungen gelassen, so daß derselbe bei dem Umgange bequem berührt werden kann. Wenn das alte Kisua abgenommen wird, bleibt die Kaaba vierzehn Tage lang ohne alle Bekleidung, und man sagt alsdann: El Kaaba Yehrem, d. h. die Kaaba hat das Pilgerkleid angezogen. Bei der Abnahme geht es sehr wild her. Einheimische und Fremde, Alt und Jung drängen und raufen sich, um nur einige Fetzen davon zu erhaschen. Die Pilger sammeln sogar den Staub, der unter der Bekleidung an den Mauern liegt, und verkaufen ihn nach ihrer Rückkehr als ein Heiligthum.

Die dunkle Farbe der Kisua giebt der Kaaba, die ganz frei in der Mitte des ungeheuern Vierecks steht, beim ersten Anblick etwas sehr Eigenthümliches und Imposantes. Da die Bekleidung nirgends dicht anliegt, so wird sie durch das leiseste Lüftchen in wellenförmige Bewegung gesetzt. Die frommen Pilger halten dieß für ein Zeichen von der Gegenwart der die Kaaba beschützenden siebenzigtausend Engel, deren Fittige, wie sie sagen, diese Bewegungen hervorbringen. Wenn die Posaune des letzten Gerichts ertönt, werden sie die Kaaba in das Paradies tragen.

Unter den übrigen kleineren Gebäuden, welche die Kaaba innerhalb des großen Vierecks umgeben, ist noch dasjenige bemerkenswerth, in welchem sich der berühmte heilige Brunnen Zemzem befindet. Es ist erst im Jahre 1694 erbaut worden und hat an der Nordseite eine Thür, welche in ein schönes mit Marmor von verschiedenen Farben verziertes Gemach führt. An dasselbe stößt ein kleineres mit besonderem Eingang und einem Behälter, der stets voll Wasser ist. Die Pilger bestreben sich, davon zu trinken, indem sie, wenn sie nicht hineingelangen können, die Hand mit dem Becher durch eine mit Eisenstäben vergitterte Oeffnung stecken. Die Oeffnung des Brunnens ist mit einer fünf Fuß hohen und zehn Fuß im Durchmesser haltenden Mauer umgeben. Auf dieser stehen die das Wasser mit ledernen Eimern herausschöpfenden Leute. Ein eisernes Geländer schützt sie vor dem Hineinfallen. Vom frühesten Morgen an, schon vor Tages Anbruch, bis gegen Mitternacht ist dieses Brunnengebäude stets mit Menschen angefüllt. Jedermann hat zwar die Erlaubniß, sich selbst Wasser heraufzuziehen, aber gewöhnlich wird dieses Geschäft von eigens dazu angestellten und von der Moschee bezahlten Personen verrichtet, die von den

Pilgern ein kleines Geschenk dafür erwarten, obwohl sie nichts fordern dürfen. Sehr fromme Pilger legen es sich als eine Buße auf, täglich mehre Stunden lang unentgeltlich Wasser zu schöpfen.

Vor dem Einfalle der Wahabis (Wechabiten) gehörte dieser heilige Brunnen dem Scherif von Mekka, und das Wasser wurde, als Gegenstand eines Monopols, zu sehr hohen Preisen verkauft. Die Türken betrachten es als ein Wunder, daß das Wasser nie abnimmt, wie viel auch davon ausgeschöpft wird. Aber in der Tiefe ist das Wasser fließend, wird also von einem unterirdischen Bach herbeigeführt. Es fühlt sich hart an, und sieht zuweilen milchicht aus; aber der Geschmack ist angenehm und nicht salzig, wie bei den andern Brunnen der Stadt. Wenn es frisch heraufkommt, ist es laulicht und gleicht in dieser Hinsicht vielem andern Quellwasser im Hedschas*).

Der Brunnen Zemzem versorgt die ganze Stadt mit Wasser, und es giebt kaum eine Familie, die sich nicht täglich einen Krug voll holte. Es wird aber nur zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen gebraucht; zum Kochen oder einem anderen häuslichen Gebrauch es zu verwenden, würde für gottlos gelten. Fast jedem Pilger wird, wenn er zum Abendgebet in der Moschee erscheint, ein Krug voll von den beim Brunnen angestellten Leuten hingesetzt. Die reicheren Pilger bezahlen auch wohl das Wasser für die ärmeren, damit diese nicht Mangel daran leiden. Es wird als ein untrügliches Heilmittel für alle Krankheiten angesehen, und die recht frommen Muhamedaner glauben, je mehr sie davon trinken, desto gesunder werden sie bleiben und desto gottgefälliger wird ihr Gebet sein. Wie weit der Aberglaube in dieser Hinsicht gehen kann, mag folgendes Beispiel zeigen.

Ein Mann, der mit mir in demselben Hause wohnte und das Wechselfieber hatte, erschien jeden Abend beim Brunnen und verschlang so viel Wasser, daß er fast ohnmächtig wurde. Hierauf lag er einige Stunden ausgestreckt auf dem Pflaster bei der Kaaba, und fing dann von Neuem an zu trinken. Als er endlich durch dieses tolle Verfahren sich an den Rand des Grabes gebracht sah, so behauptete er dennoch steif und fest, sein elender Zustand rühre nur davon her, daß er nicht vermögend sei, genug zu trinken.

Viele Pilger halten es nicht für hinlänglich, das Wasser bloß zu trinken, sondern sie ziehen sich in der Vorhalle des Brunnengebäudes aus und und lassen sich eimerweise damit begießen, indem sie glauben, daß das Herz dadurch eben so gereinigt werde, wie der übrige Körper. Wenige Pilger verlassen Mekka, ohne etwas von diesem Wasser in kupfernen oder zinnernen Flaschen mitzunehmen, um bei ihrer Heimkehr theils Geschenke damit zu machen, theils es für Krankheitsfälle oder zur Abwaschung nach dem Tode

*) Hedschas heißt die Landschaft, in welcher Mekka und Medina liegen.

aufzubewahren. So weiß ich, daß in Suez eine Kaffeeschale voll für einen Piaster verkauft wurde.

Bekanntlich glauben die Muhamedaner, daß der Brunnen Zemzem derselbe sei, welchen Jehova auf das Gebet der Hagar in der Wüste entspringen ließ, als ihr Sohn Ismael in Gefahr war, vor Durst zu verschmachten*). Ich vermuthe, daß die Stadt Mekka diesem Brunnen ihre Entstehung verdankt; denn viele Meilen in der Runde giebt es kein süßes Wasser, und selbst in der benachbarten Landschaft ist dergleichen nur in geringer Menge vorhanden.

Bei dem Mambar oder der Kanzel, auf welcher die Freitagspredigt gehalten wird**), müssen die Pilger, bevor sie den Gang um die Kaaba machen, ihre Schuhe ausziehen und stehen lassen, indem es nicht wie in andern Moscheen erlaubt ist, sie in der Hand zu tragen. Einige Leute halten unterdessen Wache bei den Schuhen und erwarten dafür ein kleines Geschenk. Trotz dieser Wache und der Heiligkeit des Ortes finden sich doch öfters Spitzbuben ein, und mir wurden drei Paar Schuhe nach einander gestohlen.

Die Betenden schließen weite Kreise, oft wohl zwanzig hinter einander, um die Kaaba, als den gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Hier ist also der einzige Fleck auf dem ganzen Erdboden, wo die Muhamedaner ihre Gebete nach allen Punkten des Compasses richten können, während sie anderwärts ihr Gesicht nur nach Einer Himmelsgegend richten dürfen, nämlich nur dahin, wo Mekka liegt. Man hegt den auf alte Ueberlieferung gegründeten frommen Glauben, daß die Moschee jede mögliche Zahl von Pilgern fassen könne, und daß selbst, wenn einmal alle Bekenner des Islam auf der Erde zu gleicher Zeit nach Mekka wallfahrten wollten, der Raum für die Betenden nicht zu klein sein werde. Die Schutzengel, heißt es, würden dann das Gebäude unsichtbarerweise vergrößern und den Körper jedes einzelnen Pilgers verkleinern. Eine Thatsache ist, daß die Moschee, welche nach meiner Meinung etwa 35,000 Personen fassen kann, niemals halb voll ist. Ich zählte nie mehr als 10,000, selbst nach der Rückkehr von Arafat, wo die ganze Masse der Pilger auf einige Tage in und um die Stadt versammelt zu sein pflegt.

Nur während der Stunden des Gebetes wird die Moschee (wie alle anderen im Morgenlande) als ein heiliger Ort betrachtet. Außer dieser

---

*) 1 Mos. 21, 14—19.

**) In allen Kirchen, welche erst durch Waffengewalt erobert werden mußten, besteigt der Chatib, welcher das Gebet für den Sultan zu verrichten hat, die Kanzel (türkisch Minber) mit einem hölzernen Schwert in der Hand, zum Andenken an die Gründung des Islam, den der Prophet mit dem Koran in der einen, mit dem Schwerte in der anderen Hand verbreitete. Zu beiden Seiten des Minber sieht man zwei Fahnen, wovon die eine den Sieg des Islam über das Judenthum, die andere den Sieg über das Christenthum vorstellt.

Zeit geht es darin ziemlich weltlich her. Zu Kairo habe ich in El-Aschar, der vornehmsten Moschee, Knaben gesehen, die Pfannkuchen zum Verkauf ausriefen, Barbirer, die ihre Kunden bedienten, und eine Menge gemeiner Leute, die ihr Mittagsbrod verzehrten, während in der Stunde des Gebets kein Laut gehört wurde, als die Stimme des Imam. Auch in Mekka ist die Moschee der allgemeine Versammlungsplatz für Geschäftsleute und Müßiggänger, und unter den Säulengängen liegen zuweilen so viele Kranke — die von den Vorübergehenden Rath und Hilfe erwarten —, daß man eher in einem Spital als in einem Tempel zu sein glaubt. Knaben spielen auf dem großen Platze, und Lastträger benutzen die Moschee als Durchhaus, um auf dem kürzesten Wege aus einem Stadtviertel in das andere zu kommen. In dieser Hinsicht gleicht die Moschee allen andern des Orients.

In mehreren Abtheilungen der Säulengänge wird öffentlich Schule gehalten, und kleine Kinder lernen da lesen. Hier geht es sehr geräuschvoll zu, und der Bakel des Schulmeisters ist unaufhörlich in Bewegung. An andern Stellen sieht man gelehrte Männer, welche jeden Nachmittag Vorlesungen über Religionsgegenstände halten, aber in der Regel nur wenig Zuhörer haben. Einige türkische Ulema erklären jeden Freitag nach dem Gebet ihren um sie versammelten Landsleuten ein paar Kapitel des Korans; nach Beendigung des Vortrages küßt Jeder ihnen die Hand und wirft etwas Geld in ihre Kappe. Bei dem Thore Bab el Salam sitzen den ganzen Tag einige arabische Scheiks mit Papier und Schreibzeug, um auf Verlangen Briefe, Rechnungen, Contracte und ähnliche Urkunden abzufassen. Auch verkaufen sie geschriebene Zaubersprüche, Amulete und Liebesrecepte, wofür sie sich ungeheuer bezahlen lassen. Ihre besten Kunden sind die Beduinen.

Zwischen den Säulen sieht man Tag für Tag eine Menge Leinenzeug hängen, welches im Wasser des heiligen Brunnens gewaschen worden ist. Viele Pilger kaufen sich in Mekka ihr künftiges Sterbekleid, worin sie sich begraben lassen wollen, und waschen es ebenfalls im Zemzem-Wasser. Solche Sterbekleider machen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus.

Mekka im Allgemeinen und die Moschee im Besondern wimmelt von Schaaren wilder Tauben, welche als ein unverletzliches Heiligthum des Tempels angesehen und Beitullah-Tauben genannt werden. Niemand darf eine tödten, selbst dann nicht, wenn sie in ein Privathaus kommen sollte. Auf dem Platze der Moschee sieht man eine Menge kleiner steinerner Becken, welche täglich mit frischem Wasser für sie gefüllt werden. Hier sitzen auch arabische Weiber und verkaufen Korn und Durra, womit die Pilger die Tauben füttern.

Der Dienst bei der Moschee beschäftigt eine große Anzahl Katibs, Imams, Muftis, Muezzins, Ulemas und andere Personen geringerer Classe. Sie werden aus den Einkünften der Moschee besoldet und erhalten einen Antheil von den Geschenken der Pilger.

Das Einkommen der Moschee ist immer noch beträchtlich genug, so sehr es auch seiner besten Zweige beraubt worden ist. Es giebt wenig Städte oder Provinzen im türkischen Reiche, wo die Kaaba nicht Grundeigenthum besäße; aber die jährlichen Einkünfte werden oft von den Statthaltern zurückbehalten oder auf dem Wege durch so viel Hände sehr verkleinert. Es gab Zeiten, wo die Kaaba allein aus Aegypten jährlich 295 Beutel*) und 48,000 Ardebs Getreide erhielt. Aus Konstantinopel kamen 14,000 Dukaten in baarem Geld rc. Aber schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die Einkünfte aus Aegypten durch die Mameluken-Beys mit Beschlag belegt, und jetzt hat Mehmed Ali Alles, was noch übrig blieb, an sich gerissen. Das Meiste beruht nun auf der Mildthätigkeit der frommen Pilger.

Nun, da der Leser ein Bild gewonnen hat von der Kaaba und Moschee, wird es ihm anschaulicher werden, wenn wir noch mit kurzen Umrissen die

Ceremonien des Cultus der Kaaba

zeichnen.

Ich traf am 9. September 1814 zur Mittagszeit in Mekka ein, in der vollkommenen Tracht eines arabischen Moslemim. Jeder Pilger, so wie er die Stadt betritt, ist verpflichtet, auch sogleich die Kaaba zu besuchen. Es boten sich mir auch alsbald ein halbes Dutzend Metowefs (Ciceroni, Fremdenführer) zur Begleitung an, von denen ich einen wählte und mich nach der Moschee begab. Sobald man, nach dem Eintritt durch den Säulengang, die Kaaba zuerst erblickt, sagt man gewisse Gebete her und verrichtet zwei Rikats, d. h. man wirft sich viermal auf den Boden nieder und drückt dadurch der Gottheit seinen Dank dafür aus, daß man die heilige Stätte glücklich erreicht hat. Hierauf schreitet man auf einem der gepflasterten Wege der Kaaba näher, stellt sich dem schwarzen Stein gegenüber und verrichtet abermals zwei Rikats, worauf der Stein mit der rechten Hand berührt, oder, wenn das Gedränge nicht zu groß ist, geküßt wird. Nun beginnt der Pilger den Gang um die Kaaba, das Towaf genannt, aber so, daß ihm dieselbe zur Linken bleibt. Dieser Gang muß siebenmal wiederholt werden, und zwar die ersten drei Male mit schnellen Schritten, als Nachahmung des Propheten, welcher, um das von seinen Feinden verbreitete Gerücht, als ob er gefährlich krank sei, zu widerlegen, dreimal schnell um die Kaaba lief. Bei jedem Umlauf müssen mit leiser Stimme gewisse Gebete verrichtet und zu Ende desselben der schwarze Stein, so wie ein anderer in einer Ecke eingemauerter Stein geküßt werden. Zuletzt tritt der Pilger nahe an die Mauer des Gebäudes, zwischen dem schwarzen Stein

---

*) Ein Beutel Silber = 250 Laubthaler = 500 Piaster; ein Beutel Gold = 15,000 Laubthaler = 30,000 Piaster. Alles Gold und Silber, was in den türkischen Schatz kommt, wird in ledernen Beuteln aufbewahrt.

und der Hauptthür, drückt die Brust dicht an letztere und fleht mit weitausgestreckten Armen zu Gott um Vergebung seiner Sünden. Hierauf zieht er sich gegen das benachbarte Mekam Ibrahim zurück, verrichtet hier zwei Rikats und begiebt sich dann zu dem anstoßenden Brunnen Zemzem, wo er, nach Verrichtung eines kurzen Gebets, so viel trinkt, als er will, oder ihm, bei dem Gedränge des Volkes, möglich ist.

Auf diese erste Ceremonie folgt der Gang zwischen Szafa und Meroua. Dieser Gang heißt der Say. Es stehen nämlich etwa 150 Fuß südöstlich von der Moschee auf einem etwas aufsteigenden Boden drei kleine offene Schwibbögen neben einander, die oben durch einen Architrav verbunden sind, und zu welchen drei breite steinerne Stufen führen. Dieß ist der Hügel Szafa. Der Pilger stellt sich auf die oberste Stufe, wendet das Gesicht nach der Moschee, erhebt die Hände gen Himmel und bittet Gott um Beistand auf dem heiligen Wege. Dieser Weg führt eine ebene Straße entlang, etwa sechshundert Schritt weit, deren Ende Meroua heißt. Hier befindet sich sechs bis acht Fuß erhöht eine Art von steinernem Altan, zu welchem man auf mehreren breiten Stufen empor steigt. Der Pilger muß den Weg von Szafa bis Meroua mit schnellen Schritten zurücklegen, und an einer gewissen Stelle, die durch vier steinerne Pfeiler der benachbarten Häuser bezeichnet ist, muß er sogar laufen. Zwei von diesen Pfeilern sind von grüner Farbe und enthalten eine Menge Inschriften, die man aber wegen der Höhe, in der sie angebracht sind, nur mit Mühe lesen kann. Auf dem ganzen Wege werden ununterbrochen mit lauter Stimme Gebete hergesagt. Kränkliche Personen dürfen reiten oder sich in einer Sänfte tragen lassen. Sobald man Meroua erreicht hat, steigt man die Stufen hinauf, verrichtet wieder bestimmte Gebete, und kehrt dann auf demselben Wege nach Szafa zurück, um den Gang nach Meroua von Neuem zu beginnen. Im Ganzen muß derselbe siebenmal wiederholt werden, nämlich viermal hin und dreimal zurück, so daß mit Meroua die Ceremonie beendigt ist.

Nunmehr folgt die dritte Ceremonie, der Besuch von Omrah. Dieß ist ein Ort mit einer kleinen Kapelle, anderthalb Stunden von Mekka. Indessen braucht dieser Besuch nicht gleich am ersten Tage verrichtet zu werden, was ohnehin, da die ersten beiden Ceremonien sehr abmatten, nicht wohl möglich ist. Ich ging erst am dritten Tage nach Omrah. Bevor der Pilger den Weg dahin antritt, begiebt er sich in eine Barbirstube, deren man in der Nachbarschaft von Meroua eine Menge antrifft, und läßt sich hier das Haupt scheeren. Der Barbirer verrichtet dabei ein vorgeschriebenes Gebet, welches der Pilger nachsagt. Die Hanefys, eine der vier rechtgläubigen Sekten der Moslems, lassen sich das erste Mal nur ein Viertel des Hauptes scheeren; die übrigen drei Viertel kommen nach der Rückkunft von Omrah an die Reihe. Auch muß alsdann das Towaf und das Say wiederholt werden. Die Wallfahrt nach Omrah ist zwar durch das Gesetz

streng anbefohlen, wird aber doch von vielen Pilgern unterlassen. Während der Sommerhitze verrichtet man sie gewöhnlich zur Nachtzeit.

Das Towaf soll der Pilger verrichten, so oft es ihm nur möglich ist. Die Meisten thun es täglich zweimal, des Abends und vor Tagesanbruch.

Die große Moschee, welche während des Ramadans durch Tausende von Lampen erleuchtet wird, ist der nächtliche Versammlungsplatz der Fremden, wo sie bis Mitternacht zusammen sitzen und plaudern. Das Ganze bot mir ein Schauspiel dar, welches — ausgenommen, daß keine Frauen zugegen waren — eher einer europäischen Nachtgesellschaft glich, als demjenigen, was ich in Bezug auf die Heiligkeit dieses Ortes erwartet hatte.

Medina mit dem Grabe Muhamed's.

Am Rande der großen arabischen Wüste, dicht an einer Bergkette, welche als eine Fortsetzung des Libanon das Land von Norden nach Süden durchzieht, liegt Medina. Das Gebiet der Stadt ist ein Theil der Landschaft Hedschas und zwar des Beled el Haram oder des heiligen Landes, welches jetzt den ganzen Küstenstrich von Yemen bis zur Landenge von Suez umfaßt.

Die letzten Ausläufe des erwähnten Gebirges berühren die Stadt an der Nordseite. Nach Süden hin breitet sich eine Ebene aus so weit, als man sehen kann; auf der tiefsten Stelle derselben liegt Medina, denn sie empfängt die Gewässer sowohl von den nördlichen als den östlichen Bergen. Dadurch entstehen in der Regenzeit zahlreiche Pfützen, die man dulden muß, bis sie von selbst austrocknen. Das geschieht wegen der vielen Bäume, Gärten und Mauern, womit die Ebene bedeckt ist, nur langsam. Diese Gärten und Dattelpflanzungen, mit Feldern dazwischen, umgeben die Stadt von drei Seiten. Bloß auf der Straße nach Mekka hin, wo die felsige Beschaffenheit des Bodens alle Cultur unmöglich macht, hat man eine freie Aussicht.

Medina ist gut gebaut, ganz von Stein; die Häuser sind in der Regel zwei Stock hoch und haben glatte Dächer. Da sie nicht geweißt und die Steine von dunkler Farbe sind, so erhalten die Straßen dadurch ein düsteres Ansehen, wozu noch kommt, daß sie oft bloß zwei bis drei Schritte breit sind. Nur einige Hauptstraßen sind mit großen Steinblöcken gepflastert, eine Bequemlichkeit, die man selten in Arabien findet. Die sonst sehr schöne Stadt fängt in der neuesten Zeit an sehr in Verfall zu gerathen, weil die Zahl der Pilger immer mehr abnimmt, wodurch viele Wohnungen, die bloß zum Vermiethen erbaut wurden, leer bleiben und verfallen. Medina gleicht in dieser Hinsicht allen andern Städten des Orients überhaupt, die ihre Blüthezeit gehabt haben und deren Glanz dahin ist.

Die vornehmste Straße von Medina ist diejenige, welche vom Kairo-

thor (Bab el Masry) zur großen Moschee führt. Sie ist die breiteste und enthält die meisten Kaufläden. Auch die Straße El Belat, von der Moschee bis zum syrischen Thore (Bab el Schamy) ist nicht unansehnlich, hat aber viele verfallene Häuser und nur wenige Kaufläden. In den übrigen Straßen findet man gar keine Kaufläden, und Medina unterscheidet sich dadurch von Mekka, wo die ganze Stadt ein einziger Markt ist. Sie gleicht überhaupt mehr einer syrischen als einer arabischen Stadt.

Das kostbarste Kleinod, welches dieser Stadt fast gleichen Rang mit Mekka giebt, und sogar Ursache ist, daß manche muhamedanische Sekten sie noch höher stellen als diese, ist die große Moschee mit dem Grabe Muhamed's, wegen ihrer Unverletzbarkeit „die heilige" genannt, gewöhnlich aber unter dem Namen „die Moschee des Propheten" weil Muhamed ihr Erbauer war, vorkommend. An Größe steht sie der zu Mekka beträchtlich nach, denn sie hat nur 165 Schritt Länge und 130 Schritt Breite, sonst aber ist sie nach demselben Plane gebaut wie jene. Sie bildet nämlich ein offenes Viereck, mit einem kleinen Gebäude in der Mitte, und nach allen Seiten mit bedeckten Colonnaden umgeben, die übrigens nicht so regelmäßig angelegt sind wie in Mekka. Die Säulen sind eben so ungleich wie dort, aber hier alle weiß angestrichen; die in der Nähe des Grabes befindlichen sind zur Hälfte mit glänzenden grünen Platten überzogen, auf denen man allerhand bunte Arabesken sieht. Diese Platten scheinen venetianische Töpferarbeit zu sein, und gleichen den grünen Ofenkacheln in Deutschland und der Schweiz.

Das Dach der Säulenhallen besteht aus einer Anzahl kleiner Kuppeln, welche auf dieselbe Art, wie in Mekka, von Außen weiß angestrichen sind. Auch die innern Wände sind ringsum geweißt, ausgenommen die südliche und ein Theil der südöstlichen (dem Grabe gegenüber), die bis oben hinauf mit weißen Marmorplatten belegt sind. Auf dem Grunde derselben erblickt man, so hoch und breit die Mauer ist, eine Menge Inschriften mit großen goldenen Buchstaben, eine über der anderen. Der Fußboden der Säulenhalle besteht aus grobem Pflasterwerk, an der Südseite aber aus schönen Marmorplatten, und zunächst dem Grabe aus Mosaik, die zu den schönsten gehört, welche ich im Morgenlande gesehen habe. Die südliche Mauer der Moschee hat große und hohe Fenster mit Glasscheiben (die einzigen in ganz Hedschas), worunter einige gemalt sind. Auch die anderen Mauern haben Fenster, aber ohne Glasscheiben.

Im südöstlichen Winkel der Moschee steht das berühmte Grabmal Muhamed's, und zwar so, daß zwischen ihm und der südlichen Mauer ein Raum von fünfundzwanzig, bis zur östlichen aber von funfzehn Schritten bleibt. Das Grab ist, damit man nicht allzunahe hinzutreten könne, mit einer Einfassung (El Hedschra genannt) umgeben, welche ein unregelmäßiges Viereck von etwa zwanzig Schritten bildet und mehrere von den Säulen der Colonnade mit einschließt. Diese Einfassung besteht aus

einem eisernen grün angestrichenen Gitter von guter Filigranarbeit. Die Zwischenräume enthalten Inschriften von gelber Bronze, die von dem Volke für Gold gehalten wird. Alles ist aber so dicht zusammengedrängt, daß man nicht hindurchblicken kann; bloß ein paar kleine Fenster, etwa sechs Zoll ins Gevierte, befinden sich auf jeder Seite des Gitters, in einer Höhe von fünf Fuß über dem Boden. An der südlichen Seite, wo die Pilger stehen, wenn sie beten, sind die Fenster mit der bekannten (in Silber gefaßten) Inschrift umgeben: „Es ist kein Gott als Allah, und Muhamed ist sein Prophet.“ Die ganze Einfassung hat vier Thüren, von welchen drei beständig geschlossen sind, die vierte aber jeden Morgen und Abend geöffnet wird, damit die Eunuchen *) den Staub abwischen und die Lampen anzünden können. Aber auch andere Personen dürfen gegen ein Geschenk von zwölf bis funfzehn spanischen Piastern an die vornehmsten Eunuchen in das Innere hineingehen. Leute von Stande, z. B. die Paschas oder Karavanenführer, sind frei. Nur Wenige entschließen sich jedoch zu dieser Ausgabe, da man weiß, daß man im Innern selbst nichts mehr sieht, als was man schon von Außen durch die Fenster sehen kann. Rings um das eigentliche Grabmal zieht sich nämlich ein Vorhang, zwischen welchem und dem Gitter ein schmaler Raum zum Herumgehen bleibt. Er ist so hoch als das Gitter, nämlich dreißig Fuß, und besteht aus reichem Seidenstoff von verschiedenen Farben, mit silbernen Blumen und Arabesken durchwebt. Ringsum läuft, wie bei dem Vorhange der Kaaba, eine goldene Inschrift, aber er wird nicht alle Jahre erneuert, sondern nur, wenn er schon alt ist und ein neuer Sultan den Thron besteigt. Dieser schickt ihn von Konstantinopel, und die Eunuchen vertauschen ihn dann, aber bloß zur Nachtzeit, gegen den alten, welcher nunmehr nach Konstantinopel geschickt wird, wo man die Gräber der Sultane oder Prinzen damit bedeckt.

Der Vorhang nun bedeckt ein viereckiges Mauerwerk von schwarzen Steinen, welches von zwei Säulen getragen wird und in seinem Inneren nicht bloß das Grab des Propheten, sondern auch die Gräber seiner Freunde und Nachfolger, Abu-Bekr und Omar, enthält. Diese Gräber haben die Gestalt von Katafalken und sind gleichfalls mit kostbaren Seidenstoffen bedeckt. Der Sarg Muhamed's ist mit Silber überzogen und hat oben eine Marmorplatte mit der Inschrift: Bismillahi Allahuma Sally aley. — Im Namen Gottes, schenke ihm deine Gnade. — Von dem, was man sonst in Europa erzählte, daß der Sarg des Propheten in der Luft schweben solle, weiß man an Ort und Stelle nichts.

Rings um die Gräber wurden ehemals die Schätze von Hedschas aufbewahrt, theils an seidenen Schnüren hangend, die quer über das Innere

---

*) Die Eunuchen (Neger, gewöhnlich als Hüter des Harem angestellt und von Konstantinopel nach Mekka und Medina geschickt) bilden eigentlich die Polizei der heiligen Orte, haben die Schlüssel, die Oberaufsicht und Pflege der Moscheen.

des Gebäudes gezogen waren, theils in Kisten, die auf dem Boden standen. Bei einer Belagerung Medinas durch die Wechabiten im Jahre 1800 bemächtigten sich die Häuptlinge der Stadt einer Menge dieser Schätze, angeblich um sie unter die Armen zu vertheilen, eigentlich aber, um sie zu behalten. Als Sehud, das Oberhaupt der Wahabis, die Stadt einnahm, drang er in das Hedschra, selbst bis in das Innere, hinter den Vorhang, und raubte Alles von Werth, was er hier fand. Einen Theil der Kostbarkeiten verkaufte er dem Scheriff von Mekka, das Uebrige nahm er mit sich fort nach seiner Hauptstadt Derayeh. Unter den geraubten Gegenständen soll sich ein aus Diamanten und Perlen zusammengesetzter Stern befunden haben, der gerade über dem Grabe Muhamed's hing.

Rings um das Grabmal hängen gläserne Lampen, welche jeden Abend angezündet werden und bis zu dem Morgen brennen. Das Ganze der Hedschra ist mit einer schönen, hohen Kuppel überdeckt, welche weit über die anderen Kuppeln der Moschee hinausragt, so daß man sie schon in weiter Entfernung von der Stadt erblicken kann. Auch verrichten die ankommenden Pilger, sobald sie ihnen zum ersten Male sichtbar wird, ein gewisses Gebet. Die Kuppel ist mit Blei gedeckt und hat oben eine Kugel von beträchtlicher Größe mit einem Halbmond darüber, beide stark vergoldet, aber wohl nicht von massivem Gold, wie die Sage geht, und wie auch die Wahabis glaubten, welche die Kuppel zu zerstören und sowohl die Kugel als den Halbmond herunter zu werfen suchten, was jedoch der festen Bauart und der Bleidecke wegen nicht gelang. Zwei Arbeiter glitten auf dem schlüpfrigen Dache aus und stürzten herab, worauf man von dem Unternehmen abließ. Die frommen Einwohner von Medina erklärten dieß für ein Wunderwerk des Propheten.

Nahe beim Vorhang, aber abgesondert davon, obwohl noch innerhalb des Gitters, das sich hier etwas ausbiegt, befindet sich das Grab der Setna Fatme, der Tochter Muhamed's und Gattin Ali's. Es besteht aus einem würfelförmigen Katafalk, mit reichgesticktem schwarzen Brocat bedeckt, sonst aber ohne alle Verzierungen. Indessen ist man nicht einerlei Meinung darüber, ob die Gebeine der Fatme wirklich hier, oder auf dem allgemeinen Begräbnißplatze außerhalb der Stadt begraben liegen. Die Pilger verrichten, um ganz sicher zu gehen, ihre Andacht an beiden Orten.

An der östlichen Mauer der Moschee, fast dem Grabe Muhamed's gegenüber, zeigt man ein kleines Fenster an der Stelle, wo der Engel Gabriel mehrmals als göttlicher Boote vom Himmel herabgekommen sein soll.

Die muhamedanische Ueberlieferung sagt, wenn die letzte Posaune ertönt, wird Aysa vom Himmel herabkommen und den Bewohnern des Erdballs den großen Tag des Weltgerichts ankündigen. Hierauf wird er aber sterben und dann an der Seite Muhamed's begraben werden. Bei der Auferstehung der Todten werden dann Beide zusammen ihre Gräber verlassen und zum Himmel emporsteigen. Dann wird Aysa vom Allmächti-

gen den Befehl erhalten, die Gläubigen von den Ungläubigen abzusondern. Dieser Ueberlieferung gemäß bezeichnet man auch schon die Stelle hinter dem Vorhange, wo er begraben werden wird.

Außerhalb der Vergitterung an der Nordseite, dicht bei dem Grabe der Fatme, steht in der Moschee eine viereckige Bank, etwa vier Fuß hoch über dem Boden, welche El Meyda, der Tisch oder die Tafel, heißt. Hier pflegen die Eunuchen der Moschee zu sitzen und die vornehmsten Beamten der Stadt ihre Versammlungen zu halten.

Eine hölzerne Scheidewand, etwa acht Fuß hoch und reich mit Arabesken bemalt, läuft vom Gitterwerk quer durch die Moschee, um einen fünfundzwanzig Fuß breiten Raum abzusondern, welcher El Rodha (der Garten) heißt, und wegen des Ausspruches Muhamed's abgesteckt ist: „Zwischen meinem Grabe und meinem Predigtstuhl liegt einer von den Gärten des Paradieses." Der Predigtstuhl der Moschee steht dicht an der erwähnten Scheidewand; um aber dem Namen „Garten" einen Schein von Wahrheit zu geben, sind die Säulen innerhalb dieses Raumes fünf bis sechs Fuß hoch mit Blumen und Arabesken bemalt. Der Fußboden der Rodha ist mit einer Menge herrlicher Teppiche, Geschenke aus Konstantinopel belegt, die wohl das Kostbarste in der ganzen Moschee sein mögen.

Die Gebräuche, welche der Pilger beim Besuche der Moschee zu beobachten hat, sind folgende: Gleich nach seiner Ankunft in Medina muß er ein vollständiges Bad nehmen und wo möglich sich mit Wohlgerüchen salben. Sobald er die Moschee zuerst erblickt, muß er einige kurze Gebete sprechen. Der Mezowar (Fremdenführer) läßt ihn hierauf in das Hauptthor Bab el Salam eintreten, und sieht genau darauf, daß der Pilger mit dem rechten Fuß die Schwelle überschreitet; ein Gebrauch, der zwar bei allen Moscheen eingeführt ist, hier aber mit besonderer Strenge beobachtet wird. Von hier begiebt er sich, fortwährend Gebete hersagend, nach dem Rodha, verrichtet abermals ein kurzes Gebet und wirft sich dann, zum Zeichen der Begrüßung, viermal auf die Erde, indem er dabei zwei kurze Kapitel des Korans, das 109. und 112., hersagt. Sodann geht er durch eine der kleinen Thüren in der Scheidewand des Rodha zu dem Gitter des Hedschra, wo er sich vor das westliche Fenster an der Südseite stellt und mit halberhobenen Armen zu Muhamed betet, wobei er an zwanzig verschiedene Namen und Ehrentitel des Propheten öfters wiederholt. Er bittet um seine Fürsprache im Himmel und schließt in sein Gebet die Namen aller Freunde und Verwandten ein. Daher kommt es, daß ein Bewohner Medinas nie einen Brief erhält, worin er nicht am Schlusse gebeten würde, den Namen des Schreibers am Grabe des Propheten zu erwähnen. Daß ein Pilger, welcher im Namen eines andern auf die Wallfahrt geschickt wird, auch den Namen des Letzteren in sein Gebet einschließen muß, versteht sich von selbst. Unter den Gebeten, welche an dieser Stelle sowie an nderen heiligen Orten der Stadt verrichtet werden, besteht das eine in fol-

genden Worten: „Verdirb unsere Feinde, und laß ihnen die Qualen des höllischen Feuers zu Theil werden!“

Nach Beendigung der lauten Gebete sagt der Führer dem Pilger, daß er den Kopf dicht an das Fenster legen und so einige Minuten in stiller Anbetung verweilen möge. Ist dieß geschehen, so tritt der Pilger zurück und verrichtet wieder ein Gebet mit vier Niederwerfungen unter der benachbarten, dem Gitter gegenüberstehenden Colonnade. Dann geht es zu dem Grabe Abu-Bekr's, und endlich zu den Gräbern Omar's und Fatme's, wo dieselben Gebräuche verrichtet werden. Der Pilger kehrt nunmehr zum Rodha zurück, richtet hier noch ein Gebet an Gott selbst, und verläßt die Moschee, nachdem er mit dem Ganzen höchstens zwanzig Minuten zugebracht hat.

An jeder Stelle, wo Gebete verrichtet werden, sitzen Leute mit Tüchern, die sie vor sich ausgebreitet haben, um die Gaben der Pilger zu empfangen. Im Rodha stehen die Eunuchen, warten, bis der Pilger seine Gebete beendigt hat, wünschen ihm dann Glück zur Vollbringung des Tempelbesuchs, und empfangen gleichfalls ihren Antheil. Das Bab el Salam ist mit Armen angefüllt, die sich beim Weggehen des Pilgers dicht an ihn drängen, und zuletzt macht ihm noch der Thürsteher seine ganz gehorsamste Verbeugung.

Die Ceremonien können so oft wiederholt werden, als es jeder Pilger wünscht. Aber nur wenige verrichten sie vollständig, ausgenommen bei der Ankunft in Medina und bei der Abreise. In der Regel geht man wenigstens Einmal zu dem Fenster bei Muhamed's Grabe und verrichtet hier ein kurzes Gebet. Auch ist es gebräuchlich, so oft man in die Moschee kommt, um daselbst zu beten, vorher das Gesicht nach dem Grabe des Propheten hinzuwenden und mit aufgehobenen Händen ihn anzurufen. Dasselbe pflegt überhaupt in allen anderen Moscheen zu geschehen, wo ein muhamedanischer Heiliger begraben liegt.

Den Wahabis ist es verboten, das Grab des Propheten zu besuchen, indem sie ihn für einen gewöhnlichen Sterblichen erklären, dessen Grab weiter keiner Auszeichnung würdig sei. Die Plünderung der Moschee durch Saud, das Oberhaupt der Wechabiten, war daher nicht bloß eine Handlung der Raubsucht, sondern auch des religiösen Fanatismus. Das Grab selbst ließ er jedoch unangetastet, und schonte damit theils die frommen Gefühle der andern Muhamedaner, theils suchte er vielleicht sein eigenes Gewissen dadurch zu beruhigen, welches in Folge früherer religiöser Eindrücke doch wohl nicht ganz zu beschwichtigen sein mochte. Weder der goldene Stoff, mit dem das Grab überkleidet war, noch der reiche Vorhang wurde von ihm angegriffen. In gleicher Weise blieb auch das Grab der Fatme unberührt. Dagegen zerstörte er ohne Ausnahme alle kostbaren Denkmäler des öffentlichen Begräbnißplatzes, selbst diejenigen, welche die Gebeine berühmter Heiligen deckten, indem er der Meinung war, daß ein einfacher Stein hinlänglich sei, ihre Ruhestätte zu bezeichnen.

Da Muhamed zur Zeit seiner denkwürdigen Flucht von Mekka nach Medina (Hedschra), wodurch der Islam erst fest begründet wurde, selbst den Grund zu der Moschee gelegt hat, so betrachten sie auch die Wechabiten nächst dem Beitullah zu Mekka als die heiligste Stätte des Erdbodens, und Saud selbst besuchte mit seinen Anhängern die Moschee zu Medina sehr oft. In dem 1815 mit der Pforte geschlossenen Frieden ist es ausdrücklich bedungen, daß es den Wechabiten gestattet sein soll, die Moschee des Propheten — aber nicht sein Grab — zu besuchen.

Doch ist auch selbst bei dem rechtgläubigen Moslemim die Wallfahrt nach Medina zur Moschee und zum Grabe des Propheten bloß eine „verdienstliche" Handlung, welche mit der „Pflicht" des eigentlichen Hadsch (der Pilgerfahrt nach Mekka), die allen Gläubigen obliegt, nichts gemein hat. Sie halten sie jedoch, sowie den Besuch der Moschee zu Jerusalem und bei dem Grabe Abraham's zu Hebron, für eine der Gottheit höchst wohlgefällige Handlung und für geeignet, manche Sünden dadurch abzubüßen und sich den Schutz des Propheten wie des Patriarchen zu erwerben. Man glaubt auch, daß vierzig Gebete, in einer Moschee verrichtet, im Stande seien, vor den Qualen des höllischen Feuers nach dem Tode zu schützen.

Die Moschee zu Mekka wird täglich auch von weiblichen Pilgern besucht, welche daselbst ihre angewiesenen Plätze haben. In Medina dagegen wie in allen muhamedanischen Ortschaften des Orients hält man es für unanständig, wenn Frauenspersonen in die Moschee kommen, obschon es ihnen nicht geradezu verboten ist. Die von fremden Orten herkommenden Frauen besuchen die Moschee zur Nachtzeit, wenn das letzte Gebet vorüber ist, und alle Männer sich entfernt haben. Im Ganzen geht es bei dem Grabe viel ordentlicher und stiller zu, als bei der Kaaba, und es scheint, als ob das Grab des Propheten einen tieferen religiösen Eindruck auf die Bewohner Medina's mache, als dieß mit der Kaaba in Bezug auf die Mekkaner der Fall ist, und daß es Niemand so leicht wagt, sich der heiligen Stätte mit lasterhaften Gesinnungen oder bloß zum Zeitvertreibe und um weltlicher Geschäfte willen zu nähern.

---

2. Das Kameel als Schiff der Wüste*).

Wo die Natur den Menschen nur kärglich die Fülle ihrer Reichthümer erschloß, und ihm das versagte, was den Bewohnern der glücklichen Himmelsstriche die Möglichkeit eines unendlich mannichfaltigen Lebensgenusses gewährt, da bietet sie ihm gemeiniglich zum Ersatze für das Entzogene

*) Archiv für Natur, Kunst und Wissenschaft. Braunschweig 1845. Nr. 2.

in einer oder einigen Gaben, und in der Befähigung zu dem umfassendsten Gebrauch derselben ein Ersatzmittel, welches ihm eben sein Heimathland als das Paradies der Erde erscheinen läßt. Der Bewohner der ganzen nördlichen Polarzone von Amerika, Europa und Asien, bei dem selbst die körperliche Entwickelung durch klimatische Einflüsse zurückgehalten wird, hat für hundert ihm versagte Dinge sein Rennthier erhalten, und in ihm allein den Quell fast aller seiner Bedürfnisse. Dem wildkühnen, freien und unabhängigen Araber, dem Sohn der weiten, pfadlosen Sandwüsten und großen öden Steppen, welche sich zwischen den cultivirten Gegenden im südwestlichen Asien und nördlichen wie mittleren Afrika hinziehen, wo unter brennender Sonne, in schwüler Luft, auf dürren Ebenen und noch dürreren Bergen kein kühler Hauch den erschöpften Wanderer erquickt und keine Spur des geselligen Lebens vorhanden ist, und die ganze Erde rings umher wie ein ungeheueres Grab erscheint: hier ist für den Araber das Kameel Dasselbe, was den Polarbewohnern das Rennthier ist. Wenn das Kameel im Allgemeinen für die Völker des Orients als Lastthier von unschätzbarem Werthe ist, so hat es für den Araber im Besonderen doch eine noch viel höhere Wichtigkeit, da er mit allen seinen Bedürfnissen von ihm abhängt und ihm, gleichwie der Lappe dem Rennthier, auch Nahrung und Kleidung verdankt. Die Milch des Kameels ist für ihn ein Hauptnahrungsmittel, denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Thiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist, und in Gefäßen, mit Fett bedeckt, aufbewahrt wird. Das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin. Die Haut giebt ein gutes Leder; der hellbrennende Mist wird von den Orientalen allgemein als Feuerungsmittel benutzt, und ist oft das einzige, welches sie besitzen. Ja selbst der Urin bleibt nicht unbenutzt, da man ihn häufig zur Salmiakbereitung verwendet. Die Sklaven der Karavanen sollen denselben in Tagen großer Noth sogar als Getränk genießen.

Die Bedeutsamkeit des Kameels, des einhöckerigen oder Dromedars (Camelus Dromedarius), tritt in ihrem vollsten Lichte aber erst durch Benutzung desselben als Lastthier und den davon abhängenden Einfluß auf die Civilisation der erwähnten großen Ländermassen hervor. Es vermittelt in diesen Wüsteneien, in denen kein anderes Hausthier würde ausdauern können, die Verbindung quer durch den Sandocean, zwischen den Culturländern entgegengesetzter Lage, welche Verbindung ohne seine Genügsamkeit, ohne seine Fähigkeit, auf lange Zeit des Wassers zu entbehren, und ohne seinen schnellen Gang gar nicht stattfinden könnte. Ohne das Kameel würde Aegypten von Abyssinien, die Berberei von den Ländern jenseits der Sahara, Syrien von Persien, Arabien von der ganzen Welt abgeschnitten sein; die Wüsten würden unübersteigbare Hindernisse dem Verkehr zwischen diesen Ländern in den Weg legen, aller Handel hörte auf, die

Menschen würden in ihrer Bildung zurückgehen, versumpfen und verkommen in thierischer Barbarei.

Alles ist aber auch im Körperbau des Kameels in höchster Zweckmäßigkeit auf die Wüste berechnet. Nicht allein hat es überhaupt wenig Getränk nöthig, sondern kann sich auch auf ein Mal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abtheilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Thieren gemein hat, ist die größte derselben, der Pansen, mit zahlreichen Zellchen versehen, in welchen sich das genossene Wasser anhäuft und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfniß etwas in den Schlund zurücktritt. Diese körperliche Eigenthümlichkeit befähigt das Kameel, oft drei bis vier Tage ohne den Genuß des Wassers hinzubringen; dagegen aber trinkt es bei sich darbietender Gelegenheit funfzig, sechszig, ja sogar hundert Pfund. Die besten Kameele ertragen den Durst zehn bis zwölf Tage; allein viele kommen bei einer so langen Entbehrung um. Kommt eine Karavane von dreihundert Kameelen an die Quelle einer Wüste, die einen einzigen schmalen Felseneingang hat, welcher nur immer einem Thiere das Saufen gestattet, so dauert es oft drei Tage, bis alle gesättigt sind.

Nicht zufrieden mit dem erwähnten einen Mittel gegen die größte Gefahr in der Wüste, den Durst, verlieh die Natur dem Kameel noch eine andere, nicht weniger nützliche Fähigkeit. Aus einer Entfernung, in welcher der Mensch auch nicht die geringste Ahnung von dem Vorhandensein des wenigen Quellwassers hat, das hier und da in den Einöden zwischen Gestein hervordringt und sich bald im Sande verläuft, vermag das Kameel dieses zu entdecken und eilt in der Noth unaufhaltsam ihm entgegen, auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend. Ein Beispiel davon erzählt Burckhardt aus der nubischen Wüste. „Eine kleine Karavane von fünf Kaufleuten und etwa dreißig Sklaven zog von Berber, am Meerbusen von Aden, nach Darau. Da man fürchtete, Räubern in die Hände zu fallen, welche auf dem gewöhnlichen Wege den Reisenden aufzulauern pflegten, hatte man eine mehr östliche Richtung eingeschlagen, und ein angenommener Führer brachte die Karavane glücklich bis zu einem Brunnen, von wo der selten betretene Weg sich weiter nordwärts zieht. Diese Richtung nun verfehlte er; bald wußte man nicht mehr, wo man sich befand, und nach fünftägigem Herumirren in öden Bergen war der Wasservorrath erschöpft. Noch hielt indeß die Hoffnung, beim Weiterziehen nach Westen den Nil zu erreichen, die Reisenden aufrecht; als aber zwei Tage unter dem schrecklichsten Durste vergangen waren, und man noch immer keine Spuren von dem Strome sah, als sechszehn Personen vor Erschöpfung dahin starben, bemächtigte sich Verzweiflung eines Theiles der Ueberlebenden, in welcher ein Kaufmann den Entschluß faßte, mit seinen Leuten sich allein der Führung seiner Kameele zu überlassen, in der Hoffnung, diese würden, wenn sie sich ihren Weg selber wählten, Wasser entdecken.. Er ließ sich, um nicht vor Mattigkeit umzusinken, auf das stärkste seiner Thiere festbinden

und verschwand bald mit seinen Leuten den Blicken der Zurückbleibenden, die nie wieder etwas von ihm hörten. Letztere verfolgten die einmal eingeschlagene Richtung noch einen Tag lang und hatten die Freude, endlich ihnen wohlbekannte Berge zu erblicken, zwischen denen sie Quellen wußten. So nahe dem Ziele empfanden sie aber auch den Schmerz, daß sie sammt ihren Thieren nicht mehr im Stande seien, bis zu jenen Bergen sich hinzuschleppen. Nur zwei Kameele waren noch fortzubringen, und auf diesen wurden die zwei am wenigsten erschöpften Männer abgesandt, um zu versuchen, ob es ihnen nicht gelingen möchte, einen Quell zu erreichen. Der Eine von ihnen fiel bald von seinem Thiere herab und vermochte, der Sprache beraubt, seinem Kameraden nur durch Zeichen verstehen zu geben, daß er ihn seinem Schicksal überlassen solle, und dieser setzte also seinen Weg allein fort. Aber auch auf ihn wirkte der Durst bald so heftig, daß es ihm dunkel um die Augen wurde und er den ihm bekannten Weg verfehlte. Nach langem Umherirren mußte er absteigen und sank, während das Thier regungslos stehen blieb, unter einen Baum, hier das Ende seiner Leiden erwartend. Doch plötzlich regte eine neue Hoffnung die letzten Kräfte in ihm auf. Das Kameel sprang nämlich wie rasend davon, und er war zu gut mit den Gewohnheiten desselben bekannt, um nicht den Schluß zu bilden, daß in der Nähe Wasser befindlich sei. Er schlich ihm deßhalb eine Strecke weit nach, aber es lief viel weiter, als seine Kräfte reichten, und zum Tode ermattet sank er von Neuem um. Hier fand ihn ein vorüberziehender Beduine, goß ihm Wasser ins Gesicht und erfrischte ihn dadurch, so daß er mit dem Retter seines Lebens dem Kameele weiter nacheilen konnte, welches sie nach einer halben Stunde richtig an einer Quelle fanden, deren Wasser nun bald die noch übrigen am Leben befindlichen Glieder der Karavane zur Fortsetzung der Reise stärkte."

Was derselbe Reisende in Bezug auf den Wasserbedarf einer Karavane bemerkt, zeigt wohl am deutlichsten, wie völlig unmöglich es sein würde, ohne das Kameel die Wüste zu durchziehen. „Ein Europäer kann sich," sagt er, „kaum einen Begriff von der Menge Wasser machen, die hier nöthig ist, um den Durst des Reisenden zu stillen, der von den, meist aus Mehl und Butter bestehenden Speisen im höchsten Grad erzeugt wird. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich oft des Nachmittags auf ein Mal so viel Wasser getrunken habe, daß man damit zwei gewöhnliche Weinflaschen hätte füllen können. Gemeiniglich rechnet man, daß ein Schlauch von mittlerer Größe, der etwa funfzig bis sechszig Pfund Wasser hält, auf drei Tage für einen Menschen hinreicht, und das bei aller Einschränkung, der man sich in der Wüste unterwerfen muß, wo man nie zu einer andern Zeit trinken kann, als wenn die ganze Karavane zu diesem Zweck auf einige Minuten Halt macht, ohne sich dem Rufe der Verweichlichung und der übeln Nachrede, «daß man den Wasserschlauch an den Mund gebunden habe,» auszusetzen." Befinden sich in Afrika Pferde bei einer Kara-

vane, so hat man für jedes derselben ein Kameel nöthig, um nur seinen Wasserbedarf fortzuschaffen. Auf die hier und da befindlichen Cisternen und Quellen ist nie mit Sicherheit zu rechnen, da sie oft versiegen und austrocknen, namentlich wenn der Samum, dieser Todesengel der Wüste, über die Fläche hinbraust.

In ebenso auffallender Weise, wie auf langes Ertragen des Durstes, ist der Körper des Kameels auch auf langes Hungern angelegt. Es ist vielfach beobachtet worden, daß der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker in Zeiten, wo das Thier reichlich Futter empfängt, unverhältnißmäßig wächst, dagegen abnimmt und fast ganz verschwindet, wenn es lange ohne Nahrung ist; und somit kann man es als ausgemacht betrachten, daß zur Zeit, wo das Thier keine Nahrung zu sich nimmt, es von dem in die Säftemasse eingezogenen Fette seines Höckers lebt, und dieser die Stelle einer Vorrathskammer bei ihm vertritt. Außerdem findet aber das Kameel auch in der Wüste immer noch Nahrung, wo nur der spärlichste Pflanzenwuchs sich zeigt. Die trockenen stachligen Kräuter, als Disteln, Nesseln, Ginster, dann Gesträuch und Baumrinde, zu deren Zerkäuen seine Zähne eingerichtet sind, sucht es selbst da auf, wo es auf üppigen Wiesen sich nähren könnte. Vermöge der gespaltenen, knorpeligen Oberlippe aber ist es, so gut wie unser Schaf, im Stande, den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Zu diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst, den die Natur dem Kameel angedeihen ließ, kommt nun noch seine merkwürdige Schnelligkeit und Zähigkeit, mehrere Tage ununterbrochen hinter einander zu laufen. Ein Kameel der flüchtigen Race, welche die Araber Maharri oder Heiri nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig belastet wird, seinen schnellen Lauf, der in einem harten heftigen Trabe besteht, nach der Aussage jener Völkerstämme vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen fortzusetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen. Es vermag in dieser Zeit vierundzwanzig bis achtundzwanzig deutsche Meilen zurückzulegen und mit derselben Schnelligkeit Wochen lang fortzufahren.

Eine solche Schnelligkeit vermögen nun freilich die belasteten Kameele nicht zu entwickeln. indem sie mit einer Bürde von sechs bis zehn Centnern täglich im Durchschnitt nur sechs Meilen zurücklegen.

Zu dem Tragvermögen des Kameels kommt endlich noch sein geringes Bedürfniß des Schlafs, so daß es wie ein Seeschiff Tag und Nacht zu segeln vermag. Ferner die mit starker, schwieliger, aber nicht harter Haut überzogenen breiten Ballen unter den Füßen, welche, elastischen Kissen vergleichbar, den Gang in nicht zu tiefem Sande erleichtern; ferner jene sieben hornartigen Schwielen an der Brust, den Vorder- und Hinterbeinen, die beim Niederkauern des Kameels zum Ruhen und Schlafen die meiste Last tragen, und endlich das Hochhalten des Kopfes und die Verschließ-

barkeit der Nasenlöcher, um sich vor dem niedrig streifenden Samum und gegen das Einathmen des vom Winde aufgejagten Wüstensandes zu bewahren.

Wie der Araber selbst an Entbehrung des Schlafes, an Ertragung unglaublicher Beschwerden, des Hungers, Durstes und der Hitze gewöhnt ist, so unterwirft er denselben Strapatzen seine Kameele, um so deren Naturanlagen noch weiter auszubilden. Wenige Tage nach der Geburt lehrt er das Thier, sich auf die Knie niederzulassen, und zwingt es, in dieser Lage zu verweilen; dann legt er ihm eine beträchtliche Last auf, die nur fortgenommen wird, um einer schwereren Raum zu geben. Anstatt es nach Willkür fressen und saufen zu lassen, regelt und beschränkt er ihm seine Nahrung, gewöhnt es nach und nach an lange Märsche und schmälert ihm allmälig die Menge des Futters. Es wird ferner im Laufen geübt und durch das Beispiel schneller Pferde angeregt, bis es ebenso flüchtig wird als diese, und sie wohl gar noch übertrifft. Da der Araber in der Nähe der Wüste die Thore seiner Häuser, zum besseren Schutz gegen Plünderung, oft nicht über drei Fuß hoch macht, so lehrt er seine Kameele nicht bloß das Niederknien für das Be- und Entladen, sondern auch, um auf den Knien durch solche niedere Thore bis zur Hausflur einzugehen. Die Sättel, welche man den Dromedaren auflegt, sind in der Mitte hohl, damit sie den Höcker umschließen können; hinten und vorn haben sie ein rundes, senkrechtes Stück Holz, wovon man das vordere mit der Hand erfaßt, um sich fest zu halten. An den Seiten hängen lange Beutel mit Lebensmitteln für Reiter und Thier; ein Schlauch mit Wasser und ein lederner Gurt, als Zügel, vollenden das Reisegeräth. Soll das Thier bestiegen werden, so liegt es auf den Knien und wird von dem Treiber festgehalten, indem dieser ihm seinen Fuß auf die Vorderbeine setzt. Dann muß sich der Reiter plötzlich auf die Matratzen über dem Höcker schwingen und sogleich vorn und hinten festhalten; denn das Kameel, von seinem Treiber losgelassen, richtet sich plötzlich ruckweise auf; erst vorn — und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten — und man würde ohne Anhalt unfehlbar kopfüber stürzen. Es bedarf längerer Zeit, ehe ein Europäer sich an diese Art des Reitens gewöhnt; denn abgesehen davon, daß das Gefühl, das Dromedar nicht in seiner Gewalt zu haben, sondern seinem Willen folgen zu müssen, sehr unbehaglich ist, so schaukelt der Gang des Thieres den Reiter unangenehm, bewegt dessen Oberkörper unaufhörlich und wirkt auf den Neuling wie eine Seereise; ja es giebt Leute, die auf dem Kameel völlig von der Seekrankheit befallen wurden. Dieses Beschwerliche des Reitens wird noch dadurch vermehrt, daß das Thier seine Beine nicht kreuzweis hebt, wie die Pferde und Esel, sondern den vorderen und hinteren Fuß jeder Seite zugleich. Obgleich der Araber ungemeine Geschicklichkeit besitzt, durch die verschiedenartigsten Lagen und Stellungen den unangenehmen Stößen dieser Thiere auszuweichen, so wackelt ihm doch fortwährend

wenigstens der Kopf auf dem Halse, und die Kameelreiter sehen deßhalb mit ihren ernsten Gesichtern chinesischen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen sie sich der Länge nach auf das Gepäck, und oft sitzen sie Stundenlang hinter dem Packsattel auf den untergeschlagenen Beinen.

Ein eigenthümliches Gemälde bietet das Leben der Kameele bei den nomadisirenden Arabern dar, welche, jedes festen Wohnsitzes entbehrend, ewig beweglich mit ihren Kameelen und Zelten die Wüste durchziehen. Hat der Araber irgend wo sein Zelt aufgeschlagen, so legen sich die Thiere, schon daran gewöhnt, vor dieser luftigen Behausung nieder; dann bindet der Führer der Heerde um die Knie der alten Kameele einen Strick, wodurch das Aufstehen verhindert wird. Vor diesen oder zu beiden Seiten liegen die Jungen auf dem harten Sande. Dieses dauert bis gegen Mitternacht, zu welcher Zeit die Araber wieder in Bewegung sind. Dann nimmt man den alten Kameelen die Stricke ab, legt die Netze zurück, welche bei den Stuten den Jungen das Saugen wehrten, und beginnt das Melken. Ist dieses geschehen, so legt man die Netze wieder sorgfältig an die Euter, und jedes Thier muß sich wieder an seinen Ort legen bis zu Tages Anbruch, wo dann die alten Thiere abermals aufstehen und ihren Jungen zu saugen geben dürfen. Während so das Haupt der Familie beschäftigt ist, bricht die Frau mit den Dienern das Zelt ab, legt es zusammen, läßt die Kameele niederknieen und packt ihr einfaches Hausgeräth darauf. Auf dem Rücken eines der stärksten Kameele befestigt man einen ledernen, ungefähr vier Fuß breiten Korb, worin die alten Männer und Frauen, die nicht mehr gehen können, nebst den kleinen Kindern ihren Platz finden, und dann zieht man weiter. Man hält sich so viel als möglich in der Nähe dieser Personen, und reitet abwechselnd. Das Haupt der Familie geht gewöhnlich vor den beladenen Kameelen her. Hat der Herr die Richtung angegeben, die man einschlagen soll, so bricht er auf seinem Kameele mit geladener Flinte auf und trabt fort, bis er einen angemessenen Ruheplatz findet. Die Frau eilt ihm mit möglichster Schnelligkeit nach. Sobald sie das bekannte Zeichen zum Ruhen bemerkt, packt sie ihr Kameel ab, breitet das Zelt aus, schafft die kleinen Steine weg, entfaltet die Schlafdecke, stellt die Schüsseln in Ordnung und hängt die Wasserschläuche auf. Gewöhnlich bricht man vor Sonnenaufgang auf, und wo möglich ist das Zelt gegen vier Uhr Nachmittags abermals aufgeschlagen.

Das weidende Kameel in der Abendstunde, wenn die am Horizonte der Wüste hinabsinkende Sonne die ganze weite, großartig schauerliche Wildniß mit einem Veilchenschimmer übergießt, gewährt einen ebenso anziehenden als malerischen Anblick; seine abenteuerliche Gestalt, seine tiefgelbe Farbe, sein bedächtiger Gang, sein Straußenhals, den es bald der ganzen Länge nach ausstreckt, bald mit ganz eigener Anmuth einzieht oder umher bewegt; sein sanfter harmloser Blick — Alles versetzt uns bei seiner Be-

trachtung unwillkürlich in die frühesten Weltalter, in die Zeiten der Hirtenkönige und Patriarchen zurück, und man schaut das Längstvergangene unverändert in der Gegenwart.

3. Die Beduinen *).

Der Beduine ist der Sohn der arabischen Wüste. Ihm ist noch derselbe Stempel des Charakters und der Sitte aufgeprägt wie vor Jahrtausenden. Dieselbe Habsucht und Raubgier, dieselbe Tapferkeit und Freigebigkeit, dieselbe Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, derselbe Lug und Trug im Handel und Wandel, und zugleich dieselbe Biederkeit und Gastfreiheit — heute noch wie in uralten Zeiten. Der Beduine ist treu und hält selbst dem Feinde das gegebene Wort (nicht so der Osmane); er ist ein munterer Geselle und witziger Gesellschafter, phantasievoll, dichterisch, ehrenhaft und ritterlich. Die Schande wäscht er nur mit Blut ab. „Den Brand! den Brand! nur nicht die Schand! Die Rach'! die Rach'! nur nicht die Schmach!" ist noch immer das Kriegsgeschrei des für seine und seiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen.

Sie lieben bei nächtlicher Stille und im hellen Mondschein sich Mährchen und Geschichten zu erzählen, oder zu singen. Jünglinge und Mädchen, in Gruppen versammelt, wiederholen in Chören den vom Vorsänger gesungenen Vers, indem sie ihren Gesang mit Händeklatschen und allerlei Bewegungen des Körpers begleiten. „Hemm' uns, Tod, dein Recht, bis wir uns gerächt!" so lautet der Schlachtgesang. Bei freudigem Anlasse ertönt das Lilu (Thalil) der Weiber stundenweise in die Wüste hinein, und bei Todesfällen heulen die Klageweiber das Welwele.

Der Beduine wohnt im Zelt, dessen Theile einen Hauptwörterschatz bilden für seine Rede und Dichtkunst. Seine Geräthe sind Kameelsattel, Wasserschlauch und Dreifuß; seine Kleidung ein wollenes Hemd und ein Mantel (Abba), dessen weiße und braune Streifen der Haut des Zebra nachgeahmt sind; seine Waffen bestehen in Schwert und Speer, Helm und Panzer und hier und da auch in Schießgewehren; seine Speise ist süße und saure Kameelsmilch, ungesäuertes Brod, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste; sein Reichthum das Kameel und das edle Roß, dessen Racen fünf sind. Diese Fünf erscheint öfter in den wichtigsten Einrichtungen, und ist eine heilige Zahl. Die Blutrache geht über bis in das fünfte Geschlecht. Fünf sind auch die Verhältnisse des Schutzes und der Unterwürfigkeit: 1) Der Scheik, d. h. der Alte, Graue (was bei uns „Graf"

*) Nach Hammer-Purgstall und Burckhardt.

hieß), der Vorstand des Stammes, das Haupt der inneren Verwaltung; 2) der Akid, der Kriegsoberste; 3) der Kadi, der Richter; 4) der Wasti, Vormund oder Schutzherr, nicht bloß von Unmündigen, sondern auch von Schwachen gegen mächtige Unterdrücker gewählt, und 5) der Dachil, d. h. Jeder, der sich in den Schutz des Anderen zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet hat. Genießt ein Flüchtling in einer Familie Salz und Brod, so ist er unverletzlich. Damit es aber dem Räuber oder Mörder unmöglich sei, durch Mitgenuß von Salz und Brod, oder durch Berührung der Kleider Dessen, der ihn gefangen hält, sich ein Recht auf Freiheit und Schutz zu erwerben, wird derselbe in einer Grube unter der Erde verborgen gehalten. Gelingt es ihm aber, einem Freien ins Gesicht zu speien, so hat er Anspruch auf dessen Schutz, der ihm sogleich die Freiheit verschafft. Der Dieb heißt Harami; so heißen auch die drei dem Beduinen verbotenen Dinge: Schwein, Aas und Blut. Diese Enthaltung, fünfmaliges Gebet des Tages, die Fasten des Ramadan und das Opferfest sind die einzigen Religionsgebräuche des Beduinen.

Im Winter, d. h. zur Regenzeit, tragen die Beduinen über dem Hemde noch einen aus Schaffellen zusammengenähten Pelz; manche tragen diese Pelze selbst im Sommer, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß je wärmer die Kleidung, desto weniger Beschwerde von der Sonne. Der Beduine ist gegen das Ungemach seines Winters merkwürdig abgehärtet; während Alles umher von der Kälte leidet, schläft er barfuß im offenen Zelte, wo das Feuer nicht länger als bis Mitternacht unterhalten wird. In der Mitte des Sommers schläft er, in seinen Mantel gewickelt, im brennenden Sande, den Strahlen der heißesten Sonne ausgesetzt.

Keine arabische Familie kann ohne Kameele bestehen. Wer deren zehn hat, ist ein armer Mann; wer dreißig oder vierzig besitzt, ist in mittleren Umständen, und wer ihrer sechszig hat, ist reich. Einige Scheiks des Stammes der Ainise haben deren mehr als 300.

Was ihre Erziehung betrifft, so ist ein junger Ainise das wahre Kind der Natur. Seine Eltern überlassen ihn seinem eigenen freien Willen; sie strafen ihn selten, härten ihn aber von der Wiege an zu den Mühseligkeiten und Gefahren des Nomadenlebens ab. Man sieht da nackte Knaben, die mitten im Sommer, in der Mittagshitze, auf dem brennenden Sande spielen und rennen, bis sie ermüdet sind. Kehren sie aber zu des Vaters Zelte zurück, so werden sie gescholten, daß sie nicht ihre Uebung fortgesetzt haben. Statt den Knaben feine Sitten zu lehren, weiset ihn der Vater an, die Fremden, die sich dem Zelte nähern, zu schlagen oder mit Steinen zu werfen, eine Kleinigkeit zu stehlen oder im Scherz zu verbergen; je tölpelhafter, unverschämter, quälender sie für Fremde wie für die Männer des Lagers sind, desto mehr werden sie wegen dieser Vorzeichen künftigen Unternehmungsgeistes und Muthes gepriesen. Ein arabisches Kind sagt einem Fremden nie mehr als seinen eigenen Namen und verhehlt den sei-

ner Familie, damit es nicht wegen der Blutrache zum Opfer fallen möge, falls ein Mitglied seiner Familie einen fremden Stamm beleidigt hat.

Fremde, welche keinen Bekannten oder Freund im Lager haben, steigen bei dem ersten besten Zelte ab. Sei der Eigenthümer zu Hause oder nicht, so breitet die Frau oder Tochter sogleich einen Teppich aus und rüstet ein Frühstück oder Mittagsmahl. Wenn das Geschäft des Fremden längeren Aufenthalt erfordert, z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchwandern wünscht, so fragt ihn drei Tage und vier Stunden nach seiner Ankunft der Wirth, ob er ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke. Ist dieß der Fall, so erwartet der Wirth von seinem Gaste, daß dieser ihm in häuslichen Geschäften, z. B. im Wasserholen, Kameelmelken und Pferdefüttern, zur Hand gehe. Sollte er sich dessen weigern, so kann er zwar noch immer bleiben, wird sich aber die Verachtung des ganzen Stammes zuziehen. Er kann aber in ein anderes Zelt als Gast gehen, und jeden dritten oder vierten Tag den Wirth wechseln, bis sein Geschäft zu Ende ist.

Der Beduine in der Stadt ist ein ganz anderer Mann als der in der Wüste. Dieser verachtet die Städter; er weiß, daß sie abgeschmackte Begriffe von seinem Volke haben. Darum bemüht er sich, gegen diese den Schein schweigsamen Scharfsinnes anzunehmen. Sobald er aber in die Wüste zurückkehrt, ist er wieder unbefangen und offen. Die Städtebewohner (Fellahs) müssen sich gleich den Osmanen mancher Umschreibungen bedienen, welche der Beduine vermeidet, indem er den Gedanken kurz und schlagend ausdrückt. Die Beduinen haben viel mehr Witz und Scharfsinn als die Fellahs; ihr Kopf ist immer klar, ihr Geist durch keine Ausschweifungen geschwächt, ihr Gemüth durch Sklaverei nicht verdorben.

Daheim in seinem Zelte ist der Beduine fahrlässig und faul; seine einzige Beschäftigung ist, das Pferd zu füttern, die Kameele zu melken und manchmal mit den Falken zu jagen. Ein Miethling bewacht die Heerden. Während das Weib und die Töchter die häuslichen Geschäfte besorgen, Weizen auf der Handmühle mahlen oder im Mörser stoßen, am Webestuhle die Zeltdecken weben, oder Brod backen, Butter machen und die Mahlzeit zubereiten, sitzt der Mann gemächlich vor dem Zelte und raucht seine Pfeife. Ein ganz anderer Mensch aber ist der Beduine, wenn er in die Wüste reitet, schnell, wie der Vogel fliegt, listig und gewandt, tapfer im Angriff wie in der Vertheidigung, ein unermüdlicher Ritter und ein unverbesserlicher Räuber.

4. Ein beduinisches Gedicht*).

„Soleyman! Leihe mir die Feder und das weißgefärbte Blatt, daß ich meine Verse, die Sprache der Wahrheit, niederschreibe. Laß mich Gottes Beistand anrufen; und möge er uns unsere Sünden gnädig verzeihen!

Laß uns ihn preisen mit Lob, so unzählig wie die aufgespeicherten Körner, wie die Bebauer der Erde, die Bedus und die Hirten!

Und möge der Prophet bei Gott uns vertreten: unsere Verbrechen werden dann Vergebung finden.

O du, der du von mir scheidest, sitzend auf dem hellfarbigen Kameel, welches auf seinem Rücken den vierseitigen Sattel trägt,

Und seinen Beutel und sein Halsleder**) und gut gemahlenes Mehl, sammt den Kaffeebohnen und dem süßduftenden Tombal***).

Ein braver Jüngling ist er, geliebt von seinen Gefährten und der Stolz seiner jungen Frau.

Die Pfade des Landes weiß er besser auszukundschaften als der des Nachts umherziehende Katta †), und seine Augen dringen weiter als die Augen des Adlers, wenn sie auf die Beute sich richten.

Dein Weg geht nach Budsche ††); langsam schreitest du vorwärts, denn du kennst keine Furcht, und reiche Beute wirst du einst erlangen vom Hadsch †††).

Den wandernden Räuber mußt du bekämpfen auf deinem Wege und ihn verfolgen; aber Freund! bewache deine Kameele gut, sonst wird dich der Dieb in der öden Ebene umkommen lassen.

Reise des Nachts lange Zeit nach Sonnenuntergang, und laß das in der Ferne blinkende Feuer nicht eher deinen Schritt beschleunigen, als bis du das Bellen der Hunde hörst — und die Gesänge unseres Volks.

Unter den Heerden des wachsamen Hirten [a]) kannst du Wadha's Bruder finden, welcher der weidenden Heerde folgt.

Sitzend auf seiner schneeweißen Stute holt er jeden Reiter ein, und die Beute, die er macht, ist unermeßlich.

---

*) „Bemerkungen über die Beduinen und die Wahabis" von Joh. Ludw. Burckhardt. Aus dem Englischen.

**) Ein Stück Leder, auf den Hals des Kameels gelegt, damit der Reiter seine Füße darauf setze.

***) Eine Art Tabak, der aus der Argyle oder persischen Pfeife geraucht wird.

†) Schakal.

††) Ein Brunnen bei Mazerib, zwei Tagereisen südlich von Damaskus.

†††) Die Araber rühmen sich, daß sie die nach Mekka ziehende Karavane rauben und plündern.

a) Sobald der Hirt einen Mann zu Pferde oder zu Kameel in der Ferne erblickt, meldet er dieß den Arabern im Lager durch lautes Geschrei.

Wer kann die Helden zählen und die Krieger, die er geschlagen hat, deren Herzblut auf die Erde geflossen ist!

Er faßt sie ins Auge, und bei seinem Kriegsgeschrei*) geht Keiner zurück, selbst der Feige kämpft für seine Beute.

Hat nicht sein eigener Verwandter die Schwere seines Armes gefühlt? Eine preiswürdigere That ist nie erzählt worden**).

Und wenn du jetzt dem Lager dich nahest, so werden Freudenlieder gesungen, laut wird das Jauchzen sein und viele Thiere werden geschlachtet.

Dann kommen die Mädchen mit Zähnen so hell wie der Blitz, um die Thaten von Wadha's Bruder zu erfahren; reich sind seine Araber***).

Sein Bart glänzt vor Tugend, die Dunkelheit der Nacht verbirgt nicht eine seiner Handlungen, denn er ist frei von allem Tadel.

Ihm bring' ich meine Grüße und viele Segenswünsche dar, und in seine Hand lege ich meine Verse, die ihn loben."

---

*) Jeder Araber hat irgend einen Lieblingsausdruck, mit welchem er in der Schlacht seinen und seiner Freunde Muth belebt. Die Berühmten bedienen sich meist ihrer eigenen Namen, um den Feind in Schrecken zu setzen, wie z. B.: Ich bin der Bruder des Wadha.

**) Der Scheik, an den diese Verse gerichtet sind, schlug einen seiner Vettern mit einem Stocke, so daß derselbe einige Zähne verlor, weil er sich feige benommen hatte in einem Kampfe, welcher der Ehre des Stammes galt. Der Scheik wurde überall gepriesen, obwohl ihn der Rechtsspruch des Kadi verurtheilen mußte.

***) Nämlich durch die Großmuth des Scheiks.

Sechszehnter Abschnitt.

1. Algier. — 2. Ein Besuch bei der Mutter des Bey von Tunis. — 3. Die Bevölkerung von Tunis. — 4. Maurische Religiosität, Gesetzgebung und Schulbildung. — Tanger. — Tetuan.

1. Algier *).

Rhede von Algier, den 13. Januar 1835.

Wir haben Anker geworfen auf derselben Stelle, von der Lord Exmouth Algier bombardirte. Der Mond scheint fast tageshell, ein milder Zephyr fächelt meine Wangen und süße Wohlgerüche dringen vom Ufer her. Es ist Alles wie mitten im Sommer, ruhig wie ein Spiegel schimmert das bläuliche Meer; links erhebt sich, noch mit Schnee bedeckt, der Atlas mit dem gezackten Mons serratus (gesägter Berg) der Alten; rechts dreht der hohe Leuchtthurm seine Feuer, und vor Dir liegt gespenstisch, von drei illuminirten Minarets matt beschienen, eine schlohweiße, dicht zusammenhängende Masse, Todten gleich an den Bergen hingelagert. Nicht eine Stadt, nein — der in ein unermeßliches Leichentuch gehüllte Geist einer Stadt scheint diese seltsame Erscheinung zu sein. Ohne die Minarets aber, die, gleich Candelabern am Paradebett, darüber glänzen, hätte ich es für einen ungeheuern Marmor- oder Kalkbruch angesehen.

Algier, den 16. Januar.

Um 9 Uhr am andern Morgen schifften wir aus. Von Neuem staunte ich, am Tage wie in der Nacht, beim Anblick der blendend weißen Stadt ohne Dächer, die, so eng zusammengebaut, daß wenig Straßen über fünf Fuß breit sind, eine einzige, ganz compacte, an den Berg gelehnte Masse, ungefähr in der Form eines oben abgebrochenen Zuckerhutes, bildet. Da nun die Häuser wie ihre Plattformen alle Jahre wenigstens zweimal, viele jeden Monat, frisch geweißt werden, so ist kaum hier und da auch

*) Semilasso in Afrika. Erster Theil: Algier.

nur ein Fleckchen von einer andern Farbe zu erblicken. Die Minarets, welche nicht schlank und denen in der Türkei daher ganz unähnlich sind, kann ich Dir nicht treffender schildern, als wenn ich sage, daß sie vollkommen riesenmäßigen Feilner'schen Porzellanöfen gleichen, oben sogar von einem ähnlichen Bande bunter Kacheln und dem Kranz von Schnörkeln darüber eingefaßt, als Aufsatz aber statt des Amors, Adlers oder der Vase eine Zierrath mit dem halben Monde tragen. Die Aehnlichkeit ist vollständig, sowie die ganze Stadt, wenn sie aus Bisquit bestände, nicht im Geringsten anders als jetzt aussehen könnte.

Noch seltsamer für den Europäer erscheint das Innere derselben, um so mehr vielleicht gerade jetzt, wo neben dem Afrikanischen das Französische sich im curiosesten Mischmasch eingebürgert hat, und dadurch den bizarren Effect noch verdoppelt.

Sowie wir den Fuß ans Land gesetzt hatten, fielen hundert braune und schwarze Gestalten, alle in ursprünglich weiße Burnus*) gekleidet, die meistens in schmutzigen Lappen um sie herum hingen, wie Räuber über meine Koffer her und prügelten sich untereinander, um sie für mich in den Gasthof zu tragen. Ein Aengstlicher würde die Sachen schon für geraubt und verloren angesehen haben, und mein pariser Maulaffe, den Alles, was er nicht in der Hauptstadt erlebt hat, aus der Fassung bringt, war auch ganz dieser Meinung. Dennoch ist eine Veruntreuung bei solchen Gelegenheiten fast beispiellos. Es dauerte übrigens eine gute Viertelstunde, bis endlich fünf oder sechs dieser dämonischen Wesen ihrer Nebenbuhler so weit Herr geworden waren, daß diese sie mit der sehr ungleich vertheilten Bürde abziehen ließen.

Als wir vom Molo**) ans Thor gelangten, entstand ein neuer Aufenthalt. Ein langer Zug von Eseln, Maulthieren und Kameelen drang langsam daraus hervor. Voran ritt auf einem arabischen Schimmel eine nicht häßliche Negerin, und allerlei wunderliches Gemengsel folgte. Wir befanden uns, nachdem wir das Thor passirt hatten, in der breitesten Straße der Stadt, rechts und links die Häuser halb in Ruinen, weil sie die Franzosen zur Verbreiterung der Straße abgerissen haben. Ueberall lagen daher Schutt und Steine umher, zwischen denen das geräuschvollste Gewühl keinen Augenblick abbrach. Die Lastträger, oft fünf bis sechs für einen Gegenstand, liefen meistens im Trabe, und wer sich nicht genug vorsah, konnte leicht umgestoßen werden, besonders von den langen Balken, die Einzelne auf dem Kopfe trugen. Trachten aller Art umringten uns: schwarze Kabylen vom Atlas, in weißen Mänteln; Mauren in stattlicher bunter Kleidung; Neger in wahren Harlekinsjacken, über und über mit grell schillernden Blumen und Sternen gestickt; elegante französische Offiziere;

---

*) Eine Art wollener Mäntel mit einer Kapuze.

**) Damm.

Suaven*) und Spahis in französischer Uniform; pariser Mädchen und maurische Frauen, die letztern dergestalt in Leinwand gehüllt, daß nur die Augen frei blieben und sie ganz einer Leiche glichen, die eben vom Todtenbette aufgestanden ist, um sich noch einmal die Stadt zu besehen; Jüdinnen mit nackten Füßen und Sandalen, aber mit Gold behangen und ein drei Fuß langes Tuyau von Draht geflochten auf dem Kopfe tragend — alles Das wimmelte, mit vielen Thieren vermischt, bunt durcheinander. Jetzt standen wir vor einem eingerissenen Hause, welches man uns als das Hotel ankündigte. Ich erschrak. Ueber den Schutt mühsam kletternd drängten wir uns durch ein enges, halb demolirtes Gewölbe, traten dann seitwärts in eine niedrige Thür, und — wie durch Zauber — war die Scene verwandelt. Ein eleganter maurischer Saal, mit Arkaden rings umgeben, die auf schön gewundenen Marmorsäulen ruhten; die Bogen zierlich mit farbigen Fayencetafeln ausgelegt, in der Mitte ein wohlgarnirtes Büffet, mit einer nach der neuesten Mode gekleideten Pariserin dahinter; eine Menge kleiner runder Tische voll dampfender Schüsseln, von lustigen Gästen umringt, und das Ganze durch den Duft einer guten französischen Küche für Hungrige sehr anziehend gemacht — beruhigte unsere Sorge, die beim Eintritt sich auf das Uebelste gefaßt gemacht hatte.

Fast alle Häuser der Mauren, die von den Europäern unangefochten geblieben, sind innerlich auf dieselbe, ebenso zweckmäßige als gefällige Weise eingerichtet.

Zuerst findet man gewöhnlich eine kleine bedeckte Halle mit Bädern an der Seite, und tritt dann in einen mit Marmor oder Fliesen gepflasterten viereckigen Hof, in dessen Mitte oft eine Fontaine sprudelt, und welchen oben ein Zeltdach deckt, das nach Belieben abgenommen werden kann. Der Orient ändert seine Sitten nicht, und der Doctor Shaw bemerkt schon, daß der Psalmist auf diese Zeltdecke anspielt, wenn er sagt: „Der Herr breitet seine Himmel aus wie einen Vorhang.“ Gar viele Stellen der Bibel zeigen übrigens deutlich, daß zu Christus' wie in frühern Zeiten die Häuser der Orientalen vollkommen den heutigen gleich waren; auch mit der römischen Bauart haben sie große Aehnlichkeit.

Doch um wieder auf den Säulenhof zurückzukommen, den man nach unserm Sprachgebrauch besser einen Saal nennen würde, so ist er stets auf allen vier Seiten von zwei Stockwerken Arkaden übereinander umgeben, wodurch zwei bedeckte und geräumige Galerien rund umher gebildet werden. Längs diesen Galerien laufen die Zimmer hin, welche lang und schmal sind, aber durch große Nischen mehr Raum gewinnen, welche Marabuts heißen. Geflochtene Matten und Teppiche auf dem Boden und Divans an den Wänden, mit kunstreichen Schränken, auf denen Vasen u. dergl.

*) Orientalisch gekleidete Infanterie, Eingeborene des Landes, im Dienste der Franzosen.

in kleinen Blenden stehen, machen fast das ganze Ameublement aus. Kamine und Oefen gab es, ehe die Franzosen sie einführten, sonst nirgends hier. Die Fenster und Thüren gehen sämmtlich nach der Galerie und dem Hofe, sind aber vergittert; nach der Straße zu sind nur in der Höhe bunte kleine Fensterchen angebracht, Blumen und dergleichen vorstellend, deren Farben oft ganz das Feuer des gemalten Glases in manchen gothischen Kirchen erreichen.

Gewöhnlich führt eine schmale Marmortreppe in der Ecke des Hauses von Galerie zu Galerie und auf die Terrasse hinauf. Diese, mit einer niedrigen Brustwehr versehen, ist der angenehmste Aufenthalt in der Abendkühle; und da Algier an einem steilen Berge aufgebaut ist, hat man fast von jedem Hause die Uebersicht über die ganze Stadt, welches an einem Sommerabend, wo auf den Dächern allgemeines Leben herrscht, den seltsamsten Anblick gewähren muß.

Durch die Gefälligkeit eines reichen bretagner Kaufmanns, mit dem etwas sonderbaren Namen Pied de Vache (Kuhfuß), war mein Quartier bereits früher bestellt worden, und ich fand mich bald recht bequem und behaglich, wenn gleich sehr eng eingerichtet, mit einem hinlänglich großen Schreibtisch und einem vortrefflichen Bett, durch dichte Moustiquaires geschützt; denn trotz des Winters giebt es bereits Moskitos, diese abscheuliche Mückenart, hier in ziemlicher Menge.

Wenn man von dem Meere kommt, ist die darauf folgende Mahlzeit auf dem Lande immer ein kleines Fest. Unter so angenehmen Auspicien war sie es mir jetzt doppelt, und ich ließ es mir trefflich schmecken. Nach Tische führte mich Herr Pied de Vache, der acht Tage in Algier vor mir voraus hat, in der Stadt umher. Es wird eine gute Weile dauern, ehe ich mich in diesem Labyrinth von beiläufig mehrere hundert Schritt lang überwölbten Fußstegen, die man hier Straßen nennt, zurecht finden werde. Auf beiden Seiten derselben arbeiten in offenen Räumen, oft ohne Fenster und Thüren, die Muselmänner an verschiedenen Handwerken, oder bieten in stolzer Ruhe ihre Waaren feil. Einige der Handwerker sind originell anzuschauen, z. B. die Goldsticker, welche sehr langsam arbeiten, aber vortreffliche Waare liefern; die Weber, die Alles noch mit den Händen, ohne Maschine und auf die seltsamste Weise zu Stande bringen — einer von ihnen saß auf dem Dache und hielt dort unbeweglich wie eine Statue eine Spindel hoch in die Luft empor; von dieser Spindel hing ein langer Faden bis vor die Werkstatt hinab, wo er abgesponnen wurde; — die Drechsler, welche mit der einen Hand vermittelst einer Art von Fiedelbogen drehen, mit der andern den Meißel halten und mit den Zehen des rechten Fußes den zu drechselnden Gegenstand handhaben oder vielmehr fußhaben u. s. w.

Mit großem Interesse sah ich die sogenannte „Christliche Moschee,“ die zur katholischen Kirche umgeschaffen worden ist. Ein herrlicher Tempel, gleichfalls in Form eines viereckigen Saales, mit Arkaden rings umher, die

im zweiten Stock von Säule zu Säule immer eine eigene kleine gewölbte Kapelle bilden, deren Decken mit der geschmackvollsten Steinarbeit, und alle verschieden, verziert sind. Ein kunstreicher bunter und vergoldeter Dom deckt das Ganze, kleine farbige Fenster verbreiten überall ihr magisches Dunkel, Teppiche schmücken den Boden, und fast mit Verwunderung heftet sich das Auge auf den ganz geschmacklos geschnörkelten Hochaltar mit einer hölzernen angestrichenen Maria und einem verzerrten gekreuzigten Christus, welche mitten unter arabischen Inschriften und Stellen aus dem Koran die wundervolle Einheit und Zierlichkeit des sonst untadelhaft schönen Ganzen hier nur zu stören scheinen. Man merkt übrigens an diesen Gebäuden ganz deutlich, wie vielfach die gothische Baukunst aus der arabischen entsprossen ist, und in den katholischen Klöstern, wo die Kreuzesform nicht wie bei den Kirchen durchaus erforderlich war, findet man viele Bauwerke, welche dieser Moschee fast ganz ähnlich sind.

Wir bestiegen hierauf die auf dem höchsten Gipfel der Stadt gelegene Cassauba, die ehemalige Wohnung des Dey. Diese Caßba, wie sie gewöhnlich genannt wird, bestand, wie alle Residenzen der Sultane, Beys und Deys, aus mehrern Palästen, von einer gemeinsamen (ausgezackten) Mauer umgeben. Diese Paläste sind nun zwar noch vorhanden, aber schrecklich verheert, und von ihrer frühern Herrlichkeit sind nur noch wenige Spuren geblieben. Die Arkaden sind zugemauert, die Gärten zerstört, und da die Caßba jetzt als Kaserne für 1300 Mann, die Offiziere ungerechnet, dient, so kann man daraus eben so gut ihre imposante Größe abmessen, als im voraus errathen, in welchem Zustande der Unreinlichkeit und Vernachlässigung sie sich befindet. Alle die weiland vergoldeten Kiosks, die große Spiegelgalerie, die schönen Marmorfußböden sind nicht mehr; selbst die bunten Porzellantafeln, welche sich als Bänder zwischen den Stockwerken, als Thür- und Fenstereinfassungen u. s. w. so zierlich ausnehmen, sind meistens zerbrochen. Von den mannichfaltigen Bäumen ist nur noch eine riesenmäßige Platane nebst einigen 20 bis 30 Fuß hohen Orangenbäumen übrig geblieben. Ein unbedeutendes Holzkabinet von Gitterwerk, auf einer der Galerien des innern Hofes, in der Wohnung des Dey, hat man verschont, weil es in diesem war, wo die berühmte Consular-Ohrfeige (von den Franzosen höflich „le coup d'éventail" [Fächer-Schlag] genannt) ertheilt wurde, die bekanntlich dem Dey sein Reich kostete*). Er hätte sich des schönen arabischen Spruches erinnern sollen: „Der erste Begleiter des Zorns ist Thorheit, der zweite — Reue."

*) Der Dey von Algier ließ seine Raubschiffe (Kaper) auf dem mittelländischen Meere kreuzen und machte die gefangenen Europäer entweder zu Sklaven oder ließ sie ermorden. Im Jahre 1827 verlangte Frankreich für seinen vom Dey beleidigten Consul und für andere Ungerechtigkeiten Genugthuung, die verweigert wurde, worauf die Franzosen 1828 Algier blokirten, eroberten und (im Sommer 1830) den Dey gefangen nahmen.

Der arme Mann besaß übrigens seine Macht unter traurigen Bedingungen, und war so sehr fortwährend von Todesfurcht geplagt, daß er in den letzten neun Jahren nie sein Schloß und seine Gärten zu verlassen gewagt hatte — wahrlich kein beneidenswerthes Loos. Auch in der Cassauba befindet sich eine schöne Moschee mit vorzüglich kostbaren Marmorsäulen, jedoch ebenfalls nun gänzlich verheert.

Charakteristisch ist es, daß ungeachtet der Gefahr solcher Nachbarschaft das Pulvermagazin in Form einer Rotunde mit bombenfestem Steindach mitten in der Residenz stand, wo auch eine Gewehrfabrik und die Münze sich befand, so wie in den Gärten die Pulverfabrik. Während der kurzen Belagerung soll der Dey mehrere Male sich mit brennender Lunte in den Pulverdom haben stürzen wollen, um sich mit allen seinen Schätzen vor Ankunft der Franzosen in die Luft zu sprengen.

Wir nahmen unsern Rückweg außerhalb der Stadt, den Berg hinab, auf einer schönen Chaussee, die Algier dem Herzog von Rovigo verdankt. Sie führt unter einem Gewirr von Cactus- und Aloestauden, mit einzelnen Feigen- und Mandelbäumen, mitten durch viele Grabruinen, die ihr haben weichen müssen. Unter diesen zeichneten sich fünf kleine Gewölbe aus, welche die irdischen Ueberreste von fünf Deys enthielten, die sämmtlich an ein und demselben Tage erwählt und umgebracht wurden. Erst der sechste Dey wußte sich zu erhalten. Die ausländische Vegetation ergötzte uns ungemein, besonders fielen mir die Blüthenstengel der Aloe auf, welche sich oft bis 13 Fuß Höhe über die Pflanze erheben, und später als Brennholz abgehauen werden.

Am Thore empfing uns ein Bettlerconcert. Einige Dutzend dieser Armen von allen Hautfarben, auf die Erde hingekauert und in die Lappen ihres Burnus gehüllt, fiedelten, trommelten, bliesen und sangen in fürchterlicher Disharmonie, um auf dem Wege des Ohrenzerreißens die Mildthätigkeit der Vorübergehenden zu erwecken. Dabei waren sie jedoch nicht im Mindesten zudringlich und auch für das Wenigste dankbar.

Im Gewühl der Stadt wieder angelangt, benutzten wir den Zufall, der uns in die Rue Babazun, eine Straße voller Läden, führte, — „to go shopping“ *). Dieß ist hier etwas Neues in jeder Art, sowohl die Waaren als die Verkäufer betreffend. Die Würde der Letztern, ihre apathische Ruhe, ihre oft außerordentliche Schönheit, ihre vornehmen und höflichen Manieren und die scheinbare Abwesenheit alles interessirten Wesens stechen merkwürdig von den Handelsleuten anderer Länder ab. Bei einem derselben mit glänzend schwarzem Bart und den feinsten weißesten Händen kauften wir mehrere schön in Gold gestickte Mousselintücher, Seidenzeug von Marokko, Strohkörbe mit Tuch durchflochten von Timbuktu, Rosen- und Jasmin-Essenz von Tunis, nebst einigen Dutzend Pastilles du Sérail.

*) Unsere Leser wissen aus der Schilderung von London, was der Ausdruck bedeutet.

Als ich meinen Beutel öffnete, um zu bezahlen, stieß mich ein vorübergehender Lastträger an, und fünf bis sechs Napoleons fielen auf die Straße. Der maurische Kaufmann, ohne sich weiter zu rühren, winkte nur mit der Hand, und ehe ich noch Zeit gefunden, mich nach den verlorenen Goldstücken zu bücken, hatten sie bereits mehrere zerlumpte Gassenjungen aufgehoben und überreichten sie mir freundlichst lächelnd. Diese Ehrlichkeit ist, wie man mich versichert, hier allgemein, und bei so viel Buden, in denen zum Theil die kostbarsten Sachen den ganzen Tag über ohne allen Schutz, so zu sagen, auf der Straße liegen, freilich auch ganz unerläßlich. Dieß hindert jedoch nicht, daß man im Handel mit allem Anstande derb übertheuert wird.

Den 21. Januar.

Das Klima ist doch eine liebliche Sache hier! Ich besitze keinen Kamin in meiner Stube, welche mit einer Glasthür und drei Fenstern versehen ist, die alle schlecht schließen, und dennoch habe ich es noch nie darin weder zu kühl noch zu warm gefunden. Bis jetzt regnete es nur selten, und selbst ein starkes Gewitter äußerte wenig Einfluß auf die Temperatur. Nie erlebt man hier solche Schneestürme wie z. B. häufig in dem nicht unter viel mehr nördlicher Breite liegenden Andalusien, wo, wie mir neulich der Gouverneur erzählte, dieser einmal bei der drückendsten Hitze ausmarschirend, plötzlich von einem so furchtbaren Schneewetter überfallen wurde, daß eine Menge seiner Leute auf dem Wege blieben und in den nächsten Tagen ihre Erkältung mit dem Leben büßen mußten. Selbst Pferde erlagen diesem jähligen Frost. Hier giebt es nur Eine Plage der Witterung, den Wind der Wüste im Sommer, der jedoch selten länger als 24 Stunden anhält. Nicht sowohl die Hitze, obwohl sie bis zu mehreren dreißig Graden steigt, als die außerordentliche Trockenheit der Luft soll eine ganz eigene, dem Europäer fast unerträgliche Pein hervorbringen. Niemand verläßt seine Stube, wenn dieser Wind geht, und Viele versicherten mich, daß sie sich nackt auf die Fliesen des Bodens geworfen hätten, um sich nur einige Kühlung zu verschaffen. Den Soldaten ist es sogar anbefohlen, sich bei Annäherung dieses Windes, selbst im Dienst, mit dem Gesicht auf die Erde zu werfen. Allerdings wäre es übel, wenn die besser gegen den Samum abgehärteten Beduinen einmal einen solchen Moment zum Angriff wählten.

Den 24. Januar.

Heute bin ich fast den ganzen Tag in der Stadt und Umgegend umhergeritten und will noch einiges Bemerkenswerthe mittheilen. — Nur eine Straße der Stadt, die von Babazun, ist gepflastert und zwar sehr schlecht. Die übrigen Straßen, aus Lehmboden bestehend, sind im Untertheile der Stadt häufig grundlos, und z. B. jetzt durch ein paar Regentage schon so

kothig geworden, daß man, um sich Abends zu einem Diner oder in eine Gesellschaft zu begeben, nothgedrungen eine Sänfte nehmen muß, welcher Transport aber hier zu Lande nicht der angenehmste ist und selten ohne einige Beulen abgeht.

Algier hat fünf Thore. Das neue, oben auf dem Berge neben der Caßba, welches östlich nach dem Fort l'Empereur führt; das von Babazun, durch welches man unten, dem Meere entlang, in derselben Richtung die Ebene von Metidschia erreicht; das von Babaluet an der entgegengesetzten westlichen Seite der Stadt, wodurch man zu den ehemaligen Gärten des Dey, dem Berge Budscharia, und am Meere hin nach der Pointe (Landspitze) de Pescade gelangt; das der Marine, um nach dem Arsenal und dem Molo zu gehen; und endlich das der Fischer, wo die Schiffe debarkiren. Die ganze Stadt ist nach dem Meere zu imposant mit Batterien gespickt, von einer solchen wurde einst der französische Consul Le Vacher, in die große Kanone geladen, nach Du Quesne's Admiralschiff abgeschossen, auf das, wie man sagt, wirklich einige blutige Stücke des Leichnams flogen. Nach den drei Landseiten umgiebt die Stadt ein breiter und tiefer Graben und eine sehr hohe gezähnte (cranelirte) Mauer mit kleinen Thürmchen, wodurch das pittoreske Aussehen dieses ehemaligen Raubnestes noch ungemein erhöht wird, um so mehr, da der Graben jetzt mit Cactus, Aloe und Epheu in wilder Unordnung verwachsen ist. Von den Thürmen dieser Mauer wurden früher die Verbrecher auf Haken herabgestürzt, wo sie bis zu ihrem qualvollen Ende hängen blieben, oder sie wurden auf den Plattformen gespießt, allen Blicken zugänglich, als schaudervolles Beispiel.

So reizend auch die Umgegend dem Europäer erscheint, so fehlt es ihr doch leider fast ganz an solchen großen und hohen Bäumen, wie unsere Wälder sie darbieten. Ich habe bis jetzt nur zwei dergleichen gesehen: eine wenigstens 80 Fuß hohe Platane am Thor von Babazun und eine ähnliche im Hofe der Caßba. Beide beweisen wenigstens, daß an dem erwähnten Mangel nur die Menschen, nicht der Boden, Schuld sind. Was man hauptsächlich an Bäumen vorfindet, sind Brustbeer- (jujubiers), Maulbeer-, Oel-, Mandel-, Aprikosen-, Pfirsich-, Birn-, Aepfel- und kleine Nußbäume, auch mehrere Pappelarten, Akazien, Orangen-, Citronen- und Feigenbäume, Cypressen, Palmen, Bananen und Elsbeerbäume, und einige ausländische in Gärten, unter andern der prächtige persische wilde Fliederbaum, der die Größe einer Akazie erreicht, und dessen, unserm spanischem Flieder ganz ähnliche, Blüthe stark nach Vanille riecht. Blühende Sträucher und Blumen sieht man jetzt schon häufig, und im Frühjahr sollen sie eine große Pracht über die Gegend verbreiten. Darunter zeichnet sich die Agave aus, welche binnen zwei Monaten oft einen Stengel von 30 Fuß Höhe emporschießt, der 5—6000 Blumen, freilich nur von blaßgrüner Farbe, trägt. Aloe und Cactus sind besonders für undurchdringliche und schnell wachsende Befriedigungen unschätzbar; der Boden ist aber überall

dankbar, wo man nur Cultur darauf verwenden will; und dabei schmücken die Menge immergrüner Sträuche und Bäume hier den Winter wie den Sommer.

Ich nahm meine Richtung durch das Thor Babaluet nach den Gärten des Dey. Der Weg führt bei einigen Forts vorbei, die auf Felsen stehen, an denen sich zu jeder Zeit das Meer mit weißem Schaume bricht. Sein glänzend blauer Spiegel bietet von hier ein herrliches Schauspiel dar, während auf der linken Seite ein Amphitheater von Bergen, mit Villen bedeckt, ein halbrundes Thal einschließt, in dem der große Kirchhof der Juden, mit weißen Würfeln seltsam besäet, besonders hervorsticht. Nahe dabei liegen die weitläufigen, von vielen Mauern umgebenen und durchschnittenen, mit marmornen Kiosks verzierten Gärten des Dey. Leider sind sie jetzt in ein Lazareth mit Gemüsegärten verwandelt, und die Gebäude stehen schmutzig und verfallen. Ein einziger Orangenhain mit nett gepflasterten Mosaikwegen ist von dem alten Schmuck allein noch übrig, nebst einigen Resten jener lieblichen bedeckten Gänge von Wein, Rosen und Jasmin, welche sonst jeden der einzelnen Gärten, längs den Mauern hingeführt, umgaben. Der Jasmin wird hier fast zum Baume und größer als bei uns der Haselnußstrauch. Ein Theil des Ganzen ist zu einer Cactusplantage für die Zucht der Cochenille*) bestimmt. Es wird viel Mühe darauf verwendet; man glaubt jedoch an keinen sonderlichen Erfolg, da man im Winter die Thierchen hier bedecken muß, was große Kosten verursacht und einen Aufwand von Leuten erfordert, der mit dem Profit schwerlich gleichen Schritt halten möchte. Mein Pferd kletterte von hier nach dem Budscharia wie eine Ziege die Felsen hinan, mit einer Ausdauer und Sicherheit, die nur die Gewohnheit geben kann. Als ich auf den wüsten Haiden oben anlangte, blühten in dieser schweigenden Wildniß Tazetten, Myrthen und große blaue Iris um mich her, und die fernen Berge selbst schimmerten so violett wie Blumen. Die Aussicht vom Blockhaus ist gewiß eine der schönsten in der Welt, wenn man einen so günstigen Tag trifft, als der heutige war. Man befindet sich in bedeutender Höhe im Mittelpunkte des bergigen Landvorsprungs, den Afrika hier bildet, und den die imposante Ebene von Metidschia vom kleinen Atlas trennt, welcher in gerader Linie von Horizont zu Horizont sich zieht. Auf dieser unermeßlichen, auf drei Seiten vom Meere umschlossenen, die höchste Abwechselung und die barockesten Küstenlinien bildenden Ausdehnung gestattet die klare Luft Millionen Gegenstände mit der größten Genauigkeit zu sehen, und ein gutes Fernglas brachte mir selbst den Atlas nahe vors Auge, obgleich er über zwölf Stunden entfernt ist. Es scheint unnöthig, einen solchen Anblick zu beschreiben; keine Einbildungskraft ist so arm, daß sie ihn sich nicht selbst ausmalen könnte.

---

*) Vergl. die Skizze: Neu-Spanien oder Mexiko. I. S. 326.

Den 25. Januar.

Am folgenden Tage besah ich mir die muselmännische Frömmigkeit. Zuerst besuchte ich den Mufti, einen hübschen alten Mann, der auf einem Divan lag, über dem in arabischer Sprache mit großen Buchstaben die schöne Inschrift zu lesen war: „Der Anfang aller Weisheit liegt in der Liebe zu Gott." Er studirte, als ich eintrat, emsig in einem medicinischen Buche, um darin ein Mittel zu finden wider die Taubheit, an der er zu leiden anfängt, legte es jedoch gleich bei Seite und empfing mich mit vieler Freundlichkeit, indem er sagte: „Er freue sich, einen Vornehmen aus fremden Landen zu sehen, der, wie er höre, nur um sich zu unterrichten reise und die vielen Beschwerlichkeiten eines solchen mühsamen Unternehmens nicht scheue." Daß man auch zu seinem Vergnügen reisen könne, davon schien er keinen Begriff zu haben. Nach einigen ferner gewechselten Redensarten gab er mir die Erlaubniß, in die Moschee zu gehen. Ich zog meine Stiefeln aus und wanderte in Strümpfen mit dem Dolmetscher weiter. Da der Boden überall mit dichten Matten und doppelten Teppichen belegt war, welche selbst bis zur Brusthöhe um Säulen und Pfeiler sich wickelten, so hat diese Sitte nichts Unbequemes. Uebrigens frappirte mich die große Einfachheit und Abwesenheit alles Prunkes im Tempel; hier und da brannten einige einfache Lampen, das war Alles. Desto barocker erschien mir der Gottesdienst. Eine so große Ehrfurcht ich auch für alle Arten von religiösem Cultus, wenn er nur nicht in Unmenschlichkeit ausartet, fühle, so ward es mir doch fast unmöglich, das Lachen zu unterdrücken, als ich nach der größten Stille mit einem Male eine doppelte Reihe von ungefähr 60 weißgekleideten Menschen, den Mufti an der Spitze, unter einem entsetzlichen Gebrülle zweier dazu besonders angestellter Schreier der Truppe, gleich Mehlsäcken auf dem Teppich gegen die Wand zu kollern und, den Kopf auf den Boden gedrückt, den übrigen Körper aber in die Höhe gerichtet, eine Weile wie todt daliegen sah. Diese seltsame Ceremonie, mit dem einzelnen Absingen verschiedener Verse des Korans abwechselnd, wurde, zur schwersten Uebung meiner Fassung, mehrmals wiederholt, ohne daß etwas Weiteres darauf folgte. In einem Hofe daneben, welcher unmittelbar an die Moschee stieß, wuschen sich die Ankommenden unter einem bedeckten Springbrunnen vor dem Gebet. Viele ließen ihre Pantoffeln vor der Thür, die meisten behielten sie aber in der Hand und legten sie erst später neben sich hin. Das Trinkgeld, welches ich beim Weggehen dem Kirchendiener anbot, verweigerte er anzunehmen, eine Delicatesse, über die wir schon glücklich hinweg sind.

Kurze Zeit darauf endigte der Ramadan, die lange Fastenzeit der Muhamedaner, und einige Tage lang sah man nun die gewöhnlich zerlumpten unreinlichen Mauren und die Araber in großer Galla in den schönsten bunten Trachten in allen Straßen. Sobald sich Bekannte begegnen,

umarmen sie sich und küssen sich die Schultern mit großer Herzlichkeit; die niedern Stände führen allerlei Tänze auf, und junge Leute fahren vor den Thoren in einer Art Stuhlwagen die allerliebsten kleinen geputzten Mohrenknaben spazieren, von denen es dann an diesen Orten wimmelt; dieß schien mir eine rührende liebliche Sitte, und für die Kinder gab es einen großen Jubel.

---

2. Ein Besuch bei der Mutter des Bey von Tunis*).

(Eine Scene aus dem Leben im nördlichen Afrika.)

Wir waren seit drei Monaten in Tunis und bewohnten das Stadtpalais des regierenden Bey Achmet Pascha, einen wahrhaften Feenpalast aus „Tausend und einer Nacht." Mauern von Marmor stützen die bemalten und vergoldeten Deckengewölbe, auf die von oben ein gedämpftes, geheimnißvolles Licht herabfällt. Von den Terrassen dieses maurischen Schlosses übersieht man die ganze Stadt: „Tunis die weiße, die Stätte des Friedens und der Glückseligkeit," wie sie von den arabischen Dichtern genannt und gefeiert wird. Die hohen Minarets auf ihren Moscheen, die weißen Dome, die alte Caßba, der schöne See, worin, gleich einer schönen maurischen Prinzessin, die Stadt sich wohlgefällig bespiegelt — als sich dieß Alles so mit Einem Blicke mir darstellte, da ward ich hingerissen von Bewunderung und Entzücken. Fortan stieg ich jeden Abend auf die Terrassen, blieb hier in stille Betrachtung versunken, bis die Sonne sich neigte, der Ruf der Muezzin erscholl, welche die Gläubigen zum Gebete ermahnten, und bis von fern her die Gesänge der Neger zu mir herüberdrangen, die in der Abendkühle von der Last und Hitze des Tages in fröhlichen Tänzen und Liedern sich erholten.

Alle Freitage erschien ein Gesandter von der Mutter des Bey, um meine Mutter zu begrüßen und der Hochachtung seiner Gebieterin zu versichern; am Schlusse seiner Complimente verfehlte er nie, den lebhaften Wunsch auszusprechen, welchen die Fürstin habe, meine Mutter persönlich kennen zu lernen. So beschlossen wir denn, am dritten Tage des Beiram**) unsern Besuch zu machen. Ich sage „wir," denn Mama hatte

*) Mlle. Blanche Lavellaine de Maubeuge. (Journ. des Dem. 1845.) D. Verf.

**) Ein großes Fest der Moslemim, das gleich nach dem Fastenmonat Ramadan fällt und mit vieler Pracht gefeiert wird. Der Sultan zieht in glänzendem Aufzuge in die Moschee, nachdem er die Glückwünsche der Staatsbeamten empfangen hat, die an diesem Tage bei ihm speisen und von ihm beschenkt werden. Das Volk belustigt sich durch Schmausen und Besuche u. s. f.

auf unser inständiges Bitten die Erlaubniß ertheilt, daß ich mit meinem Bruder, einem Knaben von sieben Jahren, den der Bey kurz vorher zum Capitain ernannt hatte, sie begleiten durfte. Unser Wagen, von vier Maulеseln gezogen, die von zwei reichgeschmückten maurischen Postillons geführt wurden, und von einer Abtheilung Janitscharen in Galauniform geleitet, (eine große Aufmerksamkeit von Seiten des Bey) brachte uns sehr rasch auf das Gefilde der Manubah. Nachdem wir die weiten Friedhöfe, die mit ihren Wohnungen der dahingeschiedenen Geschlechter die Wohnungen der Lebenden einschließen, verlassen hatten, zogen wir noch eine gute Strecke an ihren Mauern hin, dann wandte sich der Weg rechts und unser Wagen fuhr unter dem hohen Bogen einer Wasserleitung hin, deren kühner Bau einen malerischen Anblick gewährt, und die aus weiter Ferne das vereinigte Wasser zweier Quellen in die Hauptstadt führt. Die Ebene, durch welche wir fuhren, war von der Sonnenhitze ausgedörrt und geborsten; hier und dort erhob sich ein schlanker Palmenbaum, dessen saftig grüne Blätter im Sonnenstrahl glitzerten. Wir kamen auch an einigen Kameelheerden vorüber; die Beduinen, welche sie anführten, waren in lange Burnusse von Wollstoff gehüllt, mit Kapuzen, die durch eine Schnur aus Kameelhaar, drei- bis viermal um den Kopf geschlungen, an der Stirn befestigt waren, und ihnen das Aussehen jener alten numidischen Könige gaben, wie wir sie auf einigen Münzen in den Antikencabineten zu Paris gesehen hatten; andere, mit ihrem langen ehrwürdigen Barte, erinnerten uns an die Patriarchen, von welchen uns die heiligen Geschichten des alten Testaments erzählen. Dann begegneten wir auch einigen schön herausgeputzten Reitern, die, während sie mit ihren Pferden die kühnsten Schwenkungen machten, im vollen Galopp aus ihren langen Karabinern nach einem Ziele schossen. Bald langten wir, Dank dem trefflichen Trott unserer Maulthiere, unter den schattigen Baumgängen der Manubah an. Vor uns erhob sich ein ausnehmend großes Gebäude, es war der Bardo, die Hauptresidenz der Beys. Als wir näher kamen, bemerkten wir, daß dieser Bardo nicht ein Palast, sonder die Vereinigung vieler Paläste war, die von einem breiten, mit Festungswerken versehenen Graben umgeben wurden. Arabische Soldaten in europäischer Uniform, welche viel Aehnlichkeit mit der des französischen Militärs hatte, bewachten den Eingang; als wir die Zugbrücke überschritten, ward von den Tambours der Feldmarsch geschlagen, und ein Reiter sprengte voraus, um die Prinzessin von unserer Ankunft zu unterrichten. Nun aber mußten unsere Janitscharen dem Wagen einen Weg bahnen durch eine dichte Menschenmasse von Mauren, Beduinen und Juden, die vor dem Palaste ihren Bazar aufgeschlagen hatten und mit ihren Buden den ohnedieß nicht geräumigen Zugang verstopften. Als wir an den Eingang des Harems gelangten, stiegen wir aus und ließen unsere Dienerschaft zurück. Sidi Mustapha, der Hüter der Frauen, ein alter Neger, dem sein einziges Auge das Aussehen eines Cyklopen gab, empfing uns und

zeigte uns den Weg, indem er voranschritt. Er ließ uns mehrere große Patios*) durchschreiten, die mit weißem Marmor gepflastert waren und durch Wasserbehälter und plätschernde Springbrunnen eine angenehme Kühle erhielten.

Ehe wir zu dem Empfangsaale gelangten, mußten wir drei Thüren passiren, die von einander durch einen Zwischenraum von zwei bis drei Fuß getrennt waren; sie lagen nicht in Einer Linie, die eine vor der andern, sondern in schräger Richtung. Jede war sorgfältig verschlossen und von Negern bewacht, die an ihrem Gürtel ein wahres Arsenal von Dolchen und Pistolen zur Schau trugen. Endlich erreichten wir den Saal. Auf einem Divan sitzend oder vielmehr niedergekauert, erhob sich die alte Prinzessin, als Mama eintrat, ging ihr entgegen, küßte sie auf beide Wangen und machte ihr italienisch ein Empfangscompliment. Während Mama in derselben Sprache hierauf antwortete und der jungen Frau des Bey vorgestellt wurde, der Prinzessin Mabruka**), bewunderten meine überraschten und geblendeten Augen die Schönheit des Saales; die feinsten Arabesken, welche von einer Feenhand ausgeschnitten zu sein schienen, überzogen Decke und Wände und schienen sich in der Spitze des domartig gerundeten und emporsteigenden Deckengewölbes zu vereinigen. Der Fußboden von Marmor war mit den reichsten persischen Teppichen belegt. Anstatt der Möbeln aber zog sich bloß ein breiter niedriger Divan um den ganzen Umfang des Zimmers; das prächtige Hellroth des seidenen Damastes bildete einen reizenden Gegensatz mit dem Tiefblau der Sammetkissen. Die Araber verstehen sich meisterhaft auf die Kunst der Farbenmischung, und meist gelangen sie gerade durch die schroffsten Gegensätze zur besten Harmonie. Nimmt man nun noch hinzu das gedämpfte Halblicht, das durch die vergitterten Fenster und Jalousieladen eindrang und über das Ganze ein magisches Helldunkel verbreitete, so kann man sich vorstellen, wie die Wirkung der strahlenden Farben im Innern des Saals noch erhöht werden mußte.

Auf dem Divan nahmen nun Platz die Mutter des Bey, dessen Frau und Schwestern und Mama. Die andern Frauen des Gefolges blieben stehen, mein Bruder und ich gleichfalls. Wir wurden von ihnen mit vieler Neugierde, aber zugleich mit vielem Anstande untersucht; mein Bruder machte in ihren Armen die Runde und ward mit Liebkosungen und Höflichkeiten überhäuft. Es waren fast lauter Georgierinnen oder Circassierinnen, blühend in frischester Jugend und Schönheit und von der liebenswürdigsten Heiterkeit und Gutmüthigkeit beseelt. Ohne Aufhören lachten und schäkerten sie und schienen sich durchaus glücklich zu fühlen.

Die Mutter des Bey trug eine seidene Juba, halb weiß und blau, um Hals und Brust ausgeschweift und hier mit reicher Silberstickerei ge-

*) Die innern Höfe der maurischen Paläste und Häuser.
**) Deutsch: Glückseligkeit, Freude.

ziert; ihre Arme waren kaum verschleiert durch eine feine Sorte durchsichtiger Siberspitzen, welche die weiten Aermel bildeten. Die Juba endigte oberhalb der Knie und ließ die anliegenden Beinkleider von violetter Seide sehen, die bis auf die Knöchel hinabreichten und hier wiederum mit einem starken Silberbesatz endigten. Ein kleines hellblaues seidenes Tuch, das kunstvoll um ihren Kopf sich schlang und mit langen von Diamanten besetzten Nadeln festgeheftet war, ließ die zusammengeflochtenen Haare vom schönsten Schwarz durchscheinen, von welchem einzelne Flechten unter einem langen weißen, mit Silbersternchen besetzten Schleier bis auf die nackten Füße herabfielen. Diese Füße waren von besonderer Kleinheit; ihre Hände, mit kostbaren Brillantringen überladen, waren in der That königliche Hände. Ihrer 50 Jahre ungeachtet konnte man die Prinzessin noch immer schön nennen. Ihre edeln Gesichtszüge verkündeten den hohen Geist, der noch immer in ihr lebte und nichts von seiner Kraft verloren zu haben schien. Aus den glänzenden großen Augen (der Sitte gemäß mit einer Lage von Coolh*) bedeckt) sprach gleicherweise ein heller Verstand und große Herzensgüte. Ihre Tugenden haben ihr einen bedeutenden Einfluß auf das Herz ihres Sohnes verschafft, welcher nichts Wichtiges unternimmt ohne Rath und Zustimmung der Mutter. Sie that, so gut es in der italienischen Sprache gehen wollte, viele Fragen über unsere Sitten und Gebräuche, über unsere Königin und die ganze königliche Familie, und interessirte sich lebhaft für Alles, was Mama ihr mittheilte.

Die Prinzessin Mabruka war auf dieselbe Art wie ihre Schwiegermutter gekleidet, nur in etwas verschiedenen Farben und mit breiteren Stickereien. Ihre Juba war viel tiefer ausgeschnitten und ließ die ganze Brust sichtbar werden; die Diamanten, womit ihr Kopf, ihre Arme, Hände, Füße und der Hals wie besäet waren, mochten die allerkostbarsten sein.

Wenn auch nicht ganz so prachtvoll, waren doch die übrigen Prinzessinnen, Schwestern Seiner Hoheit, in ganz ähnlicher Weise angezogen und geschmückt.

Man schwatzte lange Zeit zusammen in Erwartung des Diners, das in einer langen Galerie angerichtet wurde, die, obwohl überall durch dichte Vorhänge geschützt, doch eine reine frische Luft gewann, welche nach Belieben den Rollvorhang aufhob, um mit ihrer Frische und ihren Wohlgerüchen, die sie von den Wasserbecken und Blumenbeeten des Gartens mitgenommen hatte, die Gäste zu erquicken. Von dieser Galerie aus hatte man den reizendsten Anblick auf die Orangenhaine und Tuberosenreihen, auf die Rosenhecken und Springbrunnen des zierlich angelegten Gartens.

*) Coolh = schwarze Farbe, womit die arabischen Frauen ihre Augenwimpern bedecken mit Hilfe einer silbernen Nadel. Die schwarze Einfassung verleiht dem Blicke eine große Sanftmuth und etwas Schmachtendes.

Das Tischgeräth war auf europäische Art, wie man denn überhaupt das Bestreben wahrnahm, unsere Gebräuche nachzuahmen. Jedoch behielten die Gerichte ihre nationale Form und darum ihren eigenthümlichen Wohlgeschmack. Ein ganzer Hammel, gebraten und mit Pistazien gespickt, kam mir ausnehmend lecker vor; als aber das „Schischuka" an die Reihe kam, machte die arme Mama, ihrer großen Höflichkeit ungeachtet, eine furchtbare Grimasse, die ihr der lange Pfeffer, die Blätter der Münze, der Citronensaft und das reichliche Muskatgewürz abnöthigten. Das Gericht ist hier sehr beliebt und besteht nebst den angegebenen Bestandtheilen noch aus Goldäpfeln in Oel gesotten. Als ich einen Mund voll davon verschluckt hatte, stand mein Gaumen in Feuer und ich beeilte mich, ein Glas Wasser nachzutrinken. Der „Kußkussu"*) fand meinen Beifall, nicht minder die Phtaïrs, Butterschnitten mit Honig bestrichen, und die Ratlocum, Sultanin-Bonbons, die nur von den Datteln des Dscherid, wenn sie mit Pistazienmandeln durchzogen werden, an Wohlgeschmack erreicht werden können.

Wir blieben sehr lange bei Tische. Während des Essens sangen junge arabische Mädchen ihre Lieder, die sie mit ihrer klagenden Daarbuka**) und ihren baskischen Trommeln begleiteten. Es waren sanfte, liebliche Melodien, die aber sehr langsam und eintönig vorgetragen wurden, denn die Araber kennen das nicht, was wir Harmonie nennen (mehrstimmige Accorde). Dessenungeachtet ist diese einfache Musik nicht unschön; ich habe seitdem öfter ihre Kriegslieder und Nationalgesänge auf unsern europäischen Instrumenten vortragen hören und fand dann, welch einen tiefen musikalischen Gehalt sie in sich bargen. Zu den Sängerinnen gesellten sich die Tänzerinnen; ihre Stellungen waren zierlich, ihre Schritte aber sehr langsam.

Als wir von Tische aufstanden, begoß man unsere Hände mit einer wohlriechenden Rosenessenz, über den Kopf und übrigen Körper ward Jasminwasser gesprengt, und auf schönen silbernen, kunstvoll ciselirten Glühpfannen wurden verschiedene aromatische Kräuter und Hölzer angezündet. Durch die Galerie gelangten wir in einen etwas kleinern Saal, wo man Kaffee servirte, wie hier zu Lande überall ohne Sahne und Zucker und in sehr kleinen Tassen. Als der Kaffee eingenommen war, verabschiedeten wir uns, indem wir den Prinzessinnen versprechen mußten, bald wieder zu kommen. In dem Augenblicke, wo wir die Schwelle des Harems überschritten, erschien der Saaptaf oder Minister des Bey, um uns im Namen Seiner

---

*) Eine Art von gedämpftem Compot aus feinem Mehl, harten Eiern, Hühnern, Lammfleisch, zusammengekocht und stark gewürzt.

**) Ein Krug aus Steingut von sehr gefälliger Form, auswendig mit Arabesken verziert und inwendig glasirt; der Boden dieses Krugs ist von Pergament, worauf man mit den Fingern streicht und schlägt.

Hoheit für den Besuch zu danken, den wir seiner Mutter gemacht hatten, und Mama ergebenst zu bitten, daß sie ein für sie und mich bestimmtes Kästchen von Perlemutterschalen, worin mehrere arabische Schmucksachen, mit Diamanten besetzt, sich befanden, gütig annehmen wolle. Wir ließen Seine Hoheit unsers lebhaftesten Dankes versichern, grüßten den Saaptaf und bestiegen den Wagen, der wiederum von den Janitscharen escortirt ward.

---

3. Die Bevölkerung von Tunis *).

Die hiesigen Moslemim **) werden immer nachlässiger in der Befolgung ihrer alten Gebräuche. Ungeachtet ihrer häufigen Abwaschungen sind sie schmutziger als die Juden; Wein und Branntwein trinken sie größtentheils, wo sie desselben nur habhaft werden können; für das Tagesfasten während des Beiram entschädigen sie sich durch nächtliche Schwelgereien, und nach Mekka wallfahrten nur noch die Wenigsten. Der Fanatismus gegen die Christen hallt von allen ihnen gegebenen Vorschriften noch am besten wieder, und man ist immer noch fest überzeugt, den Himmel zu gewinnen, wenn man einen Ungläubigen von der Erde vertilgt. Kein Christ darf hier, selbst wenn er einen Ferman des Großsultan dazu hätte, eine Moschee betreten; würde er, etwa in arabischer Verkleidung, darüber ertappt, so müßte er es mit dem Leben büßen, oder sein Leben durch Abschwören seines Glaubens retten.

Wenn nun auch dieselbe Religion der ganzen hiesigen muhamedanischen Bevölkerung eine Hauptfarbe giebt, so befinden sich doch bedeutende Nuancen darunter; denn 50,000 Juden und viele Christen abgerechnet, sind eine Menge gemischter Racen hier vereinigt, deren Gewohnheiten, Charakter und selbst äußeres Ansehen bedeutend von einander abweichen. Türken aus Morea und Konstantinopel, altspanische Mauren, Neger aus dem Innern von Afrika, Beduinen von den Grenzen des Atlas u. s. w. mischen sich in ein großes Ganze, von dem Jeder seinen Vortheil sucht, ohne je für die Gesellschaft und allgemeine Fortbildung mitzuwirken.

Die Berbern, zu denen die Kabylen und Hajuten gehören, können als die Urbewohner angesehen werden. Sie bilden ohne Zweifel ein Gemengsel von Karthagern, Römern, Numidiern und Sarazenen, und mögen von allen ihren Vorfahren Etwas beibehalten haben. Diese Leute finden sich in verschiedenen Stämmen (Tribus) über die ganze Berberei, von Ma-

---

*) Semilasso in Afrika rc. 3. Thl.

**) Moslemim (woraus wir „Muselmann" gemacht) heißt „Gläubige."

rokko bis zum Golf von Sydra vertheilt. Sie sind in der Regel von hoher Statur, mager, muskulös und von entschlossenem Charakter, mit durchdringenden Augen und fast immer schönen Zähnen, die mit ihren römischen Zügen und schwarz gebrannten Gesichtern schön contrastiren. Sie wohnen meist in den Bergen, entweder in elenden Hütten von Erde und Steinen, oder in schwarzen Zelten von Ziegenhaar gewebt. Höchst genügsam und mäßig, fast nur von Brod, Milch und Datteln lebend, erreichen sie ein hohes Alter. Die Jagd, etwas Ackerbau und Viehzucht sind ihre einzige Beschäftigung; treu und gastfrei für Freunde, sind sie wild und grausam gegen Feinde, Fremden abgeneigt und eifersüchtig auf ihre rohe Unabhängigkeit.

Zahlreicher sind die Beduinen, welche die Hauptbevölkerung des Landes ausmachen. Diese scheinen noch ganz die nämlichen bis auf den heutigen Tag, die sie zur Zeit Mosis und der Propheten gewesen sind. Ihre Tracht, mit dem einfachen faltenreichen Mantel, der zugleich den Kopf bedeckt, nebst den nackten Füßen mit Holzschuhen oder Sandalen erinnert ebenfalls mehr an das alte Testament als an die gegenwärtige Zeit. Die Beduinen sind von sanfterer Natur als die wilden Berbern, ihr Teint ist olivenfarben, der Ausdruck ihrer Augen mild und voll Leben. Sie sind ebenfalls sehr mäßig, von großer Ausdauer, gute Reiter, tapfer im Kriege und gewandt in Führung ihrer Waffen. Von Ort zu Ort wandernd und ihre Zelte überall aufschlagend, wo der Boden, den sie nur oberflächlich bearbeiten, ihnen eine ergiebige Nahrung verspricht, haben sie nirgends eine bleibende Stätte; ihre Weiber beschäftigen sich mit Zucht der Bienen und des Seidenwurmes, verfertigen die Zeuge für die Kleidung ihrer Männer und die Zelte, in denen sie wohnen. Ihre Gastfreiheit ist sprichwörtlich geworden und ihre Sitten sind noch eben so einfach als in der urältesten Periode. Gesellig, Freunde wunderbarer Erzählungen und der Poesie, dem Luxus fremd und leicht in Enthusiasmus versetzt, sollte man glauben, daß kein Volk mehr als sie zur Civilisation geneigt sei. Vielleicht steht sie ihnen noch bevor, und in Spanien hatten einst ihre Brüder sie schon in einem Grade zu erlangen gewußt, den damals keine andere Nation Europas erreichte.

Ein dritter bedeutender Theil der Bevölkerung besteht aus Negern welche, obgleich Muhamedaner und alle religiösen Vorrechte derselben genießend, doch nur Sklaven sind. Der Sklavenhandel mit dem Innern Afrikas ist sehr bedeutend, doch werden die Schwarzen vielleicht hier besser als irgendwo behandelt. Auch scheinen diese Menschen heiter und glücklich, obgleich zuweilen von einem schwermüthigen Heimweh ergriffen. Alle Eunuchen *) des Bey, welche oft einen großen Einfluß erlangen, sind Neger.

---

*) Wächter des Harem.

Früher wurden die Sklaven völlig nackt wie das Vieh auf dem dazu bestimmten Markte verkauft; jetzt wird die Untersuchung von den Käufern in einem abgesonderten Raume vorgenommen, zu welchem keinem Christen der Zugang gestattet ist. Bekanntlich ist es diesen überhaupt nicht erlaubt, Sklaven zu kaufen.

Die hier anwesenden Türken zeichnen sich besonders durch Geldgier und vielfachen Aberglauben aus. Die erste betreffend, ist es ein altes Sprichwort: „Gieb dem Türken Geld mit der einen Hand, so erlaubt er dir, mit der andern ihm das Auge auszustoßen.“ Hinsichtlich des zweiten Punktes glauben sie nicht nur an Hexen und Zauberer, Vampyrs, unglückliche Zahlen und Thiere, übles Auge u. a. m., sondern haben sogar das hebräische Opferprinzip beibehalten. Wenn sie den Grundstein zu einem Gebäude legen, schlachten sie gern ein Lamm, dessen Blut sie auf einen Stein träufeln lassen; lassen sie ein Schiff vom Stapel laufen, so wird das Fleisch des getödteten Thieres in das Wasser geworfen. Aber sie gehen, wie man behauptet, noch weiter, und begnügen sich nicht allein mit Lämmern, Ziegen und Hühnern. Ein reicher Türke, der mehrere Raubschiffe ausgerüstet hatte, opferte zu verschiedenen Zeiten, wo er große Geldsummen vergrub, nach einander drei Neger. Dieß geschah in der abergläubischen Ueberzeugung, daß die Seelen der Getödteten dadurch gezwungen würden, den Schatz zu bewachen, den ihr Blut getränkt.

Da man annimmt, daß sich 700,000 Juden in sämmtlichen Staaten der Berberei befinden, so möge auch über sie hier Einiges bemerkt werden. Als eine grausame Politik an 200,000 Menschen dieses Glaubens aus Spanien und Portugal vertrieb, suchten sie eine Zuflucht bei den Barbaren. Sie fanden in Fez, Algier, Tunis und Tripolis eine große Anzahl ihrer Brüder, ursprünglich aus Judäa und Aegypten hier eingewandert. Man erzählt viel von der harten und grausamen Behandlung, welche die Juden von den Muselmännern erlitten, doch ist das oft übertrieben. Daß sie noch immer mit Verachtung und Hochmuth behandelt werden, ist gewiß, wiewohl auch dieß täglich geringer wird. Sonst durften sie z. B. vor keiner Moschee vorbeigehen und ihre Schuhe anbehalten; jetzt habe ich nicht gesehen, daß irgend Jemand daran denkt, sie auszuziehen. Es ist ein Irrthum, daß die Religion der Juden ein besonderer Gegenstand des Hasses der Muselmänner sei; wie die alten Römer verachten sie im Ganzen die der Christen mehr, weil sie die Letzteren nur als eine Sekte der Juden ansehen. Aber die Christen sind mächtig und furchtbar, die Juden haben keine Beschützer, sie sind bei den Muselmännern wie früher bei uns als von Gott verlassen angesehen, — und dennoch, trotz dieser scheinbaren Unterdrückung, sind sie es, die in Afrika wie in Europa den größten Einfluß ausüben. Sie sind in der Berberei die vorzüglichsten Handwerker, sie stehen an der Spitze der Douanen (Zölle), sie haben den größten Theil der Einkünfte wie der Ausfuhr mehrerer Handelsartikel gepachtet, unter ihrer

Controle steht die Münze und sie reguliren den Werth des Geldes, sie haben des Bey Juwelen und Kostbarkeiten unter ihrem Verschluß, sind seine Schatzmeister, Geheimschreiber und Dolmetscher; das Wenige, was man hier von Künsten, Wissenschaften und Arzneikunde weiß, ist größtentheils auf die Juden beschränkt; sie sind im Genuß noch mehrerer anderer Monopole, und Viele besitzen ungeheuere Reichthümer. Mit solchen Mitteln kann ihre Unterdrückung nur scheinbar sein, und so verhält es sich auch in der That. Wenn z. B. ein Türke einen Juden mißhandelt, so kann dieser es nicht erwidern, er beklagt sich aber beim Bey, und der Türke wird bestraft.

---

4. Maurische Religiosität, Gesetzgebung und Schulbildung. Tanger. Tetuan*).

Tanger.

Das Erste, was ich in dieser Stadt der Ungläubigen erblickte, war ein kleiner Maure von neun bis zehn Jahren, der einen alten demüthigen Juden an seinem weißen Barte durch die Straßen zog, und da der unglückliche Sohn Israels im Vorübergehen bei der Moschee seine Pantoffeln nicht schnell genug ausziehen konnte, so verabreichte ihm ein Soldat einen starken Fußtritt, während eine alte Frau ihren Schleier aufhob, um ihm ins Gesicht zu spucken. Der arme Hebräer erduldete dieß Alles ohne Murren, der geringste Widerstand hätte ihm das Leben kosten können, und er wäre unter Stockstreichen gestorben; für jetzt entging er der Verfolgung durch Winkelstraßen und Nebenwege. Nach wenigen Minuten würde er einer Prozession der J a m b u c h a oder H a m d u c h a unter die Hände gerathen sein.

Diese Jambucha folgen dem Gesetze Jamadscha, und bilden eine mächtige, vielleicht die gefürchtetste Sekte des Landes. Der Zufall führte mich ihnen gleich anfangs entgegen. Man kann sich nichts Wilderes vorstellen; das Haupt derselben (maurisch Mukkadem) war ein großer ansehnlicher Greis, in einen weiten weißen Haik völlig eingehüllt; er ritt auf einem weißen Pferde und trug in seiner Hand eine weiße Fahne, wie die spanischen Hermandados. Während er selbst eine majestätische Unbeweglichkeit affectirte, tanzten oder stampften vielmehr seine Jünger, zu Fuß und halb nackt, nach dem Tone einer Sackpfeife, Agual, und der großen Trommel, Tebel, wie Besessene. Um den Mukkadem gereiht und vom Kopf bis zu den Füßen seines Pferdes niedergebeugt, überließen sie sich in schwindelnder Wuth den bizarrsten Bewegungen; ihr ganzer Körper wand sich in wahn-

---

*) Nach Charles Didier (Spaziergänge in Marokko).

sinnigen Verrenkungen. Die Musik machte sie nur noch wilder, und das Volk feuerte sie an mit Geschrei.

In dieser Nervenaufreizung werden die Jambucha völlig wüthend. Sie werfen sich auf die Thiere, zerreißen sie mit den Zähnen und Fingernägeln und essen ihr rohes und blutiges Fleisch. Hammel und Esel werden in diesem ihnen eigenthümlichen Wahnsinn zerfleischt. Sie rühmen sich, moderne Psyllen und vielleicht Söhne der alten zu sein, alle Gifte ungestraft berühren zu können, und sie spielen auf den öffentlichen Plätzen mit Schlangen. In Ermangelung von Thieren werfen sie sich zuweilen auf die Juden, die sich bei den ersten Tönen der furchtbaren Sackpfeife zitternd verbergen. Aber auch die Christen haben sich vor diesen Tollen zu hüten, die man oft mit Spalieren von Soldaten einschränken muß.

So künstlich und affectirt auch diese zerfleischende Wuth der Jambucha sein mag, von denen die starken Geister in Marokko als von Betrügern der Leichtgläubigkeit des Volks sprechen, so genießen sie doch allgemeiner Verehrung, und das Volk küßte dem unbeweglichen Mukkadem bei seinem Eintritt in Tanger mit frommer Ehrfurcht die Knie. An demselben Abend fanden in Tanger neue Prozessionen bei Fackelschein und unter Flintenschüssen statt.

Diese Sekten oder Brüderschaften sind zahlreich in Marokko, obgleich sich schwer angeben läßt, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Eine Prozession der Aisaua, Jünger des Sidi Ben Aisa, schien mir weniger verwildert zu sein als die Jambucha, und die Gilala sollen noch sanfter sein. Die Aisaua, welche zu Fez ein großes heiliges Gebäude besitzen, verbreiten sich im Monat Juli in großen Banden in die mittägliche Provinz Sus, um Schlangen für ihre Vorstellungen zu sammeln. Als eine vierte Sekte nennt man die Amatscha, deren Eigenheiten mir nicht bekannt sind, und die Derkaua, eine Art Deisten*), welche durch die Städte und Dörfer als Harlekins verkleidet ziehen. Die Andacht der „Gläubigen" legt sich in Geschenken allerlei Art an den Tag; die Reichen geben Geld, die Armen Naturalien.

Neben diesen heerdenweisen Heiligkeiten giebt es auch einsame. Die Santons oder Einsiedler theilen sich in drei Classen. Die Narren und Blödsinnigen, welche von den Mauren als heilig verehrt und behandelt werden, dann die in gutem Glauben Fanatiker und endlich die Betrüger. Alles ist diesen Menschen erlaubt. Wenn sich einer beim Gang aus der Moschee auf die Braut stürzt, fühlt sich der zuschauende Neuvermählte beseligt, und wenn sich ein anderer aus einer Schaar Mädchen die schönste raubt, preisen die Gespielinnen diese glücklich.

Ein alter Santon, der barfuß und unter wildem Geschrei durch die Straßen von Tanger lief, und dessen Hände oder Rocksaum die Gläubigen,

*) Die wohl an Gott, aber an keine Offenbarung glauben.

besonders die Weiber, begierig küßten, trotz der Gefahr seines wirbelnd geschwungenen Stockes, mit dem er mich eines Tages streifte und dafür einen alten Juden an den Kopf traf, war wahrscheinlich derselbe, der schon vor ungefähr 15 Jahren Mons. Sourdeau, den französischen Consul, zu Boden schlug, auf dessen Beschwerde folgende merkwürdige Antwort von Seiten des Sultans erfolgte:

„Im Namen des gütigen und allbarmherzigen Gottes. Es giebt keine Macht oder Gewalt außer der des größten und höchsten Gottes. Amen! Consul der französischen Nation, Sourdeau! Heil sei dem, der auf dem rechten Pfade wandelt! Da du unser Gast bist, unter unserm Schutze, und der Consul einer großen Nation, so bist du in unsern Augen der höchsten Achtung und erhabensten Ehrenbezeigungen werth. Demnach wirst du leicht begreifen, wie unleidlich das, was dir zugestoßen ist, uns geschmerzt haben mußte, sollte es auch unserem liebsten Sohne und Freunde zur Schuld fallen. Obgleich man den Beschlüssen der göttlichen Vorsehung nicht widerstehen kann, so mußte uns doch eine solche Behandlung unangenehm sein, wenn sie auch dem schlechtesten Menschen und dem Vieh widerführe, und wir werden gewißlich nicht ermangeln, so Gott will, Gerechtigkeit dafür zu üben. Ihr Christen aber habt euer Herz dem Mitleid offen und seid höchst geduldig gegen Beleidigungen, nach dem Beispiel eures Propheten, den Gott verherrlichen wolle, Jesu, des Sohnes der Maria, welcher in dem Buche, das er euch im Namen Gottes überlieferte, besiehlt, dem, der euch auf die eine Wange schlägt, auch die andere darzubieten. Er selbst, welchen Gott ewig segnen wolle, vertheidigte und wehrte sich nicht, als die Juden kamen, ihn zu tödten, und deßwegen hat ihn Gott zu sich genommen. In unserem Buche wird uns durch den Mund unsers Propheten verkündigt, daß kein Volk durch Menschenliebe den wahren Gläubigen näher komme, als die, welche sagen, wir sind Christen, und dieß ist auch wahr, denn es giebt unter ihnen Priester und heilige Männer, die nicht von Stolz angeschwollen sind. Unser Prophet sagt uns ferner, daß es drei Classen von Menschen gebe, deren Handlungen man ihnen nicht zum Verbrechen anrechnen müsse, nämlich: den Unsinnigen, ehe er wieder zur Vernunft kommt, das kleine Kind und den Schlafenden. Der Mann aber, welcher dich beleidigt hat, ist unsinnig und nicht bei Vernunft. Indessen haben wir befohlen, daß sein Verbrechen nach Gerechtigkeit bestraft werden soll. Wolltest du ihm jedoch vergeben, so würdest du als ein großmüthiger Mann handeln und von dem Allbarmherzigen belohnt werden. Bestehst du hingegen ausdrücklich darauf, daß dir schon in dieser Welt Recht werde, so ist dieß in deiner Macht, damit Niemand in unserem Reiche sich über Unrecht und Gewaltthätigkeit beklage.

Mit der Hilfe Gottes u. s. w. Den 12. Dschumadi-l-thani, 1235 der Hedschra" (28. März 1820).

Der Consul mußte sich natürlich zur Ehre des christlichen Namens großmüthig erzeigen.

Uebrigens sind nicht alle Santone toll oder wollüstig; die Mehrzahl übt das einträglichere Handwerk von Propheten, Hexenmeistern und Thierärzten aus. Heute purgiren sie im Stalle ein Kameel und morgen verkündigen sie öffentlich das Schicksal der Welt. In der Zwischenzeit geben sie sich einem beschaulichen Leben hin, ohne Sorge für den kommenden Tag. Ihre Heiligkeit erbt sich auf die Kinder fort, wie ein Adelstitel oder die Vorrechte einer ägyptischen Kaste. Auch ist der Wohnort und die Begräbnißstelle derselben heilig und ein Asyl für Verbrecher. Eine rothe Fahne bezeichnet den Ort. Yezid, der Großvater des jetzigen Sultans, hatte sich gegen den blutdürstigen Sidi Mohammed unglücklich empört und in eine solche heilige Kapelle zu Tetuan geflüchtet. Der alte Sultan ließ, nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn durch Versprechungen herauszulocken, ein Heer von 6000 Negern gegen ihn marschiren und bot die ganze Provinz Tetuan auf. Die Santone widersetzten sich seinen Drohungen, und kein Soldat wagte es, einen Schritt zu thun. In dem plötzlichen Tode des wüthenden Kaisers erblickte das Volk die Rache des Himmels, und erwählte den rebellischen Yezid zu seinem Nachfolger.

Weder die unermeßliche Entfernung noch die unzähligen Gefahren der Reise können die marokkanischen Racen von der Pilgerfahrt nach Mekka abhalten. Jedes Jahr geht die heilige Karavane unter ihrem Emir-al-edschas von Fez ab. Sie übersteigt den kleinen Atlas und durchschneidet die Wüste Angad, läßt Algier, Tunis und die anderen Küstenstädte zur Linken liegen und zieht sich gerade nach Tripolis, von wo aus sie sich durch die gefährliche Wüste Barka und die räuberischen Beduinenstämme wagt und über den Isthmus nach Arabien einzieht, wo sie in Mekka nach einer Reise von beinahe 2000 Meilen zum Fest Kurban ankommt. Jeder rückkehrende Pilger trägt auf Lebenszeit den Ehrentitel „Hadschi" und eine besondere Art von Turban.

Wenn die Wahabiten und die Centralländer des Islam bereits dem Unglauben zueilen, so glühen die äußeren Enden noch in vollem Fanatismus und Christenhasse. Nur in Tanger hat sich der letztere durch die lange Anwesenheit der Consuln und die vor 20 Jahren abgeschaffte Sklaverei der Christen etwas gemildert.

Außer den Consuln zählt man in Tanger ungefähr zwanzig christliche Familien, die sich unter dem Schutze der europäischen Flaggen daselbst niedergelassen haben, sogar ein Kloster, von zwei Franziskaner-Geistlichen besorgt, den einzigen christlichen Priestern in Marokko, von denen einer, der als Einsiedler auf dem Christenkirchhofe lebt, bei den Mauren in größerer Achtung steht, der andere, ein Welt- und Lebemann, bei den Christen mehr beliebt ist.

Das Erste, was dem Auge eines Europäers in einer arabischen Stadt auffällt, ist die Volkstracht. Die von Marokko ist einfach, aber malerisch, und unterscheidet sich von der reicheren und kostbareren zu Algier. Die westlichen Mauren sind der alten Einfalt treuer geblieben; sie tragen weder Gold noch Edelsteine. Das eigenthümliche Hauptstück des marokkanischen Costüms, das ihm seinen besonderen Charakter giebt, ist der Haik, ein langer sehr weiter Rock von weißer Wolle, welcher den ganzen Körper einhüllt, und, der römischen Toga ähnlich, Anmuth mit Würde vereinigt. Der Haik ist aus einem weichen Stoffe gemacht, der sich den Bewegungen anschmiegt, ohne sie zu hindern, der dem Gange und der Haltung Ernst verleiht, was, nach dem Ausdruck der Mauren, „der Würde des Mannes wohl ansteht.“ Diese Toga gehört allen Classen, von dem Sultan bis zum ärmsten Tagelöhner; da sie aber ziemlich theuer ist, so wird sie meist nur von wohlhabenden Leuten getragen und bezeichnet eine gewisse Vermöglichkeit. Man zieht darunter weiße leinene Unterhosen an und einen Kaftan, der um die Mitte des Leibes durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten wird. An den Füßen trägt man Pantoffeln oder gelbe Stiefeln. Den Kopf bedeckt ein Turban.

Die Kleidung der Landleute und der ärmeren Classe in den Städten besteht in einem groben Rocke von Leinwand oder Wolle, den man wie einen Sack über den Kopf zieht und der ein wenig über das Knie herabfällt. Unter diesem wird weder Hose noch Hemd getragen; die Toilette eines Mauren ist demnach bald gemacht. Dieser Bauernkittel heißt Dschilabab und ist allgemein im Gebrauch.

Die Juden tragen den schwarzen Sulam, der auf den Schultern zusammengeheftet ist, und gehen mit entblößtem Kopfe.

Die maurischen Frauen, reiche sowohl als arme, tragen alle den Haik; sie bedecken damit den Kopf wie mit einem Schleier, so daß bloß die Augen frei bleiben. Von hinten angesehen erscheinen sie wie unsere alten Druidinnen. Einige tragen einen großen Strohhut. Oft haben sie kein anderes Kleidungsstück, als den Haik, und da dieser bei ihnen aus einem feinern Stoffe besteht, als bei den Männern, so verräth er oft Formen, die nichts weniger als schön sind. Es ist bekannt, daß das Fettsein zu den ersten Bedingungen maurischer Schönheit gehört; je dicker, desto schöner. Um sich vollends zu verunstalten, umwickeln sie die Füße mit Leinwandstreifen, was ganz abscheulich aussieht.

Das zweite nach der Tracht in den Städten am meisten Auffallende ist die allgemeine Stille. Sie ist so groß, daß man in einem Dorfe zu sein glaubt; in Europa hat jedes Dorf seine Glocke, eine maurische Stadt hingegen hat keine. Alle zwei Stunden steigt der Muezzin auf das Minaret, Soma; er pflanzt eine weiße Fahne auf und ruft mit eintöniger zitternder Stimme die Gläubigen zum Gebet. Man kann nichts Traurigeres hören, besonders in der Nacht, als diese Stimme aus der Luft.

Tanger hat nur Eine Moschee von einiger Bedeutung; ein hohes viereckiges Minaret steigt daraus empor, mit grünen Ziegeln bedeckt, die im Sonnenschein wie die Schuppen einer riesenhaften Eidechse glänzen. Die Moschee hat keine Thorflügel. Die Gläubigen gehen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hinein, lassen aber ihre Pantoffeln am Eingange zurück. Ich konnte nicht bemerken, daß der Priester eine andere besondere Kleidung trug, wohl aber entging mir der grimmige auffressende Blick nicht, den er jedesmal auf mich warf, so oft ich an seiner Moschee vorüberging, wobei ihn am meisten zu ärgern schien, daß ich meine Stiefeln anbehielt. An eine Einführung in das Heiligthum ist nicht zu denken; ein Christ, der aus freien Stücken eine Moschee betritt, wird sogleich vor den Kadi geführt, wo ihm keine andere Wahl gelassen wird, als zwischen der Abschwörung seines Glaubens und dem Tode.

Wenn in Konstantinopel den Consuln aus besonderer Gunst, um die sie bei der Antritts-Audienz nachzusuchen haben, erlaubt wird, die Sophienmoschee einmal zu besuchen, bei welchem Besuche der russische Gesandte von einer wüthenden Frau eine Maulschelle erhielt, weil er unvorsichtig auf den Boden spuckte: so würde das in Marokko noch viel ärger ausfallen, und kein Gesandter, wäre er auch noch so mächtig, dürfte es wagen, das Einlaßverbot zu übertreten. Ich durfte bloß die drohenden Geberden der Vorübergehenden ansehen, als ich mich der heiligen Schwelle nur zu nähern wagte, um einen Blick in das Innere zu thun. Ohne Begleitung wäre ich nicht sicher gewesen, und doch ist Tanger unter allen Städten des Reichs am meisten an den Anblick der Christen gewöhnt.

Tanger, auf arabisch Tandscha, ist nichts weniger als eine schöne Stadt. Die Häuser sind niedrig, unregelmäßig, schlecht gebaut und ohne alle architektonische Zierde. Sie sind alle nach Einem Muster zugeschnitten: eine große viereckige Masse, ohne Fenster nach außen, mit einer Terrasse statt des Daches, und Alles weiß übertüncht. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese großen weißen Würfel, einförmig und ohne Fensteröffnungen, nicht eben heiter aussehen und der Stadt keine Mannichfaltigkeit verleihen. Die Häuser sind sich im Innern eben so ähnlich als im Aeußern; sie haben alle wie zu Pompeji einen viereckigen Hof, auf den sich ein Erdgeschoß und ein erstes Stockwerk öffnen, sorgfältig mit eisenbeschlagenen und verriegelten Thüren verwahrt. Einige dieser Höfe werden von Weinstöcken und Feigenbäumen beschattet.

Die Straßen, oder vielmehr die Fußsteige, welche sich zwischen diesen eifersüchtigen Festungen hindurchschlängeln, sind eng, krumm, voller Steine und Unrath. Eine einzige derselben ist noch leidlich gerade und durchschneidet die ganze Stadt von oben nach unten bis zu dem Hafen hinab. Sie wird durch einen großen Platz, den einzigen von Tanger, in zwei Hälften getheilt, deren obere mit zwei Reihen von Buden eingefaßt ist. Mit solchen ist auch der Marktplatz selbst umgeben: es ist das Palais Royal von

Tanger. Aber welcher Schmutz, welcher Gestank! Eine maurische Bude ist eine Art schwarzer und tiefer Höhle, die in die Mauer eingesenkt ist, ohne Thür, mit einem Fenster in der Höhe der Ellenbogen, worin die Waaren zur Schau ausgestellt sind, und durch welches hindurch die Kunden, welche außerhalb stehen bleiben, bedient werden. Gravitätisch unter seinem Schirmdache niedergekauert, versieht der phlegmatische Verkäufer sein Geschäft und raucht dazu den Kif oder die Hadschischia, zwei Pflanzen, welche bei den Mauren die Stelle des Tabaks einnehmen.

Alle Kaufläden werden von Männern gehalten, die Weiber werden eines so hohen Amtes nicht würdig erachtet. Die letztern haben, als eigentliche Lastthiere, Wasser und Holz zu tragen. Oft gebraucht man sie zum Umtreiben des Mühlsteins in den Mühlen; sogar vor dem Pfluge sieht man sie oft, neben einem Esel oder Maulthier eingespannt und mit diesen die harte Arbeit theilend.

Mit den Buden leicht zu verwechseln sind die Tribunale und Amtsstuben. Die hohen Beamten sitzen mit untergeschlagenen Beinen unter dem Fenster, wie der Krämer; in dieser Stellung spricht der Kadi das Recht und verwaltet der Muhtosib die Polizei. Man führt den Angeklagten vor, der Fall wird ohne viel Redens vorgetragen und das Urtheil auf der Stelle und ohne Appellation vollzogen.

In Polizei- und selbst in Criminalfällen kommen die Reichen meistens mit einer Geldstrafe davon. Die Armen, welche nicht mit ihrem Beutel genugthun können, haben mit ihrem Körper zu büßen; ihr Antheil sind die Hiebe. Je nach der Größe des Vergehens schlägt man sie entweder von vorn oder von hinten. Das Strafwerkzeug ist ein Ochsenziemer, genannt Asfil, den die Schergen auf der Schulter zu tragen pflegen. In keinem Fall dürfen dem Angeklagten mehr als 999 Streiche gegeben werden; man zählt sie an einem Rosenkranze ab. Einem Diebe wird die Hand abgehauen.

Uebrigens hat man in Marokko eine große Mannichfaltigkeit von Strafen: bald wirft man den Verurtheilten in die Luft, so daß er beim Niederstürzen je nach dem Strafurtheil einen Arm, ein Bein oder den Hals bricht, und die Scharfrichter sind so gut eingeübt, daß sie niemals ihren Wurf verfehlen; bald gräbt man denselben bis an den Hals in die Erde und giebt seinen Kopf den Mißhandlungen der Vorübergehenden preis. In andern Fällen nähet man ihn lebendig in einen todten Ochsen ein, oder bindet ihn an den Schwanz eines Maulthiers, das man zum Galopp antreibt. Oft füllt man ihm auch die Nasenlöcher, den Mund und die Ohren mit Schießpulver, und zündet es darauf an. Der Pfahl, der Trog, die Verstümmelung, der Haken sind eben so viele verschiedene Arten dieser schrecklichen Strafmethode. Aber das vorzüglichste und beliebteste Gesetz ist immer das Recht der buchstäblichen Wiedervergeltung; man wendet es in allen thunlichen Fällen an. So hatte man kürzlich ein schaudererregendes

Beispiel davon. Ein Garkoch, welcher überführt war, in Oel gebackenes Menschenfleisch verkauft zu haben, wurde nach und nach in kleine Stücke zerschnitten, die man eines nach dem andern in einen siedenden Kessel warf, und dann vor den Augen des Sterbenden den Hunden zu fressen gab.

Da es keinem Manne erlaubt ist, die Hand an eine Person des andern Geschlechts zu legen, so giebt es für die Weiber eine eigene Scharfrichterin, welche per antiphrasin den Namen Ahrifa „die Duldende" führt, wie bei den Griechen die Furien „Eumeniden," die Wohlwollenden hießen. Diese afrikanische Eumenide verhaftet die Frauen, peitscht, köpft sie, oder schneidet ihnen die Brüste und Ohren ab. Je älter und häßlicher sie ist, desto mehr Freude macht es ihr, die Jugend zu martern und zu verstümmeln. Die weiblichen Strafen und Hinrichtungen gehen übrigens insgeheim vor sich.

Der Zufall, der mich am Tage meiner Ankunft in eine Prozession der Jambucha fallen ließ, machte mich am folgenden Tage zum Zeugen einer öffentlichen Hinrichtung. Man enthauptete vor dem Marktthore zwei Schleichhändler von Riff. Sie waren des Verbrechens der beleidigten Majestät überführt, weil sie den Landesherrn um seine Zolleinkünfte betrogen hatten, und dafür schnitt man ihnen mit einem schlechten Messer langsam den Kopf ab, wobei man hinten beim Genick anfing. Die unerschrockenen Gebirgsmänner ertrugen diese gräuliche Marter mit stoischem Heldenmuthe; sie ließen keinen Klagelaut hören und starben schweigend. Nachdem die Köpfe vom Rumpfe getrennt waren, ließ man sie zur Beschimpfung durch einen Juden einsalzen, und in diesem Zustande wurden sie zum warnenden Beispiel für die Menge auf die Mauer gesteckt.

Sobald die Hinrichtung beendigt war, liefen die Henker, so schnell sie konnten, davon, verfolgt von den Steinwürfen des Volks. Auf diese Art bezahlen die Zuschauer bei diesen schrecklichen Tragödien jedesmal ihre Plätze. Hierin läßt sich ebenfalls der Ursprung eines spanischen Gebrauchs nachweisen. Zu Granada, der letzten Stadt, die dem Halbmond entrissen wurde, hat der Scharfrichter eine Wache vor seiner Thür und geht niemals ohne Begleitung aus, was darauf hinweist, wie sehr die Granadaer noch in diesem Punkte Mauren geblieben sind, und daß der Henker dort denselben Verfolgungen ausgesetzt ist, wie seine Collegen diesseits der Meerenge.

Wie barbarisch aber auch die marokkanische Gesetzgebung sei, so muß man ihr doch zum Ruhme nachsagen, daß ein Menschenleben dort niemals der Willkür untergeordneter Behörden preisgegeben ist; über alle Todesurtheile muß an den Sultan berichtet werden, und ohne seinen ausdrücklichen Befehl kann keine Hinrichtung stattfinden. Uebrigens bleibt es wahr, daß dieser Befehl gewöhnlich in unbestimmten und zweideutigen Ausdrücken abgefaßt ist und eine mehrfache Auslegung zuläßt. Dieß ist ein machiavellistischer Kunstgriff: der Sultan hüllt seine Meinung absichtlich ins Dunkel, um bei Gelegenheit die Verantwortlichkeit für einen schlecht

verstandenen Befehl auf einen Kaid oder Pascha, den er verderben will, zurückschieben zu können. Zwar scheint es, daß ein so absoluter Despot, wie der Scherif aller Scherife, keines Vorwandes bedürfte, um sich eines Mannes zu entledigen; aber es ist immer klüger, selbst in Afrika, wenn nicht das Recht, so doch den Schein des Rechts auf seiner Seite zu haben, und die Geldgier oder andere Leidenschaften unter die Maske der Gerechtigkeit zu verstecken.

Der Kaiser ist unumschränktes Haupt der Kirche und des Staats, und sein Wille ist die einzige gesetzgebende Gewalt. Der Kaid oder Pascha — denn es ist dieselbe Würde unter einem andern Namen — wird von dem Sultan erwählt und vertritt ihn unmittelbar. Er muß für die öffentliche Sicherheit sorgen, und dazu steht ihm ein Regiment Soldaten zu Gebote. Er ist zugleich Richter, Gemeindevorsteher und Militärbehörde, er macht das Gesetz und entscheidet über die Strafe. Die niedere Beamtenschaar ist sehr groß, kann aber jeden Augenblick gewechselt werden; sie erhält keine Besoldung, weiß sich aber durch List und Betrug schadlos zu halten. Der Kaid ist auch gering besoldet, denn er bekommt nur 20 Piaster (100 Franken) monatlich, muß aber der kaiserlichen Schatzkammer dreifachen Tribut entrichten. Das wird ihm leicht, da die Erpressungen viel Geld einbringen. Um aber den Verdacht zu großer Erpressungen von sich abzuwälzen, affectiren die reichsten Statthalter die größte Armuth. Der Kaid von Tanger bewohnt eins der einfachsten Häuser in der Stadt, und besitzt eine Meile von den Stadtmauern entfernt einen kleinen Garten, wohin er jeden Tag auf einem Klepper reitet, begleitet von einem Soldaten zu Fuß, mit dem er sich auf dem ganzen Wege unterhält.

Tetuan.

Tetuan gilt im marokkanischen Reiche für eine schöne Stadt, und verdunkelt in dieser Hinsicht Tanger, trotz der Pracht consularischer Gebäude in letzterer; sie hat einen mehr maurischen und eigenthümlichen Charakter. Viele ihrer Straßen sind bedeckt und bilden unterirdische Gänge mit Thoren oder Gattern. Andere sind mit Lauben überzogen, deren unerwartetes Grün eine köstliche Frische verbreitet.

Kaufläden finden sich daselbst in großer Menge und werden meist von Algierern gehalten, deren glänzende Tracht sehr von der marokkanischen Einfachheit absticht. Diese Algierer scheinen civilisirter zu sein als die Eingeborenen, und gelten für gewandter in Handelsgeschäften. Uebrigens sind sie bei der Bevölkerung nicht sehr beliebt, die ihnen ihren Luxus und ihre religiöse Lauheit vorwirft, und sie beinahe, wie die Türken, als Ketzer behandelt. Das Viertel der Kaufleute, man könnte es das Algierische nennen, ist ziemlich reinlich und belebt. Ueberhaupt ist die maurische Stadt bei Weitem nicht so unrein und stinkend als die jüdische; die Straßen sind zwar eng, krumm, voller Steine, und einige sind sehr steil, aber man kann

doch durchkommen, während im israelitischen Quartier oft Berge von Unrath den Paß versperren.

Man verkauft in dem Bazar, al Caisseria, — rohe Seide, Pantoffeln, Gürtel von Fez und alle Arten von Kramwaaren und Schmuck. Andere Produkte einheimischer Industrie sind die Asulejos oder glasirten Ziegel für Fußböden und die Esteras, Binsenmatten, die in Tetuan ungemein wohlfeil angefertigt werden. Eben so fabricirt man Schießpulver, Tabak, irdene Gefäße und viele Pantoffeln, aber am meisten thun sich die Einwohner auf ihre Gewehrfabriken zu Gute. Die Marokkaner sind lächerlich eifersüchtig auf ihre Gewehre, so grob auch diese gearbeitet sind, und verbieten deren Ausfuhr streng, aus Furcht vor Nachahmung. Die halbnackten Arbeiter in diesen Schmiedewerkstätten sind von sehr wildem kräftigen Aussehen, aber ihre Werkzeuge und ihr Verfahren sind noch in der Kindheit der Kunst. Von Percussionsschlössern haben sie noch nichts gehört.

Tetuan ist eine theokratische Stadt; man zählt darin dreißig Moscheen. Die Hauptmoschee ist von großem Umfange und imposantem Aeußeren. Aber das bloße Stehenbleiben nahe beim Eingange ist einem Europäer gefährlich, und nur der bloße Säbel meiner Wache konnte mich schützen; die Weiber machten noch drohendere Mienen als die Männer. Um die Moscheen herum halten sich die Adul und die Taleb auf, die Gelehrten. Sie haben die Beschäftigung öffentlicher Schreiber und bewohnen Buden, in denen sie wie die Schneider sitzen und mit Strohröhrchen, ohne andere Unterlage als ihre linke Hand, die zierlichsten Charaktere in geraden Linien auf reinlichen Blättern bewundernswürdig zusammenreihen. Man kann keine schöneren Manuscripte sehen, und der Druck, den man in Marokko nicht kennt, könnte sie nicht schöner ausführen. Der Inhalt dieser Schreibereien ist dagegen um so thörichter und unbedeutender; außer Abschriften von Documenten und Verträgen sind es empirische Recepte, theologische Formeln oder kabbalistischer und astrologischer Unsinn.

Beinahe alle diese Taleb sind ausgezeichnet schöne Männer, die Elite der Bevölkerung. Herrliche Gestalten, beinahe alle durch eine Bläße ausgezeichnet, die sie noch verschönert und den Glanz des schwarzen und dicken Bartes, der auf ihre Brust herniederwallt, noch mehr heraushebt.

Um die Moscheen her finden sich auch die Schulen, Mektib. Hier werden Sprüche des Koran, auf die sich aller Unterricht beschränkt, auf kleine Brettchen geschrieben, von denen die Kinder lesen lernen. Man läßt sie dieselbe Lection bis zum Ekel wiederholen; wenn sie dieselben auswendig wissen, läßt man sie die Schriftzüge nachahmen, und so lernen sie schreiben. Die Lehrmethode hat viel Aehnlichkeit mit der Lancasterschen, und wird seit undenklichen Zeiten im ganzen Orient ausgeübt. Die Kinder verlassen diese Schulen, sobald sie lesen und schreiben können, aber viele bleiben darin, bis sie den Koran ganz auswendig gelernt haben. Darauf gehen sie zu den höheren Lyceen, Mudari, über, von diesen geht es auf die Universität

von Fez, genannt Dar-el-i'lm, Haus der Weisheit. Dort wird, wer weiß auf welche Art, Grammatik, Theologie, Dichtkunst, Arithmetik, Astrologie und Medizin gelehrt; man erklärt die Ueberlieferungen und die Commentare des Koran, wozu noch endlich das bürgerliche und das kanonische Recht kommt. Diese Universität war im Mittelalter sehr berühmt; sie schrieb poetische Wettkämpfe aus, welche die Zöglinge der Muse von allen Theilen Afrikas nach Fez zogen. Die gekrönten Sieger erhielten unter andern Preisen ein schönes Pferd und eine schöne Sklavin.

Noch heutiges Tages ertheilt die Universität Fez die Grade eines Taleb oder Licentiaten, Fkih, Doctor, und eines A'lem, Gelehrten. Das Haupt dieser verehrten Körperschaft ist der Mufti, dessen Gewalt sich nicht bloß in theologischen Angelegenheiten, sondern auch in Sachen der Gesetzverwaltung über das ganze Reich erstreckt. Die Sprache von Marokko ist das Arabische, mit den Idiomen der Amazirgen oder Berbern vermischt, selbst spanische Wörter und andere fremdartige Bestandtheile enthaltend.

Will man sich ein Bild von den Elementarschulen machen, so stelle man sich einen Haufen nackter oder lumpiger Kinder vor, unordentlich beisammen sitzend in einer dunkeln mit Gestank erfüllten Halle; einen alten Meister, der in schmutziger Kleidung und zerknittertem Turban statt des Scepters einen furchtbaren Stock in der Hand hält, auf einem Tische sitzt wie der Mogul auf einem Thron, und mit den Fingern in einem verwirrten gräulichen Barte zaust. Die unglücklichen kleinen Gefangenen in dieser Höhle sagen in endlosem Chorus die Verse des heiligen Buches her. Bei jedem Fehler setzt es harte Worte, und oft genug saust der Stock des Pädagogen den Unachtsamen auf den Rücken.

Siebzehnter Abschnitt.

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Aegyptens. — 2. Die Pyramiden. — 3. Der Nil.

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Aegyptens*).

Aegypten ist ein Land der Wunder; sein Himmelsstrich, seine Fruchtbarkeit, seine zahllose Menge von alten Denkmälern und seine mancherlei Naturerscheinungen erregen Bewunderung und Erstaunen; Denkmäler, an denen viertausend und vielleicht noch mehr Jahre vorübergegangen sind, haben in ihrem Innern noch Gemälde aufzuweisen, die so neu scheinen, als ob sie erst vor Kurzem verfertigt worden wären; die ungeheuern Massen, welche die Aegypter auf einander gehäuft haben, und die zahlreichen Grabgewölbe in den Bergen verrathen eben so viel Kunstgeschicklichkeit als Sinn für das Große und Uebersinnliche.

Aegypten ist von Aethiopien her bevölkert worden; eine Colonie aus diesem Lande ist dem Laufe des Nils gefolgt und ließ sich in dem südlichsten Theil des Landes, Aegypten, nieder. Seine mittäglichen Gegenden sind zuerst bevölkert worden, und je näher die Monumente am Wendekreise liegen, desto älter sind sie. Es bildet sich gleichsam eine Generation von Denkmälern, und das Alter eines jeden beträgt dreimal mehr als das Alter der ältesten Staaten von Europa.

Alle Tempel und Paläste sind von Sandsteinen erbaut; bloß zwei bis drei sind von Kalkstein, und nimmt man die Obelisken und Kolossalbildsäulen aus, so findet man allein unter den Trümmern von Alexandrien und in seinen Moscheen mehr Granit verarbeitet, als man von Kahira aus bis zu den Wasserfällen antrifft. Erst dann hat man die Denkmäler ganz

*) Nach dem Narrative of a journey in Egypt and the country beyond the Cataracts. By Thomas Legh, Esq. Vergl.: Malerische Reise in Aegypten und Syrien rc. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1820.

von Granit aufgeführt, als der Sitz der Monarchie nach Memphis verlegt wurde, worauf man Oberägypten alles das raubte, was man fortschaffen konnte, um damit die anderen Theile des Landes zu bereichern. Aus den Felsen von Elephantine zog man die ungeheuern Blöcke, aus denen man die thurmhohen Obelisken meißelte und die wunderbaren Kapellen zu Sais und Butos erbaute. Die Arbeiter, die dazu erforderlich waren, um sie vom Felsen loszumachen, sie auf Flöße zu bringen, 220 Stunden von den Steinbrüchen fortzuschaffen, sie zu behauen, auszuhöhlen, zu poliren u. s. f., zwingen uns Achtung ab eben sowohl vor der Wissenschaft und Geschicklichkeit als vor der Ausdauer und Beharrlichkeit der alten Aegypter. Die bloße Aufstellung eines Obelisk's ist noch jetzt hinreichend, einem Baumeister einen berühmten Namen zu machen, und die Aegypter haben eine große Anzahl derselben aufgerichtet.

Alle diese Denkmäler liefern den Beweis, daß Alles in diesem Lande für die Götter und die Könige gebaut worden ist. Es sind jetzt noch fünf ungeheuer große Paläste und 34 Tempel vorhanden.

Bei den alten Aegyptern war ein Tempel nichts Anderes als ein großes Buch, das ihrer Ehrerbietung und Anbetung geöffnet war, und das ihnen die Gottesfurcht lehren sollte. Auch sind alle zum Gottesdienste gehörige Orte inwendig und auswendig mit religiösen Bildern und heiligen Lehrsprüchen bedeckt. Man trifft sie an unter den Säulengängen (Arkaden) an den Säulen, in den niedrigen Sälen, an den Wänden der Treppen und in den langen Gängen. Lebhafte und schreiende Farben, welche diese Gemälde verschönern und auffallend machen sollten, mußten dazu mitwirken, die Einbildungskraft zu erschüttern, während das feierliche Helldunkel in den Tempeln zum heiligen Schauer und zur Anbetung stimmte. In den Vorsälen der Tempel trifft man Zeichnungen, welche auf die Kenntniß der Gestirne sich beziehen; die Tempel zu Dendera und Esneh gehören zu den neuesten Gebäuden des alten Aegyptens, und zeugen von dem Zustande der Sternkunde, wie sie vor 4800 Jahren blühete!

Der Zweck, nach welchem die Aegypter ihre Denkmäler bearbeiteten, war ihre ewige Dauer. Zwanzig Tempel sind jetzt noch vollkommen so gut erhalten, als wären sie vor wenigen Jahren erbaut.

Als die Aegypter ihre ersten Säulen errichteten, schienen sie keine andere Idee zu verfolgen, als einen Lotuskelch*) auf seinem Stengel darzustellen. Die Franzosen, welche unter Napoleon die Unternehmung

*) Die Lotus- oder ägyptische Seeblume (Nymphaea Lotus *L.*) mit weißen Blumen und herzförmig gezähnten Blättern spielt in der Religion der Hindus wie bei den Aegyptern eine große Rolle. Sie ist, wie ihre Verwandte, die Nymphaea Nelumbo (mit bald weißen bald röthlichen Blumenblättern, von der Größe unserer Sonnenblumen), durch ihre Wurzel und Samen so nahrhaft, daß alte Völker sich fast ganz davon nährten. Darum verehrten die Braminen und die Aegypter sie als Symbol der zeugenden, fruchtbaren Naturkraft.

nach Aegypten mitgemacht, haben zuerst die Aehnlichkeit der ägyptischen Säulen mit den verschiedenen Naturerzeugnissen des Landes bemerkt. An der Basis der Säulen haben die Aegypter im Zirkel die Blätter der Nymphäa eingegraben, und dem Theile des Schaftes, der dem Knaufe am nächsten ist, haben sie die Form eines Bündels Lotusstengel gegeben. Diese Nachahmung haben sie später auch auf andere Erzeugnisse des Pflanzenreichs ausgedehnt. Sie haben die Lotusknospe und den Kopf des Dattelbaums dargestellt, und unter den Verzierungen von Knäufen die Zweige des Dums (einer Art Fächerpalme) und die Blüthen des Nelumbo gezeichnet. Die Griechen scheinen das Meiste in ihrer Bauart von den Aegyptern entlehnt zu haben.

Wenn der Anblick eines ägyptischen Tempels unsern Geist zum Erstaunen und zur Bewunderung hinreißt, so wird er ebenso sehr überrascht durch die Gemälde, die auf allen Theilen zur Verschönerung angebracht sind. Alle beziehen sich auf die Verehrung der Götter des Landes; sie stellen Geschenke, Opfer und Gegenstände dar, die zur Astronomie und zum Ackerbau gehören. Man bemerkt da mehrere Gottheiten, von denen die Geschichte noch gar Nichts gemeldet hat.

Jedes Gemälde besteht gewöhnlich aus drei Personen: der Gottheit, an die man das Geschenk richtet, dem Priester, der ihr dasselbe überreicht, und einer Gottheit von niederem Range, die hinter der ersteren steht.

Die Gemälde in den Palästen unterscheiden sich wesentlich von denen in den Tempeln. Beinahe alle stellen große Thaten, kriegerische Unternehmungen, Uebergänge über Flüsse, Belagerungen fester Plätze, Gefechte zu Lande und Wasser, Truppenmärsche u. s. w. vor. Die Form der Waffen und ihre Anzahl zeigen deutlich, daß schon damals die Zerstörungsmittel ebenso mannichfaltig und zahlreich waren, als jetzt. Die Basreliefs, welche die Triumphzüge des Siegers vorstellen, folgen auf jene, die seine Siege selbst verherrlichen sollen. Man schleppt die Gefangenen vor ihm hin, und unter seinen Augen zählt man die Haufen von Händen und andern abgeschnittenen Gliedmaßen, um damit die Zahl der erlegten Feinde zu veranschaulichen.

Man beschuldigt die alten Aegypter, sie hätten Feinde geopfert. Aus diesen Basreliefs sieht man, daß es der Fall war; man brachte die Feinde den Göttern zum Opfer dar.

Mit den Göttern und Königen haben die Todten die Sorgfalt und Huldigung der alten Aegypter getheilt. Das längste Leben eines Königs konnte ihm kaum so viel Zeit lassen, sein Grab zu machen; auch sind die Gräber der Könige von Theben das Erstaunenswürdigste, was die größte Geduld und Anstrengung zu Stande bringen konnte. Bei der Aushöhlung der Grotten konnte man nur eine sehr kleine Anzahl von Arbeitern beschäftigen, und dennoch sind sie bis auf die kleinsten Theile mit Gemälden und Hieroglyphen geschmückt, deren Farben noch ihre ganze Frische

und Lebhaftigkeit haben. Die Figuren, welche man nicht colorirte, sind gleich der schönsten Gypsarbeit polirt.

Die alten Aegypter hatten den Glauben, sie würden nach einer gewissen Reihe von Jahrhunderten wieder ins Leben zurückkehren, wenn ihre Körper keine Veränderung in den Gräbern erlitten hätten; daher rührte das Einbalsamiren, und deshalb suchte man auch die Mumien gegen die Ueberschwemmungen des Flusses zu sichern. Diese Hoffnung auf Wiederbelebung war auch die Ursache, warum man Pyramiden zur Aufbewahrung der Königsleichname baute. Die Pyramiden versahen vielleicht die Stelle der Berge, und wurden in der flachen Sandwüste Mittelägyptens errichtet; in dem mehr bergigen Oberägypten fehlen sie fast ganz.

Ueberall in Oberägypten, wo man die Stelle und Ruinen einer alten Stadt antrifft, kann man mit Sicherheit im Schooße der benachbarten Berge die Gräber ihrer Einwohner suchen. Auch kann man in jedem dieser Gräber die Geschichte des Aegypters finden, der darin begraben liegt. Sie ist an den Wänden und Mauern dargestellt.

Die Liebe zu dem Ungeheuern, welche den Morgenländern eigen ist, war die Schöpferin der gewaltigen Denkmäler in Oberägypten und bei Memphis, der Kolossalstatuen und der Tempel und Pyramiden. Alle diese Werke konnten nur aus dem religiösen Geiste der Menschen entspringen, und unter einer Priesterherrschaft zur Vollendung kommen.

Die erstaunenswürdigsten Ueberreste von Baudenkmälern findet man zu Theben, in Mittelägypten auf beiden Seiten des Nils gelegen, der hier breiter ist als irgendwo. Man benennt die noch vorhandenen Ruinen nach den Dörfern, welche sich auf der Ebene zu beiden Seiten befinden. Auf der Westseite stehen die Dörfer Medinat-Abu und Kurnu, und auf der Ostseite Luxor und Karnak, wozu noch am Nordostende das Thal Med-Amuth kommt. Die Meisten geben den Monumenten auf der Ostseite den Vorrang.

Wenn der Reisende den Palast von Luxor besucht, so fallen ihm zunächst zwei aus einem einzigen Granitblocke gearbeitete Obelisken in die Augen, die der Eingangsmauer gegenüber in einer Entfernung von 14 Schritten von einander stehen. Zwischen ihnen und der Mauer sind zwei Kolossalstatuen von schwarzem Granit, 38 Fuß hoch, und einen sitzenden Mann vorstellend, dessen beide Hände auf seinen Schenkeln ruhen. Diese Statuen sind von der Mauer drei und von den Obelisken acht Schritte entfernt. So findet man also schon in einem Raume von elf Schritten ungeheure Denkmäler, wovon schon jedes, wenn es allein stände, durch seine Größe auffallen würde.

Links, wenn man durch den Thorweg kommt, sieht man eine Säulenreihe, die jetzt einen Theil arabischer Häuser bildet. Die Flügel des Gebäudes, welche hinter der Eingangsmauer sein sollten, sind gänzlich zerstört. Sie führten zu einer zweiten Colonnade, die noch vorhanden ist, und die

aus zwei Reihen, jede von acht Säulen mit dem Lotuskelche, besteht. Ihre Höhe beträgt 56 Fuß und ihr Abstand von einander 15 Fuß.

Links und rechts, und zwar 25 Schritte von der großen Colonnade, fangen zwei andere Säulenreihen an, deren Knäufe eine abgestutzte Lotusknospe darstellen. Aus dem Plane des Ganzen sieht man, daß es aus ungefähr 60 einzelnen Gebäuden bestand. Einem solchen Riesenbau entsprach denn auch das Hauptthor von 52 Fuß Höhe mit seinen gewaltigen Säulenflügeln (Pylonen — Propyläen), die noch mit ganz deutlich zu erkennenden Skulpturen bedeckt sind. Auf dem östlichen oder rechten Flügel sieht man eine Menge Krieger auf ihren Kriegswagen, von zwei Pferden gezogen. Sie setzen über einen Fluß oder Graben und verfolgen den fliehenden Feind. An der Spitze fährt der König mit dem Bogen in der Hand. Oben sieht man ein Lager mit vielen Zelten. Auf dem linken Flügel erscheint der Sieger auf seinem Wagen, wie er die Gefangenen mustert. Von allen den historischen Reliefs ist vielleicht keins, das in Rücksicht auf den Ausdruck so merkwürdig wäre, als dieses*).

Die Ruinen von Karnak liegen nördlich von Luxor, von den Ufern des Nils etwa 400 Toisen entfernt. Sie befinden sich, wie jene zu Luxor, auf einer durch Kunst gemachten Erhöhung und sind mit einer Mauer von Backsteinen eingefaßt. Der Umfang dieser Mauern beträgt ungefähr 2500 Toisen (= 15,000 Fuß), und man brauchte anderthalb Stunden, ehe man sie im Schritt umreiten könnte. Auch hier geben die Ruinen von den zahlreichsten und verschiedenartigsten Gebäuden Kunde, die das Ganze bildeten. Die Façade des großen Palastes von Karnak ist gegen den Fluß gekehrt, von welchem eine Allee von Sphinxkolossen herüberführte, wovon aber bloß noch zwei übrig sind. Sie haben Widderköpfe und Löwenkörper. Einer von den inneren Sälen ist so riesenmäßig, daß eine von unseren größten Kirchen bequem darin stehen könnte, denn sein Flächeninhalt beträgt 47,000 Quadratfuß. Die Decke, welche aus ungeheuern Steinblöcken besteht, wird von 134 Säulen getragen. Jede Säule der beiden mittleren Reihen, die etwas größer sind als die übrigen, hat nicht weniger als 65 Fuß Höhe und bei einem Durchmesser von 10 Fuß einen Umfang von 30 Fuß. Von welchen Begebenheiten, welche die Weltgeschichte nicht mehr kennt, von welchen Scenen sind diese Säulen einst Zeugen gewesen?

Auf den Riesensaal folgt abermals ein Säulenhof, und endlich erst eine Menge von anderen Sälen und Gemächern, die vermuthlich dem Könige zur Residenz dienten, während er in dem großen Saale den Gesandten fremder Völker Audienz gab und den Tribut empfing, welchen sie seiner Macht brachten.

---

*) Description de l'Egypte — das auf Befehl Napoleon's ausgearbeitete Prachtwerk der Gelehrten, welche ihn auf seiner Expedition begleiteten.

Der Tempel von Medinat-Abu liegt fast ganz in Trümmern; aber nordwestlich davon erstreckt sich eine Ebene, zum Theil mit einem Mimosenwalde bedeckt, die ein wahres Kolossenfeld ist. Man sieht hier 17 Kolosse, theils noch ganz, sitzend, stehend, theils umgestürzt und halb zertrümmert. Einer von ihnen ist die berühmte Memnonssäule, von der man erzählt, daß sie bei Sonnenaufgang einen wunderbaren Klang von sich gegeben habe. Ihr Kopf wird jetzt zu London im britischen Museum aufbewahrt. Es ist eine Kolossalbüste aus einem einzigen Granitblocke, die von der Brust bis zum Kopfwirbel zehn Fuß hoch und 240 Centner schwer ist.

Die noch vorhandenen Pyramiden (sämmtlich in Mittelägypten) theilt man in fünf Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Die Gruppe von Gizeh (Dschisseh, in der Nähe des alten Memphis) ist die berühmteste. Die größte derselben ist an 500 Fuß hoch, also höher als unsere höchsten Stadtthürme. Da die großen, hellgelben Quadern (meist aus hartem Kalkstein) stufenförmig gelegt sind, so kann man mit geringer Mühe auf der Außenfläche bis zum Gipfel hinansteigen. Von unten sieht dieser ganz spitz aus; oben angelangt findet man aber Raum für eine ganze große Gesellschaft. Dreißig Fuß über der Grundfläche befindet sich ein niederer, schmaler Eingang, zu welchem man über Schutt und Steintrümmern hinansteigt. Ein so enger Gang, daß nur Einer hinter dem Andern gehen kann, führt erst abwärts, dann wieder aufwärts in ein weites, längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach, in welchem ein leerer marmorner Sarkophag steht, aus Einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße sind über den Fußboden verstreut. Unter diesem größeren Zimmer liegt ein zweites kleineres, zu dem wiederum ein abschüssiger Gang führt. Auch zwei brunnenähnliche Schachte sind da, die sich zuweilen mit Wasser füllen, und mit dem Steigen und Fallen des Nilwassers im Zusammenhang stehen sollen.

Ob die Pyramiden noch zu anderen Zwecken gedient haben als zu Begräbnißstätten — wer weiß es? Aegypten ist ein geheimnißvolles Wunderland.

---

2. Die Pyramiden und ihre Umgebung *).

Kahira, 13. Dec.

Am 4. Morgens lagen wir vor Alexandrien, nach glücklicher schöner Fahrt; flach und seicht steigt das Ufer, hoch ragt die Pompejussäule über die weißen Palastgebäude empor. Durch die zahlreiche, aus großen schweren Schiffen bestehende Kriegsflotte des Pascha hindurch waren wir bald im Hafen und ritten auf Eseln, mit Hilfe tüchtiger Prügel, durch die schreiende Menschenmenge und durch die engen schmutzigen Gassen nach dem

*) Aus einem Brief des Prof. Lepsius: „Ueber die ägyptische Expedition." (Nach ausführlicheren Mittheilungen der Preuß. Allgem. Staatszeitung bearbeitet.)

Hotel auf dem großen Platze der Consuln. Alexandrien ist ein Gemisch von Orient und Occident ohne allen Charakter; die Pompejussäule, eigentlich dem Diocletian geweiht, hat meine Erwartung nicht befriedigt; von der Inschrift ist keine Spur mehr vorhanden. Am 7. December schifften wir, gezogen von galoppirenden Pferden, den Kanal Mahmudie, der doch ein stattliches Werk ist, hinauf; Nachts hinüber auf ein kleines Dampfschiff auf dem Nil, der dann am 8. Morgens, nachdem der kalte Nebel sich verzogen hatte, in aller seiner Herrlichkeit mit seinen dorf- und palmenreichen Ufern unter einem orientalischen Himmel vor uns lag, während wir seinen starken Wogen mit jener modernen Dampfkraft entgegenfuhren, die weder die Pharaonen noch Antonius und Kleopatra kannten. Am 9. Morgens in Kahira; da erfuhr ich, daß die Expedition noch bei den Pyramiden von Gizeh sei. Dort traf ich mit den Freunden zusammen. Sie können denken, mit welcher Freude! Am Sonntag Morgen waren wir auf der großen Pyramide. Die Aussicht, das reiche Nilthal auf der einen, die todte Wüste auf der andern Seite, in der nächsten Nähe das Gräberfeld, über das fünf Jahrtausende hingegangen sind, ohne seine Male zerstören zu können, ist vollkommen einzig und nicht zu beschreiben. Die ganze Expedition ist wohl; von Hitze leidet man nicht, aber wohl von Kälte. Ich bin jetzt wegen der Einkäufe wieder einige Tage in Kahira. Hier ist nun der volle Orient — Alles, was man sich davon träumt aus den Märchen der Tausend und einer Nacht, ist hier Wirklichkeit; Konstantinopel, selbst Kleinasien ist nichts dagegen, so sagen Alle, die dorther kommen. Kahira ist eine Wunderstadt, mit ihren dicht gedrängten Häusermassen, ihren engen Gassen und vortretenden Hänsern voll wunderlichen Schnitz- und Schnörkelwerks, ihren riesengroßen Moscheen, ihren schlanken pfeilartig emporsteigenden Minarets, ihrer reichen üppigen Umgebung voll der schönsten Gärten mit Palmenhainen, großblätterigen Bananen, Cypressen; durch diese bunte Scenerie läuft der lärmende, halbnackte, muskulöse Araber und Aegypter, reitet auf geputztem Esel der schweigende Türke und zieht mit langsamem Schritt das hohe Kameel einher. An der einen Stite der Stadt dehnen sich Gärten und Felder bis zum Nil, an der andern tritt das Mokattamgebirge nahe an dieselbe heran; auf einem Vorsprung liegt die Citadelle. Gestern Abend hatten wir einen Zauberer bei uns, nicht denselben, von dem wir in Lane's Reise lasen, welcher seinen Knaben die Erscheinung des Admirals Nelson, einarmig und nicht zu verkennen, in dem Spiegel eines Tintenkleckses hatte erblicken lassen, aber einen ganz ähnlichen. Er beschrieb uns den jetzigen Prinzen von Wales mit schwarzen Hosen und Schnurrbart u. s. w. Heute Abens werden wir einen Schlangenbeschwörer haben. Sobald die Untersuchungen auf dem Pyramidenfelde beendet sind, denken wir uns nach Sakkara überzusiedeln, dessen Pyramiden zwar kleiner, aber vielleicht noch älter sind; von da geht es nach dem Fayum, das nur etwas über eine Tagereise entfernt ist. Dann hat Lepsius den

Plan, daß wir alle zu Kameel und Esel auf dem östlichen Ufer langsam bis Syene hinauf und am westlichen Ufer wieder hinunter gehen. Die Reise nach dem weiten Süden bleibt dem nächsten Winter aufbehalten.

Gizeh, im Zelt bei den Pyramiden, 1. Jan.

Hier, an der Spitze des Delta, wo das Wüstenplateau, das bisher von Norden her die westliche Seite des Delta entlang in südöstlicher Richtung strich, nun in fast südlicher fortgeht, bildet sich gerade an der Ecke südlich von Kahira, nördlich von der Stätte des alten Memphis, eine etwas vorspringende Terrasse in unregelmäßigem Viereck von etwa 4000 Fuß ins Gevierte. Diese hat sich die vierte Dynastie memphitischer Könige (nach Manetho) zum Begräbnißplatz ausersehen und auf der Diagonale derselben die drei Riesenwerke erbaut: auf der nordöstlichen Ecke Cheops die große Pyramide, auf der südwestlichen Mykerinus die kleine, in der Mitte des ganzen Plateau Chephren die zweite; rings um sie her dehnt sich ein ungeheures Gräberfeld aus jenen uralten Zeiten. Mit der Erforschung dieser bisher viel zu wenig beachteten Monumente (das Interesse hatte sich bisher fast ausschließlich Theben und den Dynastien der Amenophis und Ramses zugewandt) fand ich unsere Expedition beschäftigt, die seit dem 9. November hier weilte und wohl noch einiger Tage bedarf, um mit der reichen Ausbeute auch nur einigermaßen abschließen zu können. Vom Fuß der zweiten Pyramide geht ein tiefer Einschnitt durch das Plateau östlich in die Ebene hinab; in diesem, geschützt vor den jetzt herrschenden Weststürmen, stehen unsere Zelte; auf erhöhtem Hügel daneben die preußische Flagge. Ein anderer Theil unserer Gesellschaft hat sich die nahen Felsengräber zur Wohnung eingerichtet, und ähnliche Räume dienen uns zur Küche, zu Magazinen, zur Stallung für unsere Kameele und Esel. Daß wir auf solche Weise nur diejenigen gebrauchen, in welchen sich keine Hieroglyphen finden, versteht sich von selbst.

Hier beginnt denn immer frühmorgens in der schweigenden Wüste ein reges Leben; wenn bei Ihnen noch Alles in tiefem Dunkel begraben liegt (bei uns geht die Sonne jetzt vor sieben Uhr auf, und wir sind zugleich um eine ganze Stunde Ihnen in der Zeit voraus), vergolden die ersten Strahlen die Spitzen der Pyramiden, und bald steigt die goldene Kugel mit ihrem siegreichen Glanz auch für uns über das östliche Gebirge herauf; dann kommen aus dem nahen Dorfe unsere Arbeiter und harren, im Kreise kauernd, daß man sie an die verschiedenen Orte ihrer Bestimmung sende; auch unsere Gesellschaft zerstreut sich noch in der frischen Morgenkühle (wir haben oft nur + 2° R. bei Sonnenaufgang gehabt) an die Arbeit, und nun beginnt der Tag warm zu werden. Von unendlicher Schönheit und Lieblichkeit sind diese stillen und heitern Tage, wie wir deren in der vorigen Woche viel gehabt haben; dann leuchtet die massenhafte, durch Licht und Schatten wunderbar durchbrochene Wüste in ganz eigen-

thümlich ernsten, braunen, rothen und gelben Tönen; das fruchtbare Nilthal ist wie eine Sammetdecke aus Grün und Schwarz zusammengesetzt; zwischen durch ziehen sich blau leuchtende Kanäle, erheben sich in malerischen Linien Dörfer aus Palmenhainen und fernhin die weißen Minarets von Kahira; darüber liegt an der Spitze des Mokattamgebirges die Citadelle in scharfen Linien; am Gebirge selbst aber zeigt sich jede Schlucht, jede Felsbildung bei der heiteren klaren Luft in den deutlichsten Formen und Umrissen, obgleich Alles mit dem reizendsten violetten, lilarothen Duft übergossen ist, und über dem allen wölbt sich der wolkenlose Aether in tiefblauer Pracht! Freilich sind nicht alle Tage so schön; wir haben auch kalte, bezogene und stürmische Tage, an denen wohl einmal ein Zelt zusammenstürzen will und man sich gern zu einem Freund in sein Grab flüchtet. Fast immer aber sind die Sonnenuntergänge von einer nicht auszusprechenden Schönheit: da erglänzt der westliche Himmel unten in orangenfarbener Gluth, oben in rosenrothem Licht, bis zum Zenith hinauf, das Gebirge aber in goldenem Purpur. Dann kommen Deutsche und Araber aus allen Gräbern und Thälern zurück; Letztere hocken im Kreise nieder, in ihre weißen Mäntel gehüllt, auf die Bezahlung wartend; die Männer bilden einen, die Kinder einen zweiten Kreis, und so geht Alles in seiner Ordnung. Ein Grab ist unser Eßzimmer; daß die lange türkische Pfeife und der Kaffee in seinen kleinen Schälchen, die statt der Untertasse ein metallenes Täßchen haben, nicht fehlen, versteht sich von selbst. Aber von der Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels können Ihnen selbst die klarsten deutschen, ja auch die römischen Nächte noch keinen Begriff geben. Gerade über uns leuchtet der Orion, unter ihm der Canopus, den Europa nicht kennt; dagegen hat der Polarstern sich schon tief gegen den Horizont geneigt, und der große Bär ist nicht mehr „untheilhaftig der Salzfluth.“

Jede Pyramide bildet den Mittelpunkt eines Gräberfeldes, auf welchem die Verwandten, Priester und hohen Beamten des königlichen Erbauers begraben liegen, theils in Kammern in den Felsen ausgehauen, theils in hohen Malen, die in oblonger Gestalt mit schrägen Wänden und flachen Decken meist etwa zwölf Fuß hoch aufgebaut sind, als solide Würfel aus gewaltigen Quadern. In diesen Malen findet sich dann meist eine Kammer voll reicher Hieroglyphen und bildlicher Darstellungen, die als Kapelle gedient haben mag, und hinter derselben ein tiefer Schacht oder Brunnen. Aehnlich ist die Einrichtung der Felsengräber, und die Gesammtanschauung dieser Denkmäler giebt die überraschendsten Aufschlüsse über die Bedeutung der Pyramiden und ihr Verhältniß zu den vor ihnen erbauten Tempeln. Die Hieroglyphen und Darstellungen in den Gräbern, aus denen frühere Reisende nur einzelne pikante Lebensscenen ausgezogen, sind sowohl für die Sprache wie für die künstlerische Entwickelung und für die Geschichte jener uralten Zeit sehr wichtig, und die Reihenfolge der Namen giebt manchen fehlenden historischen Anhaltepunkt. Manchmal kön-

nen wir eine und dieselbe Familie in verschiedenen Gräbern durch drei Geschlechter hindurch verfolgen. Der künstlerische Charakter dieser uralten Hieroglyphen ist in fester, gesunder Derbheit und Wahrheit sehr eigenthümlich ausgesprochen, und sehr bald sowohl von der Blüthenzeit der Thutmosis und Sesostriden als von der Eleganz der Psammetiche zu unterscheiden. Aus ersterer finden sich hier nur einzelne verlorene Spuren; die große Sphinx, deren Inschrifttafel wir zum ersten Mal genau haben, ist bekanntlich von einem Thutmosis; aus der Zeit der Psammetiche aber, ungefähr 700 Jahre vor Christus, hat sich eine ganze Gräbergruppe zwischen die vielleicht schon damals sehr zerstörten Bauten der ältesten Zeit eingenistet.

Aber keine Karte, keine Worte, keine Bilder können Ihnen den Eindruck dieser Stätte der Herrschaft des Todes geben. Mit den Pyramiden geht es wie mit dem Colosseum von Rom, das Auge oder die Seele kann den Eindruck ihrer Größe nicht festhalten, und man wundert sich immer von Neuem darüber, wenn man den Blick wieder darauf richtet. Die ungeheure riesenhafte Masse ist in die einfachsten geometrischen Formen eingegrenzt; sie wirkt ganz als Masse und ist doch auch durch die Form vollkommen beherrscht, darum erdrückt sie nicht mehr; der Geist hat ihr schon sein Siegel aufgeprägt. Interessant ist es mir, bei diesem Anblick unserer germanischen Baukunst zu gedenken, deren vollkommenstes Meisterwerk, den kölner Dom, ich noch vor kurzem in all seiner Pracht gesehen und dessen Eindruck mir daher so lebendig vor Augen steht. Da hat der Geist sich in einen Kampf mit der Masse eingelassen und hat sie überwunden — ähnlich wie sie im Organismus überwunden ist durch das Lebensprincip, und zuletzt mit freiem heiteren Spiel der Willkür über der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit schwebend entfaltet sich dort jene Linie in immer neue Blüthen und Glieder; die einfache zu Grunde liegende mathematische Linie ist wie durch einen reichen Schleier verhüllt, wie mit den freien schwellenden Formen des Lebens umkleidet. Hier dagegen kommt Alles darauf an, daß die einfache mathematische Linie in der Masse selbst sich ganz und klar dem Auge entgegenstelle und sich der Seele ungestört in ihrer herrschenden Gesetzmäßigkeit aufdränge. Sie bringt dadurch einen ungeheuern, aber erhebenden Eindruck hervor. Die zweite Pyramide, die Chephren (Schafra der Hieroglyphen) erbaute, liegt etwas höher als die größte; auch ist an der Spitze ein Stück der Bekleidung erhalten, welches sie jetzt über die größere hervorragend macht. Dieser glatten Bekleidung wegen ist aber die höchste Spitze fast unzugänglich; doch sind Lepsius und Bonomi oben gewesen; wir Andern drangen nur bis unter die Bekleidung vor, was leicht ist. Ein Panorama von der Spitze, gerade im Mittelpunkt des Ganzen, ist eine der interessantesten unter der Masse von Zeichnungen, die wir von diesem wenig durchforschten Feld mitbringen. Auch eine Anzahl Gypsabgüsse der bedeutendsten Sachen hoffen wir unserm Museum zu gewinnen.

In dieser großartigen Umgebung haben wir nun unsere Weihnacht

gefeiert. Von der Spitze der großen Pyramide leuchtete Abends ein prächtiges Feuer, höher als das Kreuz auf St. Peters Dom. Im Innern der Pyramide aber, in der hohen rings mit Granitblöcken von fast 20 Fuß Länge gedeckten Kammer des Königs hatten unsere deutschen Freunde ein Christfest angerichtet; in dem Sarkophag des Cheops stand ein schöner Palmbaum mit unzähligen Lichtern und Südfrüchten geschmückt.

Nach einigen Tagen werden wir von hier aufbrechen und uns nach dem nur wenige Stunden entfernten Sakkara wenden, wo auch kleinere Pyramiden sind und wo wohl der eigentliche älteste Begräbnißplatz für Memphis war. Von da geht es nach dem eine Tagereise entfernten Fayum, wo Labyrinth und Mörissee unser harren, für welche der ausgezeichnete Architekt Linant, im Dienst des Paschas, bedeutende Vorarbeiten gemacht hat.

Sakkara, 30. März.

Daß ich an einem solchen Tage, wie der heutige, an Sie schreibe, um den Abgang des Postdampfschiffes nicht zu versäumen, müssen Sie mir hoch anrechnen; denn dieß ist einer von den Tagen, wo man vollkommenes Recht zu haben meint, sich höchstens für sich selbst, keineswegs aber für Andere existirend zu betrachten. Sie kennen einen römischen Scirocco; Sie kennen auch einen londoner Novembernebel — setzen Sie diese beiden zusammen, substituiren aber dabei in dem Gemenge des letzteren dem dicken röthlichen Rauch einen noch dickern röthlichen Sand, und geben Sie dem Ganzen eine Temperatur von 29 bis 30° R. — so haben Sie einen Tag des Chamsinwindes, wie wir ihn am Montag und heute wieder haben. Mit Mühe macht sich um Mittag die Sonne Bahn durch diese dumpfe schwere Masse; aber das Gebirge gegenüber ist nicht zu erkennen, kaum die nahen Dörfer des Nilthals; heute Morgen sah man nicht über 30 Schritte weit. Wenn ich dem noch hinzufüge, daß dieser Wind seinen Namen (die Funfzig) von der Zahl der Tage hat, die er in dieser Jahreszeit zu wehen pflegt, so mögen Sie sich einen ungefähren Begriff von der Stimmung machen, in die ein solcher Tag den Reisenden versetzt, und werden diesen Brief mit angemessener Nachsicht beurtheilen. Wir leben unter Gräbern; unsere Beschäftigung ist nur mit den Todten. Denn alle Spuren einstiger Herrlichkeiten sind von der Stätte des alten königlichen Memphis verschwunden. Die Paläste der Könige und die Tempel der Götter sind so spurlos vergangen wie die Hütten der Armen, nur die Wohnungen der Todten haben sich erhalten. Die Stätte des alten Memphis deckt jetzt größtentheils ein weit ausgedehnter Palmenwald, in welchem mehrere Dörfer auf Schutthaufen oder Unterbauten alter Ziegel von Nilerde liegen. Bei dem Dorfe Mit-Rahenne sind ungeheure Wälle oder künstliche Hügel von solchen Ziegeln; man hat sie für Umwallungen gehalten und gar von dem Wall gefabelt, durch den Menes den Nil abgedämmt habe — nach Herodot 2½ Meilen weiter süd-

lich; wir sind geneigt, sie für Reste mächtiger Substructionen zu halten, für jene Höhen, auf welchen nach Strabo die Königsburg lag. In ihrer Nähe liegt auf dem Antlitz, theilweis noch im Schlamm begraben, der Koloß des Ramses-Sesostris, der zu dem Schönsten gehört, was die ägyptische Skulptur aufzuweisen hat. Das vollkommen wohl erhaltene Gesicht ist von einer Schönheit und Feinheit der Formen und des Ausdrucks und von einer Vollendung der Arbeit, die man an dieser Stätte nur mit Wehmuth anschauen kann. Unweit davon Fragmente eines gleich großen (34 Fuß) Kolosses und einige kleine Statuen von Granit, auch eine Thürschwelle und wenige andere Bruchstücke. Alles dieß bezeichnet wohl wenigstens die Nähe des Tempels des Phtha (Vulcan), der beinahe das größte Heiligthum Aegyptens war. Und das ist Alles, was von Memphis geblieben! An Ausgrabungen können wir in dem feuchten scholligen, jetzt noch dazu meist bebauten Boden nicht denken; unser Arbeitsfeld ist die Wüste.

Am Rande dieser Wüste, gerade westlich von jenen Resten, zwischen Abusis uud Sakkara, hängen denn unsere Zelte am steilen Felsabhang, auf einer kleinen Terrasse auf halber Höhe des Wüstenplateau, mit der herrlichsten Aussicht nach Osten über die Thalebene auf die Steinbrüche des Mokattam; in den Felsen hinter uns sind große Gräber, darunter ein sehr interessantes mit vielen Kammern, sternverzierten Decken und Wänden voll von hieroglyphischen Inschriften, die lange Kapitel aus dem Todtenbuch enthalten; es ist aus der Zeit der Psammetiche. Das Wüstenplateau selbst ist hier nichts als ein weit ausgedehntes Gräberfeld, seit Jahrtausenden von Todten und von Schatzgräbern durchwühlt; nur die unterirdischen Grabkammern, die Schachte und Brunnen haben sich erhalten; die Grabgebäude sind verschwunden bis auf wenige Spuren. Sind doch selbst viele Pyramiden bis auf die Grundfläche abgetragen. Welchen Anblick mußte in alten Zeiten diese „Berghöhe" mit vielen Pyramiden, „den Gräbern der Könige," darbieten, als Strabo sie sah! Noch jetzt ist's ein staunenswerther Anblick, von jenen Ziegelhügeln bei Mit-Rahenne gesehen. Da sieht man zuerst in Nordosten auf hohem und steilem Fels die Pyramide von Abu-Roasch, von der nur der untere Theil erhalten, dann, etwa eine Meile weiter nach Süden, die drei Riesen von Gizeh; etwa anderthalb Meilen weiter die Gruppe von Abusis, von der sich drei auszeichnen; wieder eine halbe Stunde weiter, gerade im Osten, unsere vier Pyramiden von Sakkara; in gleicher Entfernung von da nach Süden, von den vorigen durch einen Thaleinschnitt getrennt, in dem ein großer Weg zur Nekropole (Todtenstadt) hinaufgeführt haben muß, vier andere, die man auch noch von Sakkara benennt; dann über eine halbe Meile weiter die merkwürdige Gruppe von Daschur, aus zwei riesenhaften Pyramiden von Quadern (ähnlich der Bauart derer von Gizeh und an Größe der des Mykerinus zu vergleichen) und zwei andern nicht minder interessanten aus Ziegeln von Nilerde bestehend. Bei der zweiten Gruppe von Sakkara

zeichnet sich noch ein großes oblonges Grabgebäude aus mächtigen Blöcken aus, etwa 120 Schritt lang und 30 breit, von den Einwohnern Mortabat el Farahan — Thron des Pharao — genannt. Ob man ehemals die mehrere Meilen stromaufwärts gelegenen Pyramiden von Lischt und Meidun von da aus gesehen, mag zweifelhaft bleiben; aber gewiß ist, daß zwischen diesen Gruppen vereinzelt, aber meist mit einem Gräberfeld umgeben, noch eine Anzahl anderer Pyramiden gestanden, von denen zum Theil nur die Fundamente erhalten sind; viele kleinere neben den größeren, offenbar für Familienglieder der Könige, nicht für selbstständige Herrscher bestimmt.

Merkwürdig ist es, daß sich beweisen läßt, daß die bestgebauten die ältesten sind; ebenso bei den Grabmälern. So beginnt unsere Kenntniß ägyptischer Kunst bei einer Stufe der Vollendung architektonischer Technik und Tüchtigkeit des Baues wie der Skulptur, die, in jenem grauen Alterthum so unmittelbar aus der Nacht hervorspringend, Staunen erregen muß.

Die ältesten Gräber sind wahrscheinlich schon im Alterthum, zum Theil schon von den Hyksos geplündert und zerstört worden. Doch haben wir einige Mumien gefunden in bisher unberührten Gräbern, die wir in die Pyramidenzeit setzen müssen. Es ist ein eigenes Gefühl, in einen solchen eben geöffneten tiefen Schacht hinabzusteigen und unten in der Seitenkammer den noch unberührten hölzernen, inwendig reich bemalten Sarkophag zu öffnen: drinnen liegt, meist in einem zweiten innern Sarge, der Todte in ein Leichentuch von der schönsten, festesten Leinwand mit zierlichen Fransen sorgsam eingeschlagen, das Antlitz mit einer Maske von einer Art Papiermaché bedeckt, der Körper aber meist sehr zerstört, das Haupt auf eines jener zierlichen hölzernen Kissen oder Gestelle gestützt, die Sie wohl aus den Museen kennen; neben ihm liegt meist sein Stock, der Wanderstab seiner Pilgerschaft! Einmal fanden wir auch einen Bogen dabei. Auf den Sarkophagen standen mehrere Male Schiffe mit Ruderern, auch das Modell eines Häuschens und einer Scheune, von Holz und sehr roh gearbeitet. Dergleichen Sachen sind in Theben viel und schöner; was wir hier gefunden, hat nur den Werth des höheren Alterthums. Nicht ohne fromme Scheu kann man diese Räume, welche die Pietät der trauernden Freunde geschmückt, dieser Zeichen frommer Liebe berauben; doch die Gegenwart mit ihrem Wissensdrang macht ihr Recht, wenigstens ihre Macht über den Tod geltend.

Die Araber hier, gewöhnt an die habgierigen Ausgrabungen der Antiquitätenkrämer, können nicht recht begreifen, was wir wollen, und sehen uns verwundert an, wenn wir mehr nach beschriebenen Steinen als nach goldenen Arm- und Halsbändern u. dgl. suchen. Uns aber ist die schönste Mumie ohne ein historisches Datum natürlich viel weniger werth als ein unscheinbarer Stein mit einem Königsring, und wir sind glücklich genug gewesen, auch hier einige neue bisher unbekannte Königsnamen aus der ältesten Zeit zu finden. So reiht sich Bruchstück an Bruchstück, um die

Geschichte der ältesten Zeit aufzuklären, mit der wir in innigem Zusammenhang des Bewußtseins stehen können. Aeußerst wichtig ist uns darum dieser erste Theil unserer Reise, der sich über Erwarten so lange verzögert hat; der Süden kann uns wohl eine reichere Anschauung ägyptischen Lebens, aber keine historischen Resultate von gleicher Wichtigkeit geben. Manche von den wichtigsten Steinen finden wir vermauert in den Häusern der nahegelegenen Dörfer, aus denen sie meist mit Leichtigkeit zu erhalten sind. Die Einwohner der nächsten Dörfer hier genießen keines besondern Rufes; doch haben wir eben keine Ursache zu klagen. Es ist ein Volk von edeln Anlagen und nach dem übereinstimmenden Zeugniß Aller, die das Land kennen, viel bildsamerer Natur als die Türken. Möchte nur einmal ein Versuch gemacht werden, sie zu bilden! Was hilft die Bildung von Fabriken, Flotten, Heeren, wenn die bildsamen Menschen nicht gebildet werden! Dagegen liegt in der Natur des Türken etwas Nobles, Feines und wenigstens der Anschein einer sittlichen Würde, die dem Araber abgeht. Daher die Autorität, die dem Türken immer über und gegen den Araber zu Gebote steht, und von der wir mancherlei Beispiele gesehen. Bei einem neulichen Besuch in Abusis trafen wir mit einem türkischen Steuereinnehmer zusammen, der uns zu Pfeife und Kaffee auf seinen im Schatten ausgebreiteten Teppich einlud, während sein koptischer Schreiber mit den Aeltesten des Dorfes die Steuer abmachte; neben ihm standen die gefürchteten Waffen seiner Autorität: Stock und Kurbatsch (Peitsche aus der Haut des Nilpferdes). Das Dorf zählt etwa 300 erwachsene Männer und zahlt dem Pascha monatlich 24 Beutel, d. i. 816 Thaler Courant — eine Summe, die nicht nach der Kopfzahl, sondern nach den Ländereien berechnet wird. Für einen Feddan, ungefähr einen Morgen, werden jährlich im Durchschnitt 57 Piaster (à 2 Sgr.) bezahlt; das ist Pacht und Steuer in Einem.

Das Nilthal steht jetzt in voller Frühlingspracht da; die Hülsenfrüchte fast reif, das Korn schon lange in schweren Aehren nickend, Gurken und Melonen Früchte ansetzend, erstere zum Theil schon reifend. Diesen drohte neulich ein gefährlicher Feind: ein ungeheuerer Heuschreckenschwarm, der, von Südwest kommend, die Luft wie ein dichtes Schneegestöber erfüllte, in stundenweiter Erstreckung — uns ein interessantes Schauspiel. Mehrere Tage zogen sie so heran; dann sah man sie millionenweise am Rande der Wüste liegen, die von weitem wie mit grünem Moos bedeckt erschien — alle in Paaren, die Weibchen grau, die Männchen grünlich-gelb. Regen und Gewitter hinderten sie hier großen Schaden zu thun, wirksamer als die Feuer und Trommeln, mit denen die Bauern sie von ihren Melonenfeldern zu verscheuchen suchten. Am neunten Tage waren sie alle verschwunden. So ist die Witterung noch immer wechselnd, von großer Hitze und trockenem Sandtreiben zu Kälte und Gewitterregen, welche oft von der Wüste kommen, sich doch meist erst über dem Thale entladen. An

schönen etwas luftigen Tagen ist eine Temperatur von 23 bis 24° R. eben, was man wünscht; mehr haben wir nur selten gehabt. Auch der Frühlingsschmuck der zierlichsten Feldblumen fehlt dem Thale nicht; Veilchen werden freilich nur in Gärten gezogen; mit einem schönen heimathduftenden Sträußchen beschenkte uns neulich Soliman Pascha (Oberst Selves), der in seinem Garten wohl ein dankbareres Culturfeld finden mag als in der ägyptischen Armee. Er will in diesem Jahre einen Versuch machen mit der neuerlich aus Algier gemeldeten Entdeckung der Zuckergewinnung aus der Cactusfrucht; Rosen werden wir in Fayum finden, wo wir unsere Ostern zu feiern hoffen. Denn hier sind wir nun so gut wie fertig und mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt.

Sakkara, 17. April.

Die ganze Umgegend ist äußerst fruchtbar; aber fast vier Fünftel des Ertrags gehen an den Pascha. Fast alle Dörfer sind in beständigen Rückständen. Ein reicher Mann ist Zielpunkt aller Intriguen von oben und unten. Die Leute hier in Sakkara und Abusis stehen übrigens in keinem besondern Ruf, doch haben sie alte patriarchalische Sitten. Gestern Abends kam der Schech von Sakkara mit den Wächtern und setzte sich zu unserm Kaffee ins Zelt. Er hatte seinen Sänger mit, welcher niederkauernd, unter ausdrucksvollen Gesten der Arme und des Kopfes, die beliebte Romanze von Abu Zeid sang (über die Sie in Lane's vortrefflichem, durchaus lesenswerthem Werke nähere Auskunft finden). Der Sänger trug Mancherlei fast die ganze Nacht über vor, und da mein Zelt etwas entfernt stand, tönte der einfache Rhythmus, die eintönige Melodie gar nicht unangenehm durch die stille schöne Vollmondnacht herüber. Das Volk ist leiblich ein prächtiger Menschenschlag; schöne Gesichter, wie in Alatri und Olevano, muß man freilich hier nicht suchen. Aber vortrefflich gebaut sind sie; schlanke und kräftige Gestalten, durch geringe Bekleidung und viele Bewegung in der Luft vollkommen ausgebildet.

So oft ich aus der Einsamkeit unserer Wüste nach Kahira komme, überrascht mich stets aufs Neue die wunderbare Mannichfaltigkeit des orientalischen Lebens. Nichts ist dem bunten Gewimmel am Hafen von Alt-Kahira zu vergleichen, wo ich gewöhnlich Halt zu machen pflege. Große Haufen verschiedenartigen Getreides liegen aufgeschüttet; daneben sitzen die Eigenthümer rauchend in ihrer orientalischen Ruhe; zwischendurch drängen sich Kaufleute in langen Gewändern, Fellahs und Beduinen in Lumpen, Soldaten in schmutziger Uniform, hier und da ein Arnaut in prächtiger Kleidung mit schweren, schön verzierten Waffen; Waaren aller Art werden feilgeboten von Trödlern aller Farben, vom Schwarz des Negers bis zur Weiße des Europäers; Pferde galoppiren, Kameele schreiten langsam durch das Gedränge; Boote laufen ohne Aufhören ein und aus. Und dahinter breitet sich nun im hellsten Sonnenglanz der herrliche Strom, durchschnit-

ten in allen Richtungen von unzähligen Barken und Booten jeder Größe, mit ihren so malerischen ungeheuern dreieckigen Segeln. Aus der Mitte des Stromes erhebt sich das reiche Eiland Rodda mit seinen üppigen Gärten, aus denen heitere weiße Landhäuser im neutürkischen Styl vorleuchten; am jenseitigen Ufer ebenfalls Gärten und Häuser, dann die Palmen und Minarets von Gizeh und dahinter in blauer Ferne, riesengroß, die Pyramiden. Das sieht sich vom gastlichen Café, in das die Schwalben ein- und ausfliegen, während oben in der Luft Habichte und Geier kreisen, gar behaglich an.

Endlich muß ich Ihnen doch auch von den Festlichkeiten des Mulid en Nebbi, d. h. des Geburtsfestes des Propheten, erzählen, die mir wie Alles, was ich bisher von dem religiösen Leben der Muhamedaner gesehen, einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht durch das dumpfe orgiastische Wesen, gegen welches doch selbst unsere ärgste Mystik auf einer ganz andern Stufe steht. Es war zwar auch manches Heitere dabei. So bot der große Platz Birket el Esbekieh (der bei einer Ueberschwemmung unter Wasser steht) und die daran stoßenden mit Conditorläden gefüllten Straßen, besonders Abends im festlichen Schmuck bunter Lampen, einen seltsamen, aber heitern Anblick dar. Am Platz waren eine Menge großer, bunter, weit offener Zelte aufgeschlagen, reich erleuchtet, theils zum Kaffeetrinken, theils zu den religiösen Tänzen bestimmt; an hohen Mastbäumen hingen Lampen in mancherlei Formen und Zusammenstellungen; eine Anzahl Schaukeln trieben ihre Räder auf und ab oder im Kreise herum, zu höchstem Ergötzen alter und junger Kinder; zahlreiche Gruppen saßen im Kreise um Märchenerzähler, Tänzer (Tänzerinnen sind jetzt verboten und verbannt) und Sänger des Abu Zeid und anderer Romanzen; eine Menge Volks drängte sich im hellsten Mondschein zwischen den Zelten und Bäumen auf und ab, lärmend und schreiend, oder saß ruhig bei einer langen Pfeife, des schönen Abends sich freuend, während Viele dort im Freien ihre Nachtruhe hielten. Das alles war recht hübsch; wenn man dann aber eine Procession der wilden, halb betrunkenen, halb begeisterten Derwische (Leute aus dem Volk, Arbeiter, die sich aber zu einer der vier großen Classen oder Sekten der Derwische zählen) hinter einer mit Sprüchen gestickten Fahne herziehen sah, oder zu einem der Kreise unter Zelt oder freiem Himmel hintrat, wo ein Zikr gehalten wurde, da ward Einem grauenhaft zu Muthe. Ein Zikr ist ein Tanz, von diesen Derwischen und wer will, ausgeführt, während einer oder zwei ein Kapitel aus dem Koran singen; die andern fallen dabei von Zeit zu Zeit ein, murmeln aber immer das Wort Allah, auf einer Stelle stehen bleibend, aber die mannichfachsten Bewegungen machend. Sie fangen an mit leiser Stimme, sanftem Nicken des Kopfes und Erheben der Hand, allmälig aber steigern sie sich bis zu den lautesten, wiewohl heiseren Tönen und den fürchterlichsten Verzerrungen des Leibes und Antlitzes — immer Allah! Allah! murmelnd oder schreiend. Bisweilen sollen Ein-

zelne sich bis zu epileptischen Anfällen steigern. In der Mitte eines der Zikr stand an einem hohen Mast ein uralter Schech, von ehrwürdigem Ansehen, mit langem grauen Bart, vom Gürtel auf nackt, barhaupt (auch bei Tage in der heißesten Sonne), die Hände über den Bauch gefaltet; stundenlang stand er, das Haupt von der Linken zur Rechten in nickender Bewegung erhaltend — wofür er besonders Ansehen und Ehre genießt. Es war wie eine wunderbare dämonische Gewalt über diesen Leuten, als wären sie vom Gotte besessen, als concentrirte sich ihr ganzes Leben und Dasein in der Anbetung dieses einen ausschließlichen Gottes, dessen Namen sie ausrufen — „des Wahren, des Ewigen, des Einen und Allmächtigen" — der aber die Freiheit und die Liebe nicht kennt. Es steigen Einem seltsame Gedanken dabei auf, und manche Erinnerung an die Schellingschen Vorlesungen wurde in mir lebendig. Es war wirklich, als sähe man noch eine jener enthusiastischen, orgiastischen Religionen des Alterthums vor sich, nur mit ihrem ganzen Charakter auf einen Gott übertragen. Der Islam ist in der That eine ganz vorchristliche Religion, und es ist sehr interessant, mit dieser Stufe des Bewußtseins einmal in lebendige, sinnliche Berührung gekommen zu sein. Was hat das Christenthum und die Weltgeschichte nicht alles an und in uns occidentalischen und germanischen Völkern gebildet — welchen Rhythmus, welche Melodie von Seelen- und Geistesschwingungen sich folgen lassen; der Orient steht im Grunde noch immer da, wo der Islam ihn gefunden.

Bei Tage sah man viele Frauen unter dem Volksgedränge, bei Nacht auch nicht eine einzige. An einem Tage sah ich, was man eine Derwischin nannte, eine in Lumpen gehüllte Frau, ohne Schleier, mit fliegendem Haar, vom Volke geneckt und auf dasselbe mit einer langen Stange losschlagend, wahrscheinlich wahnwitzig. Aber das Merkwürdigste ist am letzten, dem Haupttage des Festes, Dienstags den 11. dieses Monats, die Procession der Doseh.

Sie erinnern sich des schönen römischen Blumenfestes, der Infiorata von Genzano, wie dort die Leute mit Lust und Liebe den ganzen Tag über den zierlichsten Blumenteppich bereiten, und die Erde, über welche die Füße der Gesalbten, die das Heilige tragen, hinschreiten sollen, in tausend Farben und Lichtern zu erblühen scheint; wie die weite Straße ein Blumenfeld wird, bis dann endlich in den goldenen Abendstrahlen auf wallender Fahne das Bild der göttlichen Himmelskönigin heranwallt, von den schönsten der irdischen Frauen und Mädchen gefolgt. Welch kindlicher, freundlicher, liebevoller und heiterer Dienst! Nun sehen Sie die Procession des Islam. Der Schech einer der vier Derwischsekten zieht aus der Moschee, wo er gebetet, mit einem großen Gefolge über den Esbekieh-Platz nach der Wohnung eines andern Schechs, kurz nach der Mittagsstunde. Die Menschenmenge auf dem Platz drängt sich, essend und trinkend, dazwischen. Endlich wurde die Volksmenge auseinander getrieben, es bildete sich eine

Gasse, ich gelangte glücklicherweise in die erste Reihe, wo ich mich mit den nächsten zerlumpten und bärtigen Muselmännern umfaßt hielt, um sicher zu sein gegen das Gedränge. Durch die Gasse kam nun ein wüster Haufe fanatisch aufgeregter Derwische geschritten, gerannt, getaumelt, sich umfaßt haltend, Schaum vor dem Munde, Allah! Allah! rufend, die stieren Augen fast leblos. Nach wenigen Schritten warfen sie sich mitten in der Gasse aufs Angesicht nieder, ihrem Beispiele folgten bald mehrere, und so bildete sich durch die ganze Gasse ein Teppich von Menschenleibern, dicht an einander gedrängt, quer durch gelegt, die Arme vor sich gestreckt; unmittelbar an den Köpfen und Füßen standen die dichten Reihen der Zuschauer. Ueber die Menschenleiber hin liefen ein Paar andere Derwische, sie zurechtlegend, Gebete und den Namen Allah über sie murmelnd. Es mochten wohl über 100 daliegen, so weit ich sehen konnte, dicht gedrängt; viele zitterten am ganzen Leibe, alle murmelten Allah! Immer von Neuem ergriff einen aus der umstehenden Menschenmenge, alt oder jung, die Wuth, sich plötzlich auch neben die Liegenden zu werfen. Da kam der Zug des Schech, voran zu Fuß mehrere Fahnenträger, über die Männer hin, dann der Schech zu Roß, eine alte ehrwürdige Gestalt. Das Roß, von zwei Derwischen geführt, scheute sich zuerst, den Fuß auf die Menschen zu setzen, aber nach einigem Widerstreben gelang es, und nun zog es langsam, gemessenen Schrittes, obwohl noch immer etwas widerspenstig, über den Teppich von Menschenleibern hin. Es war ein grauenhafter Anblick! Einige Derwische folgten noch nach; die Getretenen, von denen jeder zwei Tritte vom Huf bekommen haben mußte (sie hatten so dicht gelegen, daß das Pferd auch nicht ein einziges Mal dazwischen hätte treten können), sprangen meist auf und schlossen sich der Procession an, einige aber mußten aufgehoben und theils besinnungslos, theils in bitterem Schmerzesschreien weggeschleppt werden. Das Volk aber sagt, daß keiner verletzt werde, in Folge des Namens Gottes und der Gebete, die der Schech in der Nacht zuvor verrichtet. Dieser zieht nun nach dem Hause eines andern Schech; in dem Hofe desselben wird dasselbe Schauspiel des Hinreitens über die Menschenleiber wiederholt, damit es mit Bequemlichkeit Diejenigen sehen können, welche der Schech besonders dazu in sein Haus einladet, worunter immer viele angesehene Franken. — Ich ging auch noch nach dem Hause des Schech, dort aber waren nur die gewöhnlichen Zikrs, und das sonst wohl vorgekommene Auffressen von Schlangen und Glas fand diesmal nicht statt.

Es ist mir sehr lieb, daß ich diesen grauenvollen Gottesdienst einmal mit angesehen und die Menschen in ihrer Dummheit, ihrem Fanatismus und ihrer Gleichgiltigkeit dabei beobachtet habe. Aber wie wohl war es mir doch, als ich dem allen entflohen war und am Gründonnerstag auf meinem Dromedar durch Palmenhaine hindurch unseren Zelten zuritt, zur Feier eines stillen Osterfestes in unserer Wüste. — In meinem nächsten

Briefe sage ich Ihnen, wie ich hoffe, wohl schon von unserer Abreise nach dem Fayum zum Labyrinth und Mörissee.

---

3. Der Nil*).

Das Thal Aegyptens nimmt in seiner Länge etwa den dritten Theil des Landes ein, welches der Nil auf seinem Lauf von Mittag gegen Mitternacht, bis er sich ins mittelländische Meer ergießt, durchströmt. Dieser Fluß tritt in Aegypten ein, nachdem er den Katarakt (Wasserfall) von Assuan und Elephantis zurückgelegt hat. Auf dem rechten Ufer ist das fruchtbare Land durch Sand, die arabischen Gebirge und das rothe Meer begrenzt; auf dem linken Ufer sind die Wüsten Libyens mit ihren Oasen. Nach der Sage wäre einst der Nil zwischen Asien und Afrika die Grenze gewesen. So viel ist gewiß, daß der durch den Nil befruchtete Theil Aegyptens durch seine reiche Vegetation zwischen zwei weiten, gleich öden und unwirthlichen Ländern eine Scheidewand bildet.

Die Länge des Thals von Aegypten in der Richtung von Süden nach Norden mit einer kleinen westlichen Abweichung beträgt 7⅕ Grad, gerade den 50. Theil des Flächenraums der Erde, wie die Alten sagten. Zwei Bergketten schließen dieses Thal im Süden und auf etwa zwei Dritttheilen seiner Ausdehnung; hierauf erweitert es sich plötzlich zu einer großen dreieckigen Ebene, die durch die Wasser des in mehrere Arme zerspaltenen Nils und seiner zahlreichen Verbindungskanäle vielfach durchschnitten wird.

Aegypten zerfällt in drei große Landschaften: Oberägypten (Saitis oder Thebais), Mittelägypten (Heptanomis), Niederägypten oder das Delta, weil die an das Meer anstoßende Ebene zwischen den äußersten Armen des Nils die Triangelform dieses griechischen Buchstabens hat. Mehrere See'n, darunter einige vom Umfange von 20 Lieues**), liegen an dem Ufer des Meeres, mit dem sie durch Durchschnitte, in welchen man alte Mündungen des Nils erkennt, zusammenhängen. Wirklich hat sich Manches seit dem Alterthum sehr verändert. Die Anschwemmungen des Flusses und des Meeres haben sich vermehrt und die Länge der Grundlinie das Delta vergrößert. Dagegen befindet sich ein Theil des Landes, den die alten Aegypter mit Dämmen schützten, heutzutage unter Wasser, und man schreibt die seit der historischen Zeit vorgefallenen Einsenkungen der Ausdehnung mehrerer dieser See'n zu. Durch neuere Arbeiten wurden einige

---

*) „Aegypten von Champollion-Figeac." (Deutsch von Dr. Mebold.) Weltgemälde-Galerie. Stuttgart 1840.

**) Eine französische Lieue = 14,173 Fuß Rheinisch, also etwas größer als eine Stunde.

derselben so hergestellt, daß sie jetzt zum Schifffahrtsverkehr zwischen dem Nil und dem Hafen von Alexandrien dienen.

Zwei Bergketten engen, mit Ausnahme des Delta, das ganze Thal Aegyptens ein. Diese Gebirge sind von mittlerer Höhe, unbebaut und vom Fuß bis zum Gipfel völlig kahl. Von ihrem Endpunkt gegen Niederägypten bis etliche Lieues vor dem Katarakt sind beide kalksteinartig, weiterhin bestehen sie aus dem zu den Bauwerken von Theben benutzten Sandstein. Endlich gegen Syene und Philä trifft man die Steinbrüche mit dem rosenfarbenen Granit, berühmt durch die großen Denkmäler, die dort ausgehauen wurden, und von wo auch der nach Paris gebrachte Obelisk von Luxor herstammt. Diese beiden Ketten nähern sich zuweilen, und zuweilen gehen sie wieder auseinander, so daß das Thal eine verschiedene Breite hat, die aber gegen das Meer hin immer mehr zunimmt. In der Granitregion lassen die Bergketten nur so viel Zwischenraum, daß der Fluß durchkann, nebst einem schmalen Saum Erde, der manchmal unter dem Wasser verschwindet. Zwischen den Sandsteingebirgen mißt die Breite nicht über eine Lieue. Aber in dem Kalkland, in Saitis, dehnt der Nil sein Bett auf 1000 bis 12,000 Metres*) aus — auf dem rechten Ufer reicht das bebaute Land eine Stunde, auf dem linken Ufer zwei Stunden weit.

Die arabische Kette bricht bei Kairo plötzlich ab. Die libysche oder westliche Kette läuft im Norden in einer weniger steilen Böschung aus. Auf der Höhe von Kairo, das auf dem andern Ufer des Nils liegt, entsendet sie gegen das Innere des Thals einen Absenker, der die Plattform (plateau) der Pyramiden bildet und, gegen Nordwesten vorgehend, in den Sandebenen des Delta sich verliert. Dort ist es, wo sich das Thal der Natron-See'n und des sogenannten Flusses ohne Wasser bildet, der wirklich nichts enthält als eine beträchtliche Menge versteinerten Holzes.

Man kann vorstehende Bemerkungen in die Worte zusammenfassen: Aegypten ist ein angebautes Thal, ein Streifen Pflanzenerde, der sich durch die Wüste zieht. Sonst bilden die Thäler, welche großen Flüssen zum Bette dienen, eine Art Wiege, wo die Wasser den untersten Grund einnehmen. Anders ist es in Aegypten. Der Querdurchschnitt stellt sich hier als eine leicht convexe Kurve mit tiefer Ausrandung der oberen Theile dar, welche bei niederem Wasserstande das eigentliche Nilbett ist. Aus dieser seltsamen Gestaltung des Bodens folgt, daß der Fluß, wenn er sich ein wenig über das Niveau des Ufers erhebt, den ganzen rund erhabenen Theil des anstoßenden Landes, d. h. das ganze angebaute Land, überschwemmen muß. So ist Aegypten nichts als das Flußbett des Nils, und was dieser nicht bewässert, ist Wüste. Die Wasser des Himmels vermögen die Wüste nicht zu verwandeln, das ist nur dem Schlammwasser des Nils möglich.

*) Ein Metre = drei Fuß zwei Zoll.

Bevor der Fluß Aegyptens Grenze erreicht, bildet er fünf Wasserfälle; der von Syene bei seinem Eintritt in Aegypten ist der sechste, oder wenn man vom mittelländischen Meere aufwärts geht, der erste. Es erheben sich hier auf beiden Ufern Widerlagen eines quer dahin laufenden Gebirgs, welches der Fluß, um sich eine Bahn zu eröffnen, fast perpendiculär durchschneiden mußte. Diese Bahn ist sehr ungleich, übersäet mit mehr oder minder hohen Granitblöcken, von denen einige große Inseln sind. Diese Felsen steigen über das Wasser empor und versperren den Nil nach allen Richtungen. Aufgehalten von diesen Hindernissen wälzt sich der Fluß zurück, bäumt sich auf und setzt darüber hinweg. So bildet er eine Reihe kleiner Kaskaden, deren jede einen halben Fuß und weniger hoch ist, mit vielen Wirbeln und Schlünden.

Man könnte sich über das Vorhandensein eines solchen Hemmnisses der Flußschifffahrt wundern, wenn man an die zahlreichen Proben einer achtsamen und weisen Verwaltung des ägyptischen Landes denkt. Allein diese Klippen von Syene, anstatt ein Vorwurf gegen die Voraussicht der alten Regenten Aegyptens zu sein, zeugen vielmehr für sie, indem man bei näherer Ansicht in ihnen ein sehr wirksames Vertheidigungsmittel gegen die Einfälle der äthiopischen Völkerschaften erblickt, die mehr als ein Mal Aegypten angriffen und dasselbe durch die Gewalt der Waffen einer temporären Herrschaft unterwarfen, die vielleicht dauernd geworden wäre, hätte nicht dieses natürliche Bollwerk, durch Hilfe der Kunst noch fester gemacht, dazu beitragen müssen, der Eroberungslust dieser Horden Einhalt zu thun und sie in den Grenzen ihres Gebietes südlich von Aegypten zurückzuhalten.

Das Merkwürdigste am Nil sind aber die periodischen Ueberschwemmungen. Es ist wunderbar anzusehen, wie jedes Jahr regelmäßig unter einem heiteren Himmel, ohne irgend ein Vorzeichen, ohne eine wahrnehmbare Ursache, wie durch eine übernatürliche Gewalt die bis dahin klaren und durchsichtigen Wasser eines großen Flusses um die bestimmte Zeit der Sommernachtsgleiche mit Einem Mal die Farbe wechseln, sich in einen Strom von Blut verwandeln, anschwellen, bis zur Herbstnachtgleiche allmälig steigen, das ganze umliegende Land überschwemmen, und dann in einem ebenso bestimmten Tempo wieder abnehmen, nach und nach zurückweichen, und um die Zeit, wo andere Flüsse anfangen auszutreten, in ihre Ufer zurückkehren.

Die alten Philosophen haben sich mit vielerlei Erklärungsversuchen dieses Phänomens abgemüht. Heutzutage weiß man, daß die periodischen Regen in Abyssinien, im Süden vom Wendekreise des Krebses, die einzige Ursache dieser Ueberschwemmungen sind. Denn in Aegypten fällt fast gar kein Regen; im unteren Theile des Landes ist er eine Seltenheit, im oberen ein Phänomen. Die ganze Vegetation ist somit das Resultat der jährlichen Ueberschwemmungen des Nils, durch die tropischen Regen ver-

anlaßt. Diese Regen beginnen im Monat März, ihre Wirkung spürt man in Aegypten aber nicht vor Ende Juni. Von dieser Zeit an ist der Fluß drei Monate lang (bis zur Herbstnachtgleiche) im Steigen begriffen, und von da ab wieder drei Monate im Fallen.

Während der Ueberschwemmung ist der Anblick Aegyptens höchst originell: es gleicht einem großen Meere, aus dessen Schooß Städte, öffentliche Gebäude und Straßen, welche die Verbindungen unterhalten, hervorragen.

Nun aber die Wirkung dieser Erscheinung! Die Ueberschwemmungen des Nils haben inmitten einer Wüste das Erdreich herbeigeführt, welches zur Entstehung eines der berühmtesten Reiche, die je existirten, erforderlich war. Der Nil ist der Schöpfer des Bodens gewesen; ganz Niederägypten ist nichts als eine allmälige Anschwemmung des Flusses, welcher, indem er die Grenzen der See zurückdrängte, durch seinen Niederschlag eine ganze Landschaft dem Thal von Thebais anfügte. Das Delta ist eine Spolie (Raub) Abyssiniens, aus einer Entfernung von 300 Stunden durch den Fluß herbeigeschafft. Mit Recht sagten die Alten: Niederägypten sei ein Geschenk des Nils. Aber das gilt auch von ganz Aegypten, wenn man den culturfähigen Boden betrachtet, der erst das Land zum Lande macht.

Die ägyptischen Priester erzählten den griechischen Reisenden, daß, als Menes, ihr erster König, den Thron bestieg, Niederägypten aus einem Morast bestand, der sich vom mittelländischen Meere bis zum See Möris ausdehnte, was eine Entfernung von sieben Schiffstagereisen ausmacht. Herodot fügt die Bemerkung hinzu, noch bis auf drei Tagereisen oberhalb dieses See's sei das Land Alluvialgrund (Anschwemmung), und wirklich ist dieser bis zur ersten Spaltung des Flusses in zwei Arme, in gerader Linie ungefähr 40 Stunden vom jetzigen Ufer des Meeres, deutlich zu erkennen.

Was Herodot und die ägyptischen Priester sagten, wurde von den neueren Gelehrten richtig befunden, und die Erhöhung des Bodens des ägyptischen Delta ist eine der wichtigsten Thatsachen, an denen die Geologie ihre Theorie üben kann. Was sich auf Menes bezieht, ist vielleicht weniger genau; die Frist scheint zu kurz, daß der Fluß in diesem Zeitraume von 7000 Jahren die Untiefen eines Meeresstrandes hätte in wohnliches und anbaufähiges Land verwandeln können.

Die Erhöhung wird durch die Stoffe bewirkt, welche der Nil von den Gebirgen Abyssiniens ablöst, mit sich fortführt und nach und nach in den verschiedenen Gegenden seines Laufes zurückläßt. Durch diese Materien erhöht sich das Flußbett, und durch den links und rechts vom Flußbett abgesetzten Schlamm eben so das Land umher. Es ist ein gleiches Verhältniß in diesen beiden Wirkungsarten. Aus einer Menge von Beobachtungen hat man herausgebracht, daß die Erhöhung in 1000 Jahren

57 Zoll betrug, so daß sich seit König Menes eine Erhöhung von 33¼ Fuß ergäbe. Nun kam man aber bei Nachgrabungen in dem Delta auf 40 bis 45 Fuß, bloß durch Lagen von Pflanzenerde mit quarzichtem Sande vermischt, wie ihn der Nil mit sich führt.

Das Wasser des Nils steht schon von Alters her in dem Rufe, daß es gesund sei, und die Neueren haben diesen Ruf bestätigt. Es ist sehr leicht und von angenehmem Geschmack, so daß ein Reisender sich der Vergleichung bedient hat, es sei unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen. Die Aegypter sagen, wenn Muhamed davon getrunken hätte, so würde er Gott um ein ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können. Man macht davon noch häufig Sendungen nach Konstantinopel für den Gebrauch des Großherrn und des Serail.

Aus dieser gedrängten Schilderung des Nils ersieht man die Wohlthaten, die er über Aegypten verbreitet. Es bildet sich, es besteht nur durch ihn. Wenn seine Ueberschwemmungen aufhörten, geriethe es in die furchtbarste Noth. Wenn der Fluß vertrocknete, würde Aegypten von der Oberfläche des Erdballs verschwinden, sein Ackerboden würde veröden und in kurzer Zeit von der Wüste verschlungen sein. Ein erlauchter Portugiese, Alburquerque, wollte im 15. Jahrhundert, um dem portugiesischen Handel in Indien das Monopol zu sichern, Aegypten zerstören, und zu diesem Ende entwarf er den Plan, den Nil, bevor derselbe den Katarakt von Syene erreicht, abzuleiten. Der Gedanke war für menschliche Kraft zu kühn — aber es lag ihm Wahrheit zu Grunde.

Der Nil wurde von den alten Aegyptern nicht nur durch den Beinamen des Heiligen, des Vaters und Erhalters des Landes gefeiert, sondern er wurde als ein Gott verehrt und hatte einen Dienst und Priester. Man ging in der Verehrung des Stromes so weit, daß er als ein sichtbares Abbild Ammons, der höchsten Gottheit, betrachtet wurde. Er war für die Aegypter eine Offenbarung dieses Gottes, der in dieser Gestalt das Land belebte und bewahrte, weßhalb auch die Griechen den Nil den ägyptischen Jupiter nannten.

Der Nil ward unter einer Person dargestellt, die von menschlicher Gestalt und sehr dick war; auf dem Haupte ein Kranz von Iris oder Schwertlilien, dem Symbol des Flusses zur Zeit der Ueberschwemmung. Der Nilgott brachte im Namen der Könige, die er unter seine Obhut genommen, den großen Göttern Spenden dar. Man sieht ihn abgebildet, wie er ein Tabulett trägt, worauf bald vier Vasen sind, gefüllt mit heiligem Wasser, und ein Scepter, das Emblem der Reinheit, bald Brot, Früchte, Blumensträuße und verschiedene Eßsachen, aus denen gleichfalls das Scepter der Reinheit emporragt.

Achtzehnter Abschnitt.

1. Die Menschen im Negerreich Aſhantee. — 2. Das Klima zu Kordofan. — 3. Sklavenjagden zu Kordofan. — 4. Die Hottentotten. — 5. Die ſchwarzen Einwohner Auſtraliens. — 6. Auſtraliſche Charakterbilder.

1. Die Menſchen im Negerreich Aſhantee*).

Ein feſtlicher Aufzug.

Der Küſtenſtrich vom Kap der drei Spitzen bis zum Vorgebirge St. Paul wird die Goldküſte genannt, und mit Recht, denn das Gold iſt hier in Ueberfluß zu finden. Reiſt man nach Oſten landeinwärts, ſo kommt man durch das Land der beſiegten Fantis in das Land der Aſhantees, ihrer Sieger, in das gefürchtete und mächtige Negerkönigreich. Wie in dieſen Ländern der heiße Sonnenſtrahl und die gewaltige Triebkraft der Erde zuſammengewirkt haben, um den Stein in edles Metall, den Erdenſtaub in Goldſand zu verwandeln, um eine Pflanzenwelt hervorzurufen, wo die Sträucher zu Bäumen werden, wo die Aeſte der Bäume wieder Bäume ſind und jeder einzelne Baum hundert andere Pflanzen auf ſich beherbergt und nährt, wo die Schlingpflanzen gleich Schiffstauen von einem Baume zum andern ranken und dem Wanderer den Weg verſperren; — um die größten, mächtigſten, ſtärkſten, furchtbarſten Thiere zu erzeugen, wo nicht bloß der Elephant ſeinen gewaltigen Rüſſel ſchwingt, ſondern auch die Hyäne ſchreit, der Schakal heult, der Löwe brüllt, wo der Panther lauſcht und die Katze ſchleicht: ſo hat ſie auch den ſchwarzen Menſchen, welche dieſes Land bewohnen, eine mächtige Energie verliehen, hat ſie mit Glanz und Reichthum umgeben, mit Heldenmuth begabt. Aber es iſt eine furchtbare Größe und ein ſchrecklicher

---

*) Miſſion der engliſch-afrikaniſchen Compagnie von Cape Coaſt-Caſtle nach Aſhantee, von T. Edward Bowdich, Esq. (Cape Coast [ſprich Kehp Kohſt] iſt die Hauptniederlaſſung der Engländer an der Goldküſte. In neueſter Zeit machten die kriegeriſchen Aſhantees einen furchtbaren Ausfall auf die engliſche Beſitzung, welcher dieſelbe ihrem Untergange nahe brachte.)

Glanz, es ist ein wilder Muth und eine rohe thierische Kraft, was in diesen Menschen lebt. Vor den Prachtschauspielen, die sie dem Europäer darbieten, schaudert dieser zurück, gleichwie ihm nicht wohl wird bei der üppigen Schönheit dieser Natur. Die Vögel haben das glänzendste strahlendste Gefieder, aber sie schreien nur zornig und böse, kein lieblicher Sänger entzückt den Wanderer unter dem Schatten eines Baumes. Die Todtenstille, die am Tage, vorzüglich von zehn bis drei Uhr herrscht, ist auffallend, es ist, als ob rings umher Alles ausgestorben wäre. Zwar erwacht die ganze Natur gegen Abend zu desto regerem Leben, und von den Waldungen, Gebüschen und Feldern hört man die verschiedensten Töne, aber keinen wohlthuenden, erquickenden Laut: es ist das Geschrei der Wildniß.

— Die Hauptstadt und Residenz heißt Komassie und ist eine ziemlich große Stadt. Jede ihrer langen, hier und da mit Bäumen besetzten Straßen hat in der Mitte einen Hügel, auf den ein Stuhl für den König gesetzt wird, wenn es diesem einmal einfällt, in einer Straße seinen Palmwein zu trinken. Hinter dem Marktplatz ist ein kleines Gehölz, das die Leichen der geopferten Menschen aufnimmt, eine willkommene Speise für die Geier, welche es bei Tage umflattern, und für die Schakals und Hyänen, die es des Nachts besuchen.

* * *

Um 2 Uhr Nachmittags des Jahres 1817 hielten wir (so erzählt unser Reisender), unter einem Fetisch oder Opfer eines todten Schafs, das in rothe Seide gehüllt und zwischen zwei hohen Stangen aufgehangen war, unsern Einzug in die Hauptstadt des Landes. Ueber 5000 Menschen, größtentheils Krieger, kamen uns mit einer fürchterlichen kriegerischen Musik, die durch ihr Gemisch noch mißtönender wurde, entgegen; denn Hörner, Trommeln, Klappern und andere Instrumente wurden alle mit einem Eifer in Bewegung gesetzt, der an Raserei grenzte, um so durch den ersten Eindruck auf uns zu wirken. Der Rauch, der uns von dem unaufhörlichen Abschießen der Musketen umgab, beschränkte unsere Aussicht auf das Nächste, und wir mußten Halt machen, während die Hauptleute in einem von ihren Kriegern gebildeten Kreise ihren pyrrhichischen Tanz ausführten; eine Menge englischer, holländischer und dänischer Flaggen wurden nach allen Richtungen hin geschwenkt, indem ihre Träger von einer Seite zur andern sprangen und sich mit einem leidenschaftlichen Enthusiasmus bewegten, der nur von dem der Hauptleute, die ihnen folgten, übertroffen wurde, die ihre glänzenden Flinten in solcher Nähe abschossen, daß die Flaggen oft im Feuer zu stehen schienen; und erblickte man sie selbst aus dem Rauche heraus, so glichen sie mit ihren Gebehrden und Verzerrungen den Wahnsinnigen. Ihr Gefolge fuhr beständig fort zu feuern. Die Kleidung der Hauptleute war ein Kriegshut mit vergoldeten, vorn herausstehenden Widderhörnern, der nach beiden Seiten durch einen unverhältnißmäßig großen Busch von Adler-

federn sich ausbreitete und unter dem Kinn mit Bändern befestigt war. Die Weste war von rothem Zeuge, mit Fetischen und Saphies*) in Gold und Silber bedeckt; gestickte Scheiden und Futterale, beinahe von allen Farben, die ihnen, wenn sie sich bewegten, an den Leib schlugen, und mit kleinen ehernen Schellen, Hörnern und Schwänzen von Thieren, Muschelschalen und Messern abwechselten. Lange Leopardenschwänze hingen vom Rücken herab, an einem kleinen mit Fetischen bedeckten Bogen befestigt. Sie trugen leichte baumwollene Matrosenbeinkleider mit ungeheuern Stiefeln von grobem rothen Leder, die bis auf den halben Schenkel hinaufreichten und durch kleine Ketten an ihren Leibgurt befestigt waren. Auch diesen hatten sie mit Schellen, Pferdeschwänzen, Amuleten und unzähligen Stückchen Leder ausgeputzt. Ein kleiner Köcher vergifteter Pfeile hing von ihrem Handgelenk herab, und zwischen den Zähnen hielten sie eine lange eiserne Kette, an deren Ende ein Stück Papier mit maurischen Schriftzügen befestigt war. In der linken Hand trugen sie einen kleinen, mit rothem Zeuge überzogenen Speer, woran einige seidene Troddeln befestigt waren. Die schwarze Farbe ihrer Haut erhöhte noch die Wirkung ihres Putzes und vollendete den Eindruck einer unmenschlichen Gestalt.

Diese Vorstellung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, ehe es uns gestattet wurde, von Kriegern umgeben, weiter zu gehen, und zwar des Volksgedränges willen in der langsamsten Bewegung. Die verschiedenen rechts abgehenden Straßen waren voll gedrängt von Menschen, und da die zur Linken an einer Anhöhe hinliefen, so erhoben sich unzählige Reihen Köpfe übereinander. Die breiten offenen Hallen der Häuser waren gleich den vordern Seiten der Schaubühnen bei kleinen Theatern mit Frauen und Kindern der vornehmern Classe angefüllt; Alle voll Ungeduld, zum ersten Mal weiße Männer zu sehen. Ihre Ausrufungen verhallten bei dem Schießen und der Musik, aber ihre Gebehrden trugen das Gepräge der ganzen Scene.

Als wir ungefähr eine halbe (englische) Meile von dem Orte, wo wir zuerst die Stadt betreten hatten, den Palast erreichten, machten wir wieder Halt, und durch eine offene Reihe gingen die Träger, um Geschenke und Gepäck in dem uns angewiesenen Hause niederzulegen. Hier erfreute uns der Anblick einiger Caboceers**), die mit ihrem Gefolge vorbeizogen, und die Pracht dieses Schauspiels setzte uns abermals in Erstaunen. Musiker mit Hörnern und Flöten, geübt zusammen zu blasen, schienen durch ihre wilden Melodien unsere Ohren ergötzen zu wollen, während sehr große Sonnenschirme, die durch ihre Träger auf- und zugezogen wurden, und große überall um uns her sich bewegende Fächer bei der brennenden Sonnenhitze,

---

*) Saphies sind Stückchen Papier mit maurischen Schriftzügen, und dienen als Amulete, um Unglück abzuwenden.

**) Ein Name, den man den Häuptlingen und vornehmsten Personen in diesem Theile Afrikas giebt.

bei Wolken von Staub und einer beinahe erstickenden Luft uns Kühlung zufächelten. Mit demselben Leichenschritte wurden wir dann noch eine Straße hinaufgequetscht zu einem nach der Vorderseite zu offenen Hause, wo ein Bote des Königs uns bat, eine fernere Einladung desselben abzuwarten. Hier wurde unsere Aufmerksamkeit zu einem höchst unmenschlichen Schauspiel hingelenkt, das wahrscheinlich den Prunk des Aufzugs erhöhen sollte. Es war ein Mann, der vor seinem Opfertode gepeinigt wurde. Seine Hände waren auf den Rücken gebunden, durch seine Wangen hatte man ein Messer gesteckt, woran seine Lippen in Gestalt einer 8 befestigt waren; ein Ohr war abgeschnitten und wurde vor ihm hergetragen, während das andere nur noch an einem Stück Haut am Kopfe hing. In seinem Rücken hatte er mehrere Wunden, und unter jedem Schulterblatte stak ein Messer, Er wurde an einem durch die Nase gezogenen Stricke von Männern, die durch sehr große Mützen von zottigen schwarzen Häuten sich verunstaltet hatten, unter Trommelschlag fortgeführt. Leicht kann man sich die Gefühle denken, welche diese Barbarei in uns erregte. Bald befreite uns jedoch die Einladung, vor dem Könige zu erscheinen, von diesem schrecklichen Schauspiele, und wir kamen durch eine sehr breite, ungefähr eine Viertelmeile lange Straße auf dem Marktplatze an.

Unsere Erwartungen von dem Schauspiele, das nun kommen würde, waren mit jedem Schritt gesteigert worden, aber sie hatten uns keineswegs auf die Entwickelung einer Scene vorbereitet, die sich nun vor unsern Blicken entfaltete. Der Flächenraum von fast einer Meile war mit Menschen dicht besetzt und von einer nie gesehenen Pracht erfüllt. Der König, seine Vasallen und Hauptleute strahlten aus der Ferne, umgeben von dem buntesten Gefolge, die wieder sämmtlich von einer Masse Krieger eingeschlossen wurden, welche den König für uns unzugänglich machen zu wollen schienen. Die Sonne strahlte mit einem Glanze, der ebensowenig als die Hitze zu ertragen war, von den massiv goldenen Zierrathen zurück, die an allen Orten uns entgegenglänzten. Mehr als hundert Musikantentrupps ließen bei unserer Annäherung die Lieblingsstücke ihrer Hauptleute ertönen; Hörner schmetterten, Trommeln wirbelten, Metallbecken klirrten; dann war wieder Alles still und die langen Flöten mit ihren in der That lieblichen Tönen ließen sich hören. Wenigstens hundert sehr große Sonnenschirme oder Thronhimmel, die wohl 30 Personen schützen konnten, wurden dabei auf- und niedergezogen. Sie wären aus scharlachrothen, gelben und den hellsten seidenen Stoffen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, gemalten Elephanten, Pelikanen, Waffen von Gold u. s. w. geziert, auf die verschiedenste Weise geformt und ausgezackt und zur Seite mit herabhängenden Zierrathen versehen. Einige wenige waren mit Leopardenhäuten überzogen und mit natürlichen ausgestopften Thieren besetzt. Die Staats-Tragsessel waren gleich Wiegen hinten höher, und die Stangen lagen auf den Häuptern der Träger; Sitz und Kopfkissen waren mit karmoisinrothem Taffet überzogen,

und die reichsten Zeuge hingen an den Seiten herab. Des Königs Boten mit goldenen Brustplatten machten uns Platz, und wir begannen, indem Bambusröhre und englische Flaggen vor uns hergetragen wurden, unsere Runde. Bei jedem Caboceer standen wir still, um ihm die Hand zu reichen, welches uns lange genug aufhielt, um ihre Zierrathen näher in Augenschein nehmen zu können.

Die Caboceers sowohl als ihre vornehmsten Offiziere und Diener trugen Ashantee-Kleider von fremder, kostbarer Seide, von allen möglichen Farben und Mustern; sie waren unglaublich groß und schwer, und wurden wie die römische Toga über die Schulter geworfen getragen. Ihre Schläfe umgab ein kleines seidenes Netz, und an künstlich gearbeiteten Halsbändern von massivem Golde hingen theuer erkaufte maurische Zaubersprüche in kleinen viereckigen Gehäusen von Gold, Silber und seltsamer Stickerei. Einige trugen auch Halsbänder, die bis in die Mitte des Körpers hinabreichten, von Agriessteinen*). Ein Band von Gold und Perlen umgab das Knie, von dem einige ähnliche Schnüre herabhingen. Kleine goldene Reifen, woran Goldmünzen, Ringe und Thiergestalten waren, lagen fest um die Knöchel. Ihre Sandalen waren von rothem, grünem oder weißem feinen Leder; Armbänder und unbearbeitete Stücke Gold, die so schwer waren, daß sie die Hand auf einen Knaben stützen mußten, welcher, durch seine Schönheit ausgezeichnet, bei solchen Gelegenheiten ihren Pagen macht, hingen von ihrem linken Armgelenke herab. Goldene und silberne Rohre und Bambusstäbe blendeten das Auge von allen Seiten. Wolf- und Widderköpfe, massiv aus Gold gegossen, befanden sich an den goldenen Griffen der Schwerter, die in großer Menge zu ihrer Seite hingetragen wurden; die Klingen hatten die Gestalt von runden Sicheln und waren vom Blute gerostet; die Scheiden waren von Leopardenhäuten oder der Haut eines Fisches, die wie Chagrin aussah. Die großen Trommeln, die ein Mann auf dem Kopfe trug und zwei andere schlugen, waren mit den Schenkelknochen von Feinden behangen und mit Schädeln geschmückt. Auf den mit Leopardenhaut bezogenen Pauken kratzte man mit naßgemachten Fingern. Die Handgelenke der Tambours waren mit Schellen und wunderlich geformten Stücken Eisen behangen, welche laut klingelten, während sie schlugen. Kleinere Trommeln umgaben an Streifen rothen Zenges den Hals; die Hörner (Zähne von jungen Elephanten) waren am Mundstück mit Gold verziert und mit menschlichen Kinnbacken geschmückt. Die Stühle der Vornehmsten waren von schwarzem Holze mit eingelegter Arbeit von Elfenbein und Gold; dahinter standen ihre schönsten Jünglinge, mit breiten Gürteln von Leopardenhaut, mit Muschelschalen bedeckt und voll kleiner Messer in goldenen

*) Heilig gehaltene Steine, die aus Benin kommen, nach Einigen im Leibe der Schlangen entstehen, und eine gewisse Zauberkraft haben. Sie sind von verschiedener Farbe; wer aber einen findet, ist eines ununterbrochenen Glückes gewiß.

und silbernen Scheiden; die Griffe waren von blauem Achat. Patrontaschen von Elephantenleder, auf gleiche Weise verziert, hingen bis auf die Erde; ein großes Schwert mit goldenem Griff, an der linken Schulter befestigt, und seidene Schärpen und Roßschweife, gewöhnlich von weißer Farbe, hingen von den Armen und Westen herab. Ihre langen dänischen Musketen waren in kleinen Zwischenräumen mit goldenen Reifen, so wie die Schäfte mit Muscheln verziert. Schön gewachsene Mädchen standen mit silbernen Becken hinter dem Rücken einiger Häuptlinge. Die Krieger saßen neben ihnen auf dem Boden und so dicht an einander, daß wir nicht durchkonnten, ohne auf ihre Füße zu treten, was ihnen jedoch ganz gleichgiltig zu sein schien.

Plötzlich wurden wir durch den Anblick von Mauren*), die ganz anders gekleidet waren, überrascht. Es waren ihrer siebzehn, und sie schienen sämmtlich zu den Vornehmsten zu gehören, denn sie hatten Mäntel von weißem Atlas, durch Stickerei reich verziert; Hemden und Beinkleider waren von Seide, und ein sehr großer Turban von weißem Mousselin war mit einer Kante von verschiedenartigen Steinen besetzt. Ihre Begleiter trugen rothe Turbans, und lange weiße Hemden trugen sie über ihren weiten Beinkleidern, die von dunkelblauem Zeuge waren. Langsam erhoben sie, als wir vorübergingen, ihre Augen vom Boden und sahen uns mit einem höchst boshaften hämischen Blick an.

Ein heftiges Blasen der Hörner, ein betäubendes Wirbeln der Trommeln und das vollere Concert aller Instrumente gab uns kund, daß wir dem Könige nahe wären; wir gingen jetzt vor den Hauptoffizieren seines Hofstaates vorüber. Der Kammerherr, der Goldhornbläser, der Capitän der Boten, der Befehlshaber bei den Hinrichtungen, der über Kauf und Verkauf gesetzte Capitän, der Aufseher über den königlichen Begräbnißplatz, das Oberhaupt der Musikanten — Alle saßen da, umgeben von einem Gefolge und einem Glanze, der von der Würde und Wichtigkeit ihrer Aemter zeugte. Hinter dem Koch stand eine Menge kleiner Gerichte, die mit Leopardenfellen zugedeckt waren, und eine große Menge massives Silbergeschirr war vor ihm aufgestellt, Punschnäpfe, Schwenkkessel, Kaffeekannen, Deckelkrüge und ein sehr großes Gefäß mit schweren Griffen und Klauenfüßen, welches wahrscheinlich Weihrauch enthielt. Auf einem dieser Gefäße bemerkte ich eine portugiesische Inschrift.

Der Scharfrichter, gleichfalls in der nächsten Nähe des Königs, ein Mann von ungeheurer Größe, trug ein massiv goldenes Beil auf der Brust; den Armensünderstuhl trug man ihm vor, fast ganz mit geronnenem Blute beschmiert.

---

*) Die arabischen Bewohner des nördlichen Afrikas, welche nach dem Innern Afrikas durch Karavanen Handel treiben. Der Handelsneid machte ihnen die Engländer zu unwillkommenen Gästen.

Des Königs vier Dolmetscher umgab eine Pracht, die alles schon Gesehene übertraf, und ihre besondern Insignien, goldene Bambusstäbe, oben in Bündel zusammengebunden, standen um sie herum.

Der Schatzmeister vermehrte die Pracht seines Anzuges noch durch Auslegung seines ganzen Geschirrs; Schüsseln, Büchsen, Wagschalen, Gewichte waren alle von gediegenem Golde.

Endlich standen wir dem Könige gegenüber, und berührten seine Hand. Seine Haltung zog meine ganze Aufmerksamkeit an. Angeborene Würde bei Fürsten, die wir Barbaren nennen, schien mir der Aufmerksamkeit doppelt werth. Seine Manieren waren seinem Stande angemessen und doch sehr herablassend. Obwohl sein Erstaunen groß sein mochte, so verlor er doch nicht einen Augenblick die Haltung des Monarchen. Er schien etwa 38 Jahre alt zu sein und zur Corpulenz geneigt. Um seine Schläfe trug er ein Stirnband von rothen Korallenkugeln, um den Hals ein Band von goldenen Mispelschalen, die am breitesten Ende aufgereiht waren, und über seine rechte Schulter eine rothe seidene Schnur, woran drei in Gold gefaßte Saphirs hingen. Seine Armbänder waren das reichste Gemisch von Korallen und Gold, und seine Finger ganz mit Ringen bedeckt. Sein Kleid war von dunkelgrüner Seide. Ein ausgezacktes Diadem war mit weißer Farbe auf seine Stirn gemalt, sowie auf jede Schulter eine Art von Epauletts, und auf der Brust trug er, ebenfalls weiß gemalt, eine aufgeblühte Rose. Seine Kniebänder bestanden aus rothen Korallen und seine Knöchelbänder aus einem goldenen Schmuck der feinsten Arbeit, woran sich kleine Trommeln, Becken, Stühle, Schwerter, Flinten und Vögel dicht aneinander reihten. Seine Sandalen von weißem Leder hatten Querbänder von erhabener Arbeit, mit Saphirs in kleinen goldenen und silbernen Einfassungen. Er saß auf einem niedrigen, reich mit Gold verzierten Stuhl und hatte ein paar goldene Castagnetten an seinen Fingern und Daumen, durch deren Zusammenschlagen er Stillschweigen gebot. Die Wachen dicht hinter seinem Stuhl waren reich mit Goldzierrath versehen, vor Allem der Eunuch, welcher den Oberbefehl über die Dienerschaft führte. Der königliche Thron, mit Gold fast bedeckt, stand unter einem glänzenden Schirme, von welchem die verschiedensten Instrumente und Trommeln, alle aus Gold, herabhingen.

Wir setzten unsern Zug durch diesen blendenden Kreis fort, der bis zuletzt uns eine Mannichfaltigkeit darbot, die weit über alle Beschreibung und Erinnerung geht. So viel neuer, noch nie gesehener Glanz ließ uns die Hitze, den Staub und das Gedränge fast ganz vergessen. Dennoch waren wir erschöpft, als wir das Ende erreichten und man uns nun ersuchte, unter einem Baume Platz zu nehmen, um die Höflichkeiten Aller wieder zu empfangen.

Der ganze Aufzug ging nun zum zweiten Mal an uns vorüber. Abermals erhob sich das Getöse der kriegerischen Instrumente, unterbrochen von

den kurzen sanften Tönen der Flöten. Die bunten Thronhimmel schienen in der Ferne zu tanzen, und indem sie auf- und niedergezogen wurden, kamen sie näher und näher. Flaggen und Paniere wehten dazwischen, und die Oberhäupter saßen, zwischen Schaaren von Musketieren, hoch auf ihren Tragbahren. Sie stiegen ab, als sie bis auf 30 Schritte zu uns herangekommen waren. Ihre vornehmsten Capitäns gingen voran, mit gezogenen Säbeln; eine Schaar Soldaten folgte mit umgekehrten Waffen, dann kamen die einzelnen Musikchöre. Der Oberbefehlshaber mit einer kleinen Leibwache, die ihn dicht umgab und unter demselben Sonnenschirme Schutz fand, wurde von den Händen seiner Lieblingssklaven, welche die Mitte des Leibes umfaßten, fast ganz getragen, während die Hauptleute sich ihm näherten und ihm seine Kriegsthaten und Beinamen ins Ohr schrieen, was hinter und vor ihm von Stentorstimmen wiederholt wurde. Alte Hauptleute von zweitem Range wurden auf den Schultern eines starken Sklaven getragen. Einen anziehenden Anblick gewährten aber die noch unmündigen und jungen Caboceers, von denen viele nicht über fünf oder sechs Jahre alt waren, und, mit Schmuck überladen, auf dieselbe Weise unter einem Thronhimmel getragen wurden, umgeben von allem Pomp ihrer Vorgänger. Eine Menge Fetischmänner oder Priester drehten sich im Vorübergehen mit erstaunlicher Geschwindigkeit im Kreise herum. Ihre Gebehrden hierbei waren so verschieden als ihr Schmuck; Einige tanzten mit Gauklersprüngen vorüber, Andere mit einer Haltung, als forderten sie zum Kampfe heraus. Ein ausgezeichneter Caboceer tanzte einige Minuten lang vor uns den Kriegstanz mit einem langen Speer, welcher bei jedem Sprunge, den er that, ganz nahe an uns vorbeistreifte. Die größere Menge ging in Ordnung und mit Würde an uns vorüber; Einige ließen eine Sandale, Andere beide fallen; Einige drehten sich auch, nachdem sie Jeden von uns mit der Hand berührt hatten, im Kreise herum. Die Mauren beehrten uns dießmal, wie es schien, mit einem Segen. Obwohl des Königs Boten den Zug fleißig antrieben, so wurde es doch beinahe 8 Uhr, ehe der König selbst herankam.

Es war eine schöne sternhelle Nacht, und die Fackeln, die man vor Seiner Majestät hertrug, machten den Glanz seines Aufzugs noch feierlicher. Er hielt an, um zum zweiten Male nach unserm Namen zu fragen und uns eine gute Nacht zu wünschen. Seine Anrede war mild und bedächtig. Ihm folgten seine Muhmen, Schwestern und andere weibliche Verwandte, alle mit goldenen Halsketten geschmückt. Noch waren wir aber des Zwanges der Ceremonien nicht ledig, denn es kamen neue Schaaren von Kriegsleuten mit ihren Befehlshabern; wir schätzten die Zahl des an uns vorbeigezogenen Heeres auf 30,000 Mann. Endlich erschienen die sehnlichst erwarteten Boten, um uns in unsere Wohnung zu geleiten.

Aberglauben und daraus entspringende Unmenschlichkeit.

Die Sage der Neger von dem Buche und dem Kürbis wird bei den Ashantees also erzählt.

Im Anfange der Welt schuf Gott drei weiße und drei schwarze Männer mit eben so viel Weibern. Er beschloß, damit sie sich künftig nicht beschweren möchten, sie Gutes und Böses selbst wählen zu lassen. Eine große Schachtel oder Kürbis wurde auf den Boden gesetzt, mit einem versiegelten Stück Papier daneben. Gott ließ die schwarzen Männer zuerst wählen; diese nahmen die Schachtel, in der Erwartung, daß sie Alles enthalten würde; aber beim Oeffnen zeigte sich nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und einige andere unbekannte Metalle. Als die weißen Männer das Papier öffneten, sagte es ihnen Alles, und sie wurden weise. Gott ließ die Schwarzen im Walde und führte die Weißen nach der Wasserseite zu, an die Westküste von Afrika. Er kam nun mit ihnen jede Nacht zusammen, lehrte sie ein Schiff bauen, das sie in ein anderes Land führte, von wo sie nach langer Zeit mit den verschiedensten Waaren beladen zurückkehrten, um mit den Schwarzen, die das erste Volk hätten sein können, wofern sie das Papier gewählt, Tauschhandel zu treiben.

Da nun der Universalgott zürnt, so wenden sich die Neger an die untern Gottheiten, die Fetische, denen sie eine große Macht zutrauen, und die ihre Sachen bei dem obersten Gotte vermitteln. Diese untergeordneten Gottheiten wohnen in gewissen Flüssen, Wäldern oder Bergen. Sie werden in dem Maße verehrt, als ihre oft sehr zweideutigen Orakel in Erfüllung gehen. Der jetzige Lieblings-Fetisch der Ashantees ist der des Flusses Tando.

Der König, die Caboceers und die vornehmen Classen kommen nach ihrem Tode zu der obersten Gottheit und setzen dort das prunkvolle üppige Leben fort, das sie auf Erden hatten. Darum werden bei der Leichenfeier eine gewisse Anzahl von Menschen beiderlei Geschlechts getödtet, um den Verstorbenen zu begleiten, seinen Rang zu verkünden und für sein Vergnügen zu sorgen.

Die Geister der untern Volksclassen wohnen in den Häusern der Fetische (Tempel), in einem Zustande träger Erstarrung, welcher sie für die Plagen des Lebens belohnt, und ganz den Gefühlen eines Negers angemessen ist. Die Geister, welche sich in diesem Leben durch Weisheit ausgezeichnet haben, werden nach dem Tode mit einem Blick in die Zukunft begabt und angewiesen, auf das Leben der Sterblichen, die den Fetisch anerkennen, Acht zu haben und ihnen zu rathen. Diejenigen, deren ungeheuere Verbrechen die Sühne der Leichenfeier zu nichte machen, oder die aus Nachlässigkeit derselben beraubt waren, sind verurtheilt, im Dunkel der Wälder zu hausen, von wo sie sich zuweilen in ihre frühern Wohnungen zurückschleichen. Die, welche die Leichenfeier ihrer Familie ver-

nachlässigt haben, werden von den abgeschiedenen Geistern gequält und beunruhigt.

Es giebt zwei Classen von Fetischmännern (Priestern). Die erste wohnt bei dem Fetisch, der ein kleines rundes Haus hat, das gewöhnlich in einiger Entfernung von der Stadt aufgebaut wird. Diese Priester befragen das Orakel — den Fetisch — über das künftige Schicksal eines Staates oder eines einzelnen Menschen, sagen die empfangene Antwort wieder, und fordern die hörenden Geister vor, die ein Glied der Familie gern befragen möchte.

Die untere Classe der Fetischmänner geht ihren gewöhnlichen Lebensbeschäftigungen nach, wohnt den Festen und abergläubischen Ceremonien bei, und man gebraucht sie wie die Wahrsager oder Geisterbeschwörer in Europa; besonders bei Diebstählen, wo sie durch ein geheimes Spionirsystem nach langem Widerstande, der oft so weit geht, daß sie sich weigern, den Schuldigen zu entdecken, gewöhnlich glücklich sind. Die Gebräuche bei diesen Zaubereien bestehen darin, daß sie einige lederne Riemen und Lumpen hinter dem Rücken zusammenknüpfen, verwirren und wieder auseinander wickeln.

Die Oberpriesterwürde ist in den Familien erblich, wie im alten Aegypten; der uneheliche Stand ist nicht vorgeschrieben; auch das Eigenthum erbt fort. Die untere Priesterclasse wird häufig durch die vermehrt, welche erklären, daß der Fetisch sie plötzlich ergriffen hat, oder über sie gekommen ist, und welche, nachdem sie sich einer harten Behandlung unterworfen haben, zuletzt anerkannt werden. Die Fetischweiber, welche man gewöhnlich bei Krankheiten zu Rathe zieht, da sie eine vollkommene Kenntniß der giftigen und heilsamen Kräuter und Rinden haben, haben Aehnlichkeit mit den Druiden der alten Gallier.

Ein Sklave, welcher sich in den Tempel flüchtet, kann sich dem Fetisch weihen; aber durch Bezahlung von zwei Unzen Goldes und vier Schafen kann der Herr seinem entlaufenen Sklaven die Thür des Fetischhauses verschließen.

Die Hälfte der dem Fetisch dargebrachten Gaben wird, wie man sagt, in den Fluß geworfen; die andere Hälfte gehört den Priestern. Des Königs Opfer besteht gewöhnlich aus zehn Unzen und drei bis vier Sklaven; das eines armen Unterthans aus einigen Loth Goldes.

Jede Familie hat verschiedene Hausfetische, welche die Priester ihr geben, und die den Penaten der Römer entsprechen. Einige sind hölzerne Figuren, andere von willkürlichen Formen und Stoffen. Auch Thiere werden als Fetische verehrt; darum essen einige Familien nie Rindfleisch, andere enthalten sich des Schweinefleisches. Geflügel und Rinder sind die Fetische der königlichen Familie und werden von dieser nie gegessen*).

---

*) Die Staaten an der Seeseite verehren mancherlei Thiere als Fetische. Zu Accra wird die Hyäne als Fetisch verehrt, zu Dix-Cove und Anamaboe das

In Ashantee ist kein besonderer Fetischtag, wie an der Küste, wo es der Donnerstag ist, an welchem Niemand weder fischen, noch pflanzen, noch sonst arbeiten darf. Die Familien feiern verschiedene Tage der Woche als ihren Fetischtag, wo sie von der Arbeit ruhen, sich des Palmweins enthalten und weiße Kleider tragen.

Wenn die Einwohner von Ashantee trinken, gießen sie zuvor einige Tropfen auf den Boden zum Opfer für den Fetisch; und wenn die Herren von ihren Stühlen aufstehen, sind die Sklaven gleich bei der Hand, einen Fetisch auf den verlassenen Sitz zu stellen, um zu verhindern, daß der Teufel, den sie sich weiß denken, sich nicht auf ihres Herrn Platz schleiche.

Der auffallendste Aberglaube der Ashantees ist ihr Vertrauen auf die Fetische oder Amulete, die sie toller Weise von den Mauren kaufen, indem sie fest glauben, daß sie dadurch im Kriege unverletzlich und unüberwindlich werden, die Hand des Feindes lähmen, seine Waffen zertrümmern, den Lauf der Kugeln abwenden und alle Uebel lindern können. Der König bezahlt oft einen Fetisch mit 30 Sklaven.

Das Ableben einer Person wird, nach ihrem Range oder dem Reichthum ihrer Familie, durch eine Musketensalve kund gethan. Im Augenblicke sieht man eine Menge Sklaven aus dem Hause stürzen und nach dem Walde zu laufen, indem sie sich schmeicheln, daß die hintersten oder die, welche noch im Hause ergriffen werden, zu Opfern dienen, wofern sie sich nur bis nach der Feier versteckt halten können. Der entseelte Körper wird mit schönen seidenen goldbesetzten Kleidern angethan und auf einem Bette ausgestellt. Ein oder zwei Sklaven werden an der Thür des Hauses geopfert. Ich will die Leichenfeier von der Mutter des Quatchin Quoofin, eines der vier obersten Würdenträger, bei der wir am 2. August zugegen waren, beschreiben. Es war keineswegs eine große, wie bei dem Tode eines Gliedes der königlichen Familie; sie wird aber doch den richtigsten Begriff von diesen eben so glänzenden als barbarischen Ceremonien geben.

Kaum hatte die Verstorbene den letzten Seufzer ausgehaucht, als der König und seine beiden Minister, Quatchin Quoofin und Odumata, jeder ein junges Mädchen opferte, damit es ihr bis zum großen Opfer nicht ganz an Bedienung fehle. Das Gefolge, die Anhänger und Freunde der Familie schickten Beiträge an Gold, Pulver, Rum und Zeugen, die zur Lei-

---

Krokodil, und der Geier überall, aus augenscheinlichen Gründen, da er zur Gesundheit des Landes durch die Vertilgung des Aases so wirksam beiträgt. Ein Schwarzer, der zu Accra eine Hyäne tödtete, würde eine schwere Strafe auf sich ziehen. Ein Europäer ist genöthigt, ein Flaschenfutter voll Rum und ein Stück weißes Zeug, worein der Kopf des Thieres gewickelt und alsdann von den Eingeborenen begraben wird, als Ersatz zu geben. (Der Rum wird von den Eingeborenen leidenschaftlich geliebt.)

chenfeier bestimmt waren. Der König als Erbe *) gab das reichste Geschenk, den nächsten Verwandten ausgenommen, der den Stuhl und die Sklaven erbte. Der König schickte auch eine Summe Gold und einige reiche Kleider, die der Verstorbenen ins Grab mitgegeben werden sollten. Die Dienerschaft des Quatchin Quoosin gab etwas Gold und 24 Ellen Zeug. Man sagte mir, diese Beiträge wären ungewöhnlich klein, aber es geschehe auf Befehl des Königs, weil wegen des nahen Krieges das Pulver so viel als möglich geschont werden solle.

Wir gingen um 2 Uhr nach Assafoo; die Geier waren schon über zwei, kaum kalt gewordene, enthauptete Leichname her. Einige Haufen Weiber, im Ganzen wohl 100 an der Zahl, tanzten, indem sie die Verstorbene in den traurigsten, aber nicht unharmonischen Melodien lobten und beklagten. Wegen der großen Menge hörte man diese Klagetöne sehr weit. Andere Haufen trugen die reichen Stoffe und seidenen Zeuge der Verstorbenen in glänzenden ehernen Kesseln auf den Köpfen. Gesicht, Arme und Brust dieser Weiber waren mit rother Erde bemalt, als eine gräßliche Nachahmung Derer, denen es gelungen war, sich mit dem Blute der Opfer zu bestreichen. Das Gedränge war übermäßig groß. Hörner, Trommeln und Musketen, Heulen, Aechzen und Schreien betäubte unsere Ohren. Dann und wann sahen wir ein Schlachtopfer vorbeiziehen; die ungewöhnliche gräßliche Kleidung, so wie die frohlockende Miene Derer, die das Opfer umgaben, machte sie Teufeln ähnlich. In den Blicken der zum Opfer bestimmten Menschen sah ich mehr Apathie als Verzweiflung oder Bewegung. Die Oberhäupter und Hauptleute zogen von allen Seiten herbei, durch Musketenfeuer und besondere Fanfaren angemeldet, von denen uns manche bereits bekannt waren. Als der alte Odumata auf seinem Sessel vorbeigetragen wurde, hieß er uns, wohl auf ihn Acht zu haben, wenn er wieder zurückkehren würde, was uns einigermaßen vorbereitete. Jetzt wurde des Königs Ankunft auf dem Marktplatze gemeldet. Die Menge wälzte sich ungestüm dorthin, aber die Soldaten machten ohne Umstände überall Platz für den Zug. Quatchin Quoosin eilte vorüber, wie ein Wahnsinniger vor Freude tanzend und springend, trunken von der Schmeichelei seiner heulenden Begleiter. Die Schlachtopfer, mit großen Messern durch die Backen, sahen ihn gleichgiltig an; er aber blickte auf sie mit wilder Freude, die an Raserei grenzte. Bald darauf erschienen zum zweiten Male die Oberhäupter, die wir unlängst in ihrer dunkeln kriegerischen Kleidung hatten vorüberziehen sehen, in allem Glanz ihres Fetischputzes. Des alten Odumata's Kleid war ganz mit Fetischen bedeckt, die sämmtlich in goldenen und silbernen Ein-

*) Der König erbt das Gold seiner Unterthanen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten; gewöhnlich schenkt er aber das Fetischgold (in Bildern verarbeitet) und die Kleider dem Nachfolger des Stuhls, von welchem auch die Sklaven und übrigen Sachen des Verstorbenen unzertrennlich sind.

fassungen hingen. Die lebhaften Bewegungen dieser Männer paßten aber schlecht zu der Leichenfeier.

Wir gingen bis auf den Marktplatz mit. Der König und diejenigen Hauptleute, die nicht sehr genau mit Quatchin Quoofin bekannt waren, saßen unter ihren Thronhimmeln, mit ihren gewöhnlichen Ehrenzeichen und ihrem Gefolge, und bildeten einen Halbkreis, der wohl eine halbe (englische) Meile im Umfang haben mochte; die Krieger setzten den Kreis fort.

Dreißig Schlachtopfer, von ihren Henkern umgeben, deren schwarze zottige Mützen und Kleider sie mehr Thieren als Menschen ähnlich machten, wurden von der Menge nahe an den König herangedrängt. Die schon vorher beschriebenen Weiberhaufen zogen außerhalb des Kreises und sangen das Todtenlied. Rum und Palmwein flossen in Strömen, Hörner schmetterten und Trommeln rasselten zum Rasendwerden. Jetzt wurde eine Musketensalve nahe beim Könige abgeschossen, und das Schießen ging nun eine Stunde lang im Umkreise herum. Je angesehener der Todte ist, desto mehr Pulver darf verschossen werden.

Nach beendigtem Schießen traten die vornehmsten Frauen der Familie, fast alle hübsch gewachsen und von zierlicher Gestalt, zum Tanze hervor. Sie waren in gelbe Seide gekleidet, und um den Hals hing an einer Kette ein silbernes Messer. Eine hatte ein goldenes, eine andere ein silbernes Horn; einige waren als Fetischweiber gekleidet, und von diesen wurde über die Enkelin der Verstorbenen ein Schirm gehalten, während sie tanzte. Die Ashantees tanzen unter den benachbarten Völkern noch am besten.

Die Trommeln verkündigten nun die Hinrichtung der Opfer. Alle Anführer untersuchten sie nach der Reihe; ich saß aber nicht nahe genug, um zu sehen, warum. Die Henker balgten und drängten sich, um sie hinzurichten, und die Gleichgiltigkeit, mit der das erste arme Geschöpf, trotz der Schmerzen, die es von dem durch die Backen gestoßenen Messer erdulden mußte, zusah, war merkwürdig. Der nächste Henker riß dem andern das Schwert aus der Hand; die rechte Hand des Schlachtopfers wurde zuvörderst abgehauen, dann riß man es nieder und schnitt oder sägte vielmehr den Kopf ab. Die Qual wurde auf eine grausame Weise verlängert, obgleich ich nicht sagen will, daß es mit Fleiß geschah. Noch Zwölf wurden herbeigeschleppt; aber wir drängten uns mit Gewalt durch die Menge nach Hause. Andere Opfer, besonders weibliche, geschahen in dem Walde, wo der Leichnam begraben wurde. Es ist gewöhnlich, mit dem Blute eines freien Mannes „das Grab zu benetzen.“ Wenn nämlich alle Anhänger der Familie gegenwärtig sind, und die Köpfe der Schlachtopfer alle im Grabe liegen, so werden Einige arglos und eilig herbeigerufen, um den Steg oder Korb stellen zu helfen, und sobald dieser auf den Köpfen oder Schädeln steht, so betäubt ein Sklave einen von diesen Männern von hinten durch einen heftigen Schlag, stößt ihm dann einen Dolch in den Nacken, wälzt ihn über den Leichnam hinein, und das Grab wird sogleich geschlossen.

Eine Art von Carneval mit Schießen, Trinken, Singen und Tanzen wurde nun einige Tage lang in Assafoo gehalten. Die Anführer besuchten es gewöhnlich jeden Abend, oder schickten ihre Dolmetscher mit einem Geschenk an Rum oder Palmwein an Quatchin Quoofin; und man gab mir zu verstehen, daß ohne den nahen Krieg und die Nothwendigkeit, das Pulver zu sparen, acht große Festlichkeiten für diese Frau stattgefunden haben würden, und zwar wöchentlich eine; dann würde der König selbst in der letzten Woche gefeuert haben. Am letzten Tage ziehen alle Frauen, die nur einigermaßen mit der Familie in Verbindung stehen, und die in den ersten drei Tagen nach dem Tode Nichts essen dürfen, aber so viel Palmwein trinken können, als sie wollen, durch die ganze Stadt, indem sie allen Denen einen Dank absingen, die der Feier beigewohnt haben.

Beim Tode eines Königs muß jede Leichenfeier, die während seiner Regierung für Unterthanen gehalten wurde, von den Familien derselben wiederholt werden, — die Menschenopfer sowohl, als die anderen Feierlichkeiten, — um desto mehr die Begräbnißfeier des Monarchen zu verherrlichen, welche mit der ausschweifendsten Tollheit und Barbarei begangen wird. Die Brüder, Söhne und Neffen des Königs stellen sich, als wären sie verrückt, stürzen mit ihren Musketen hervor und feuern ohne Weiteres unter die Menge. Sogar Leute von Range werden ihr Opfer, wenn sie ihnen begegnen; auch wird ein Mord bei dieser Gelegenheit weder bestraft noch verhindert. Man kann sich eine solche Scene kaum vorstellen. Nur wenige der Vornehmeren wagen es, in den ersten zwei oder drei Tagen aus dem Hause zu gehen, machen sich's aber zur Gewissenssache, alle ihre Vasallen und Sklaven hinaus zu treiben, als die annehmlichste Vergütigung für ihre eigene Abwesenheit. Des Königs „Ocras," von denen gleich noch Näheres gesagt werden soll, hundert an der Zahl, nebst einer Menge von Weibern werden alle auf seinem Grabe ermordet. Man versicherte mich, daß die Leichenfeier des verstorbenen Königs drei Monate lang jede Woche wiederholt wurde, und daß jedesmal 200 Sklaven geopfert und 25 Fäßchen Pulver verschossen wurden.

Die Ocras zeichnen sich durch einen großen goldenen Reif aus, der ihnen vom Nacken herabhängt; manche von ihnen sind Lieblingssklaven, manche sind Leute aus dem Volke, die sich ausgezeichnet haben und froh sind, für den König ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um durch ihn erhalten zu werden und von Prozessen frei zu sein. Einige wenige sind auch Verwandte des Königs und Männer von Range. Alle, die zu den beiden ersten Classen gehören, etwa zwei oder drei ausgenommen, von denen man weiß, daß ihnen der König Staatsgeheimnisse anvertraute, werden auf seinem Grabe geopfert.

Die Könige werden auf dem Kirchhofe zu Bantama begraben, und das heilige Gold mit ihnen; ihre Gebeine werden hierauf in einem Gebäude daselbst beigesetzt, dem gegenüber der größte eherne Kessel ist, den ich jemals sah. Er ist zu Opfern bestimmt, hat ungefähr 5 Fuß im Durch-

messer und vier kleine Löwen auf dem Rande. Hier sind Menschenopfer häufig und gewöhnlich, um die Gräber der Könige zu benetzen.

Die Leichname der Anführer führt die Armee oft lange mit sich herum, um sie bis zum Leichenbegängniß in der Heimath aufzubewahren; und so geschieht es auch mit angesehenen Empörern oder Feinden, um sie in der Hauptstadt auszustellen. Damit sich der Leichnam länger halte, wird er langsam über einem Feuer geräuchert.

Beim Einfalle der Fantis starb des jetzigen Königs Mutter, welche Regentin des Reichs war. Zu ihrer Leichenfeier schenkte der König selbst 3000 Schlachtopfer, wovon 2000 gefangene Fantis waren, und 25 Fässer Pulver. Die fünf größten Städte des Landes lieferten jede 100 Schlachtopfer und 20 Fässer Pulver, und die meisten kleineren Städte jede 10 Schlachtopfer und 2 Fässer Pulver.

Des Königs Schwestern dürfen sich mit jedem, auch dem ärmsten Unterthan verheirathen, wofern er nur hübsch ist. Stirbt aber die königliche Gattin vor dem Manne, so erwartet man von diesem, daß er sich selbst umbringt, es wäre denn, daß er von hohem Range und ebenbürtig wäre. Eben so ist auch der Mann verbunden, sich zu tödten, wenn das einzige männliche Kind stirbt. Wenn er zaudert, so wird er gebieterisch erinnert, daß er bald Denen nachfolgen solle, welche ihm in diesem Leben zu Glanz und Ehre verholfen hätten.

Die Fetischmänner, welche der Armee folgen, schneiden einigen Feinden das Herz aus, und nach vielen Ceremonien und Zaubersprüchen mit allerlei geweihten Kräutern essen alle Die, welche noch nie einen Feind zuvor getödtet haben, einen Theil davon; denn man sagt, wenn sie es nicht thäten, so würde ihre Kraft und ihr Muth im Geheimen durch die Geister der Gebliebenen gequält werden. Man vertraute mir, daß der König und seine Großen das Herz eines berühmten Feindes unter sich theilten; doch flisterte man sich dieß nur zu. Dagegen rühmten sich jene selbst, die kleineren Gebeine und Zähne der erschlagenen Monarchen bei sich zu tragen.

Wir sahen in der Hauptstadt mehrere verstümmelte Frauen; der einen fehlte die Oberlippe, der andern das rechte Ohr, einer dritten sogar die Nase. Auf unser Befragen theilte man uns mit, daß, wenn der Mann findet, daß seine Frau ihm untreu gewesen ist, er sie entweder auf der Stelle tödtet, oder wenn sie einen zu mächtigen Familienanhang hat, er ihr die Nase abschneidet und sie einem seiner Sklaven zur Frau giebt. Wenn eine Frau ein Geheimniß verräth, so kann sie darauf rechnen, die Oberlippe zu verlieren, und wenn sie eine heimliche Unterredung ihres Mannes behorcht und dabei ertappt wird, verliert sie ein Ohr.

Wie in allen diesen Ländern ist Vielweiberei gewöhnlich. Die Gesetze von Ashantee erlauben dem König 3333 Weiber, welche Zahl sorgfältig beibehalten wird, um ihn in den Stand zu setzen, denen, die sich auszeichnen und welchen er eine Gunst erweisen will, eine gewisse Anzahl zu schen-

ken. Jene Zahl ist aber eine mystische, heilige Zahl und darf nie überschritten werden. Manche von den Frauen wohnen in einem abgesonderten Theile des königlichen Krooms oder Landsitzes zu Barramang, mehrere noch in einem Kroom hinter dem Palaste, der mitten im Sumpfe ist, und die übrigen in zwei Straßen der Hauptstadt. Viele von ihnen bekommt der König in seinem ganzen Leben nicht zu sehen.

---

2. Das Klima von Kordofan.

Das Klima ist vorzugsweise in der nassen Jahreszeit sehr ungesund, und man findet dann keine Hütte, wo nicht wenigstens einige Kranke vorkämen, wogegen in der trockenen Jahreszeit wieder alle Krankheiten verschwinden. Dessenungeachtet leidet auch in dieser Zeit nicht nur der Mensch, sondern auch lebende Geschöpfe durch die überaus große Hitze. Trauernd weilt dann das Auge auf den öden, ausgebrannten Steppen, die als Trophäen des Sieges, welchen sie über die lebende Natur errungen haben, nichts als von der Sonne gebleichte Knochen von Menschen und Thieren aufzuweisen haben. Der Himmel ist während dieser ganzen Zeit, welche ungefähr acht Monate dauert, wolkenlos und rein, und die Hitze besonders in den Monaten April und Mai unerträglich. Von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags, wo das Thermometer 38, ja 40° R. im Schatten steht, ist es keinem athmenden Geschöpfe möglich, sich im Freien aufzuhalten. Alles, Menschen und Thiere, sucht Schatten, um sich vor der Gluth der Sonnenstrahlen zu schützen. Der Mensch sitzt während dieser Stunden wie in einem Schwitzbade, die Heiterkeit des Geistes schwindet dahin, und man ist beinahe unfähig, etwas zu denken. Stumpf und fast geistesabwesend stiert ein Jeder vor sich hin, und wendet trauernd seinen Blick nach irgend einem kühlen Plätzchen. Die Luft, die man einathmet, ist so heiß, als wenn sie aus einem glühenden Ofen herausströmte, und wirkt so auf die Nerven, daß man beinahe Mühe hat, ein Glied zu bewegen. Alle Geschäfte ruhen, und Alles liegt wie in einem Todtenschlafe, bis nach und nach die Sonne sinkt und eine kühlere Luft die Thiere und Menschen wieder zum Leben weckt. Doch sind die Nächte wieder so kühl, daß man sich gegen Erkältung hier mehr wahren muß, als selbst im nördlichen Europa, denn die Folgen sind öfters tödtlich. Der Tag und die Nacht sind mit einer fast unbemerkbaren Abweichung das ganze Jahr hindurch gleich, und wie in allen heißen Ländern giebt es keine Abenddämmerung, denn so bald die Sonne sinkt, wird es Nacht. Im Freien sieht man in der trockenen Zeit Alles öde und wüst, die Pflanzen verkohlen, die Bäume verlieren ihre Blätter und stehen wie Besen da; keinen Vogel hört man singen, kein Thier hört man im freudigen Gefühl seines Daseins sich ergötzen, Alles

verkriecht und verbirgt sich in den Wäldern und sucht Schutz gegen die schreckliche Hitze. Nur dann und wann sieht man einen Strauß im Flugschritte die wüsten Felder durchschneiden, oder eine Giraffe von einer Oase zur andern eilen. Doch erheben sich zuweilen in dieser Jahreszeit furchtbare Orkane, durch die Jeder, der noch keine solchen Naturerscheinungen erlebte, in das größte Entsetzen geräth. Sie bestehen in einem erstickend heißen Luftstrome, der von einer Gegend zur andern seinen Strich hält, und Alles, was ihm in den Weg kommt, verheert. Gewöhnlich ist die Atmosphäre dann grau und ganz mit feinem Sande geschwängert; die Sonne verliert ihren Glanz, es wird dunkel, so daß man kaum auf drei Schritte einen Gegenstand erkennen kann. Die Luft ändert sich plötzlich und wird gelblich, dann röthlich, die Sonne erscheint blutroth, der Wind saust, reißt Alles, was er fassen kann, Häuser, Zäune, Bäume mitsammt den Wurzeln aus dem Boden und dann mit sich fort, er deckt Sandhügel ab und wirft neue auf, kurz, es herrscht eine allgemeine Zerstörung.

Im Monat Juni tritt die nasse Jahreszeit ein und endet im Anfang Octobers. Es kann sich, wer diese Jahreszeit in den Tropenländern nicht erlebt, keinen Begriff von den Schlagregen machen, welche hier stattfinden. Gewöhnlich dauert ein solcher Regen nur eine Viertelstunde, selten länger, und nur äußerst selten wiederholt er sich in einem Tage, ja er setzt zwei, drei, zuweilen sechs Tage aus, und dieses ist nun die gefährlichste Zeit für Fremde sowohl als für Eingeborene; doch leiden nach der Aussage Aller die von weißer Hautfarbe immer mehr als die Schwarzen. Wie durch einen Zauber erwacht die Natur aus ihrem Todesschlafe, denn gleich nach dem ersten Regen fängt der Boden an zu grünen, die Bäume knospen wieder und nach und nach verbreitet sich ein Blumenteppich über das ganze Land. Einzelne Gegenden von Kordofan, welche etwas tiefer liegen, können in der That ein Paradies genannt werden. Alles steht da in voller Ueppigkeit, alle Bäume und Sträucher sind mit Blüthen und Früchten beinahe übersäet, so daß man das Land kaum erblickt. Das Gras erreicht eine solche Höhe, daß ein Reiter mit seinem Pferde darin verschwindet. Schlingpflanzen winden sich bis zum Gipfel der höchsten Bäume, die Pflanzen strotzen von Saft. Das Auge ergötzt sich an dem bunten Farbenspiel der Blumen, wie an dem mannichfaltigen Gefieder der Papagaien, Kolibris und anderer schönbefiederter Vögel, die durch ihren Gesang das Ohr bezaubern; wetteifernd erschallen die lieblichen melodischen Töne von den Zweigen, und ich konnte bald den Gesang der Nachtigallen und Lerchen meiner lieben Heimath vergessen. Doch diese Silbertöne sind nicht von langer Dauer; ihr Genuß ist zu süß, als daß er lange dauern könnte. Wie sich der Schleier der Morgendämmerung hebt, fängt das Singen an, die Töne werden stärker, je mehr das Licht sich verbreitet; ist aber die Sonne über den Rand der Wüste emporgestiegen, mit ihren Strahlen die Berge vergoldend, so verstummt ein Sänger nach dem andern und nur einzelne

Töne werden noch vernommen. Doch alsbald erscheinen Schwärme von Schmetterlingen und Insekten, welche das Auge mit dem schönsten Farbenspiel erfreuen; Giraffen, Antilopen und andere Vierfüßer weiden im Grase und freuen sich ihres Daseins.

Doch aller dieser Reiz schwindet bald, denn ohne es hindern zu können, wird durch die Einwirkungen des ungesunden Klimas die frohe Laune des Menschen verscheucht; es befällt ihn eine Bangigkeit, die alle Ruhe wegnimmt. Schwäche im Magen, Ekel vor allen Speisen, kurz die Vorboten einer Krankheit verleiden jeden Genuß, den die Schönheit der Natur gewähren könnte, und in Kurzem liegt man auf dem Krankenlager, welchem ein Fremder nie ganz entrinnt, und so weit die Erfahrung reicht, sind von den Europäern, welche diese Gegenden bereist und sich längere Zeit dort aufgehalten haben, nur wenige mit dem Leben davon gekommen; denn die aus den Morästen aufsteigenden Pestdünste, welche die ganze Luft schwängern, das ungesunde Trinkwasser, die feuchten Südwinde, welche die Nerven angreifen — Alles dieß vereint sich, den Faden des Lebens abzuspinnen, und wer da kann, eilt, das ungesunde Kordofan zu verlassen.

---

3. Sklavenjagden zu Kordofan*).

Gegen das Ende des Jahres 1838 wurde von dem ägyptischen Vicekönig an die Provinz Kordofan der Befehl ertheilt, 5000 Sklaven zu stellen. Die letzten Tage des Monats November 1838 setzte sich das hierzu beorderte Corps, bestehend aus 2400 Mann Infanterie, 750 Mann Mograbinen (Beduinen zu Pferd), 200 Mann irregulärer Cavallerie, 300 Dromedarreitern und 1200 Landeseinwohnern mit Schild und Lanze bewaffnet, begleitet von drei Kanonen, in Marsch. Dießmal erhielten bloß zwei Infanteristen zusammen ein Kameel, weil man die volle Zahl nicht so schnell auftreiben konnte und überdieß noch zum Fortbringen des Wassers, der Zelte u. s. w. eine große Anzahl erforderlich war. Lebensmittel und Schlachtvieh, sowie die nöthige Fourage für die Pferde wurde nur auf wenige Tage mitgenommen, indem man nach dieser Zeit durch Raub und Plünderung das Nöthige herbeizuschaffen hoffte. Ein Berg, welcher schon in den früheren Jahren durch die Truppe Mehemed Ali's sowohl als die räuberischen Bakara**) ohnedieß genug erlitten hatte und daher größtentheils entvölkert war, wurde zuerst aufgefordert, sich zu ergeben. Der Scheik kam auch sogleich in das Lager und lieferte sich mit allen seinen Untergebenen, bestehend in 196 Köpfen, an die Türken aus; er selbst erhielt die Freiheit und

*) Nach J. Pallme: „Beschreibung von Kordofan."
**) Hirtenvölker, südlich von Lobeid, der Hauptstadt von Kordofan.

ein Kleid zum Geschenk, den jungen Männern aber wurde die Scheba angelegt — ein junges Bäumchen von 6 bis 8 Fuß Länge und 2 Zoll Dicke, welches vorn eine Gabel behält, die dem Unglücklichen so an den Hals gebunden wird, daß der Stamm des Bäumchens nach vorn kommt, die Gabel selbst aber hinten am Halse mit einem Querholze geschlossen wird. Als diese Vorsichtsmaßregel genommen war, wurden die Sklaven nach Lobeid abgeführt. Man behandelte sie noch menschlich, und es fand kein Selbstmord unter ihnen statt, denn sie sahen das Unmögliche eines Widerstandes ein. Als aber bei den Truppen das Brod ausging, und bei dem armen Volke nur ein geringer Vorrath von Dochen*) aufgefunden wurde, sah man sich genöthigt weiter vorzurücken. Der nächste Berg wurde angegriffen; doch wie sahen sich die Soldaten in ihrer Erwartung betrogen, als sie Alles leer fanden. Die Einwohner, von der Ankunft des Zuges in Kenntniß gesetzt, hatten sich mit ihrem Vieh und allen ihren Habseligkeiten geflüchtet; nichts als die leeren Hütten standen da, welche man auch sogleich anzündete und mit Allem zerstörte, was sich noch darin vorfand. Nun ging es zu dem dritten Berge. Die Einwohner, fest entschlossen, um jeden Preis ihre Freiheit zu vertheidigen, und lieber den Tod zu erleiden, als sich in die Hände der Türken zu liefern, boten Alles auf, um einen hartnäckigen Widerstand leisten zu können. Das Dorf wurde gestürmt, der Sturm einigemal abgeschlagen, doch nach einem erneuerten Angriff endlich genommen. Allein schrecklich war die Scene, die sich nun dem Auge darbot. Von 500 Seelen, die das Dorf bewohnten, fand man bloß 188 am Leben. Alle Hütten waren mit Leichen von Jung und Alt erfüllt; wer nicht mit der Waffe in der Hand im Kampfe blieb, gab sich selbst den Tod, um der Sklaverei zu entgehen. Nachdem die Gefangenen abgeführt waren, wurde Alles geplündert, und die Leichen blieben unbeerdigt liegen. Welch ein trauriger Anblick für die Wenigen, die noch so glücklich waren, durch die Flucht diesem Unglück zu entkommen! Was fanden sie bei ihrer Rückkehr? Nichts als Schutt und Leichen. Da den Truppen Ruhe zu gönnen war, wurde ein Lager bezogen, und ein kleines Corps ausgesandt, um Lebensmittel zu requiriren. Ein solches Lager, welches fast jedesmal in einer ebenen Gegend aufgeschlagen wird, besteht aus einem unregelmäßigen Viereck, das mit Dornhecken, Gesträuchen, öfters auch mit Steinen eingezäunt wird und in welches man die reguläre Infanterie nebst dem Geschütz und Gepäck stellt. Die Cavallerie und Lanzenträger lagern außerhalb des Lagers. Von Ausstellung zweckmäßiger Vorposten und sonstigen taktischen Vorkehrungen weiß man gar nichts; man beschränkt sich bloß auf die Vertheidigung gegen einen Ueberfall, weil die Neger sehr oft des Nachts einen Angriff unternehmen, der bei der großen Sorglosigkeit den letzteren sehr verderblich werden könnte. Doch bleibt man gewöhnlich

*) Getreide.

nur eine kurze Zeit im Lager, was auch hier der Fall war; denn sobald sich die Soldaten ein wenig erholt hatten und einige Lebensmittel herbeigeschafft waren, wurden die Zelte abgebrochen und der Marsch gegen den nächsten Berg, welchen man angreifen wollte, fortgesetzt. Die Cavallerie war auf ungefähr eine halbe Stunde Entfernung vorausgesandt, um den Berg zu umzingeln. Als sie jedoch in die Nähe desselben kam, wurde sie von den Eingeborenen, die von der Ankunft der Türken bereits unterrichtet waren, angegriffen. Die Neger, sehr stark an der Zahl und bloß mit Schild und Lanze bewaffnet, brachen mit Ungestüm aus ihrem Hinterhalt hervor; mit einem furchtbaren Geschrei, welches von den ihre Männer begleitenden Weibern noch vermehrt wurde und dem Lu, lu, lu! der arabischen Weiber ganz gleicht, warfen sie sich auf die Feinde; hierdurch ganz außer Fassung gebracht und auch nicht Willens, den Angriff der Neger abzuwarten, kehrte die Cavallerie sogleich um und ergriff die Flucht; einer der Anführer der Beduinen, welcher ein sehr stetiges Pferd ritt, das nicht sogleich den andern folgen wollte, wurde umzingelt, er ergriff seine Flinte um solche gegen die ersten Angreifer abzufeuern, doch diese versagte, und bevor er von seinem Säbel Gebrauch machen konnte, ward er vom Pferde herabgerissen und sogleich getödtet. Keiner der Seinigen machte auch nur die geringste Miene, den Anführer zu retten; jeder war bloß auf seine eigene Rettung bedacht. Man darf jedoch diese Flucht nicht einer Feigheit der Beduinen zuschreiben; sie schlagen sich fast durchgehends gut, wenn nicht, wie es hier der Fall, ihr Interesse gefährdet wird. Theils durch List, theils durch ungeheuere Versprechungen, welche man jedoch nie erfüllt, werden diese Nomaden aus ihren heimathlichen Steppen gelockt und zu diesen Sklavenjagden verwendet. Außer ihrer Löhnung haben sie sonst nichts Anderes zu erwarten, als was sie sich selbst durch Raub und Plünderung verschaffen; trifft es sich übrigens, daß sie durch Zufall oder eigene Schuld im Kampfe ihre Pferde, die ihr persönliches Eigenthum sind, verlieren, so dürfen sie nicht darauf rechnen, von der Regierung Ersatz zu erhalten. Hat einer nicht die Mittel, sich selbst wieder ein Pferd anzuschaffen, so wird ihm wohl von der Regierung wieder eins verabfolgt, der Preis dafür jedoch von seiner eigenen gar nicht großen Löhnung, abgezogen, und er muß dann wohl ein ganzes Jahr lang und noch länger umsonst dienen. „Wie unklug" — so sagte mir der Scheik dieser Beduinen selbst, „wie unklug wären wir doch, wenn wir unsere Pferde der Gefahr aussetzen wollten, wobei für uns nichts zu gewinnen ist!"

Indessen hatte sich die Cavallerie wieder hinter dem Fußvolke gesammelt, und letzteres sollte, aber erst am folgenden Tage, den Angriff machen. Wäre dieser gelungen, so wäre auch das Blutbad fürchterlich gewesen, denn Alles wollte den gefallenen Scheik rächen. Doch dießmal stand es im Buche des Schicksals anders geschrieben. Sobald der folgende Tag anbrach, wurde die Infanterie zum Sturme geordnet und die Cavallerie zur

Reserve gestellt. Kein Feind zeigte sich, und man vermuthete, daß die Neger in ihr Dorf, welches an einem steilen Abhange gelegen war, sich zurückgezogen hätten, um sich dort zu vertheidigen. Man rückte also mit der größten Vorsicht gegen dasselbe vor; einige Kanonenschüsse gegen das Dorf gerichtet, thaten keine Wirkung. Alles blieb ruhig, doch plötzlich, als bereits das Vordertreffen den Fuß des Berges erreicht hatte und sich zum Sturme bereitete, brachen von allen Seiten die Neger hervor und suchten die Angreifer einzuschließen. Die Lage der letzteren war sehr kritisch, denn bloß den anzugreifenden Berg im Auge haltend, übersahen sie, daß noch zwei andere Berge, welche jenen flankirten, von einer eben so großen Anzahl Neger bewohnt waren, welche mit den Angegriffenen sich vereinigten und nun mit aller Macht sich auf die Infanterie herabwarfen. Kein Mann wäre entronnen, denn in einem engen Thale eingeschlossen, konnte die Infanterie sich kaum bewegen, und von der Cavallerie war keine Hilfe zu erwarten; Alles wäre verloren gewesen, da die Neger wie schwarze Wolken von den Bergen herabkamen und sich auf den Feind stürzten; mit einer beispiellosen Wuth rannten sie in den Kampf, achteten keine Schußwaffe, kein Bajonnett, und wußten ihre Lanzen geschickt zu gebrauchen. Doch der Commandant der ägyptischen Truppen, bei Zeiten die Gefahr erkennend, befahl sogleich den Rückzug, und nun floh Alles in wilder Unordnung aus dem Thale. Die Cavallerie blieb auch nicht stehen, und so machten die Truppen erst dann Halt, als sie sich außer dem Bereiche ihre Feinde befanden. An die Erneuerung eines Angriffs war nun nicht mehr zu denken; denn einmal geschlagen, kann Nichts auf der Welt diese Helden bewegen, abermals anzugreifen. Sie wissen auch wohl, daß die Neger, einmal im Vortheil, fast unüberwindlich werden, da die Gewehre mit den Bajonnetten gegen die Waffen der Schwarzen keine großen Vortheile bieten, indem, wie sich das oft gezeigt, diese wilden Bergbewohner nichts achten und sich blind in den Kampf stürzen. Ich selbst überzeugte mich einigemal von der Unerschrockenheit dieser Menschen.

Als die Truppen sich wieder gesammelt hatten und Alles in Ordnung war, wurde der Zug fortgesetzt, in einigen Tagen hatte man wieder mehrere Berge erobert und die Gefangenen nach Lobeid gesandt. Darauf nahm man die Richtung gegen eine von dem Nubagebirge etwas südlich gelegene Gegend, welche von einem anderen Stamme bewohnt wird. Dieser Stamm ist sowohl in Sprache als auch in Sitten von den Einwohnern Nubas verschieden. Man erkennt seine Angehörigen sogleich an den vielen messingenen Ohrringen, die sie nicht in den Ohrläppchen, sondern in dem oberen Theile des Ohres anbringen, wodurch dieser ganz herabgezogen wird und den unteren Theil bedeckt. Die Männer tragen fast durchgehends oberhalb des Kinns den Zahn von irgend einem Thiere in der Länge von 1½ bis 2 Zoll; sie stecken diesen Zahn schon in der Jugend durch ein Loch in der Haut und er wächst sodann mit dieser fest zusammen. In ihrer Lebens-

weise sind sie von den übrigen Negern sehr wenig unterschieden, doch auffallend ist es, daß sie bei dem Essen die Speisen nicht so wie die Türken, Araber und Neger mit den Fingern ergreifen, sondern sich hierbei einer Muschel oder eines Stückchen Holzes in der Form eines Löffels bedienen. Das Dorf dieses Stammes, auf einem äußerst vortheilhaften Punkte des Berges gelegen, war schwer zu erstürmen, und so beschloß der Commandant, um keinen Verlust zu erleiden, den Berg einzuschließen und die Neger durch Durst zur Uebergabe zu zwingen, indem es bekannt geworden war, daß die Gegend kein Wasser habe. Acht Tage lang dauerte die Belagerung, und wie man später erfuhr, hatten die armen Belagerten, die sich zu einer Vertheidigung nicht stark genug fühlten, schon am vierten Tage keinen Tropfen Wasser mehr. Das Vieh wurde bereits in den ersten Tagen getödtet, um den Wasservorrath nicht zu schmälern; am sechsten Tage waren schon mehrere Kinder und Greise aus Durst umgekommen; am siebenten Tage ward die Sterblichkeit so groß, daß man beschloß, sich zu ergeben. Die Kräftigsten riethen zwar zu einem Ausfall, doch erschöpft, wie Alle waren, sahen sie nur zu gut ein, daß dieses von keinem Nutzen wäre, und als am achten Tage mehr als hundert von den Qualen des Durstes dahinstarben, auch Viele in der Verzweiflung sich mit dem Messer den Bauch aufschlitzten und sich selbst den Tod gaben, überlieferte sich der Ueberrest an die Feinde. Von mehr als 2000 Menschen waren nur noch 1049 am Leben; der Ueberrest war theils verschmachtet, theils durch Selbstmord aufgerieben. Als man in das Dorf eindrang, fand man die Hütten mit Leichen angefüllt, hier und da waren noch Einige am Leben, jedoch so abgemattet und erschöpft, daß sie nicht auf den Füßen stehen konnten. Dennoch wurden diese Armen mit Kolbenstößen und Peitschenhieben aus den Hütten geholt und unter fortdauernden Mißhandlungen ins Lager geschleppt, von hier aus aber nach Lobeid abgesandt, wobei aber unterwegs noch 150 zu Grunde gingen.

Am vierten Tage nach dem Abgange dieses Sklaventransports, als die Karavane Halt machte und die Gefangenen wie gewöhnlich in kleinen Abtheilungen sich lagerten, konnte ein altes Mütterchen, von den früher ausgestandenen Qualen ermattet, nicht schnell genug den ihr angewiesenen Platz einnehmen, und ein unbarmherziger Soldat versetzte ihr mit dem Kolben seines Gewehrs einen solchen Stoß, daß sie beinahe leblos zu Boden sank. Ihr Sohn, welcher diese Mißhandlung sah, stürzte sich, von seinem natürlichen Gefühl ergriffen, mit Wuth auf den Soldaten und versetzte ihm mit seiner Scheba einen solchen Stoß, daß auch dieser zu Boden stürzte. Dieß war wie ein verabredetes Zeichen, alle Sklaven, welche eine Scheba trugen, warfen sich auf die Soldaten und schlugen mehrere nieder, so daß, bevor diese ihre Gewehre ergreifen konnten, 36 Neger, von der Nacht und dem Wirrwarr im Lager begünstigt, die Flucht ergriffen und glücklich entkamen. Die Landeseinwohner, welche diesem Transporte bei-

gegeben waren, blieben ruhige Zuschauer, ein Beweis von dem Antheil, den sie an diesen Blutjagden ihrer Despoten nehmen.

Die Haupttruppe hatte indessen ihren Marsch fortgesetzt und abermals einen Berg erstürmt, doch nicht ohne Verlust. Das Dorf, auf einem steilen Abhange erbaut, konnte nur von Einer Seite angegriffen werden, und da es hinlänglich mit Wasser versehen war, so war auch an eine Blokade nicht zu denken. So erfolgte der Sturm. Mit beispielloser Wuth focht man von beiden Seiten. Jeden Schritt, den die Angreifer vorwärts drangen, mußten sie mit ihrem Blute theuer bezahlen. Die Neger verrammelten alle gangbaren Stellen, benutzten jeden Stein, jeden Baum und jede Erhöhung, hinter der sie sich verbergen konnten, und stürzten sich auf den Feind, der nur mit großer Mühe die Höhe erklimmen konnte. Von der Schußwaffe konnten die Stürmenden keinen Gebrauch machen, denn auf Händen und Füßen kriechend waren die Soldaten außer Stande, ihre Waffen zu ergreifen, und so wurden manche derselben von den Negern mit der Lanze durchstoßen, bevor sie sich noch aufrichten konnten, ja, im Herabstürzen rissen die Vordermänner ihre Hintermänner mit fort. Das Kanonenfeuer, welches gegen den Berg gerichtet war, blieb ohne Wirkung und mußte endlich ganz eingestellt werden, um nicht die eigenen Truppen zu beschädigen. Der Kampf war furchtbar, und der Ausgang desselben lange Zeit schwankend, doch gelang es endlich den Soldaten, auf der Höhe festen Fuß zu fassen und den Angriff mit dem Bajonnett zu machen. Dieß war entscheidend, und das Dorf wurde ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes der Neger in kurzer Zeit genommen. Nun war das Blutbad fürchterlich; Alles, was sich wehrte, wurde ohne Barmherzigkeit niedergemacht; es wurden Kinder, Weiber und Greise mit dem Bajonnett niedergestoßen, die Hütten angezündet, alle Habseligkeiten geplündert — man wüthete auf unmenschliche Weise gegen die unglücklichen Geschöpfe. Was lebend in die Hände der Sieger fiel, wurde sogleich in das Lager hinabgeschleppt; diejenigen, die sich in Höhlen und Klüften zu verbergen suchten, wurden mit Feuer und Dampf hinausgetrieben oder erstickt; man ließ mit dem Wüthen und der Verfolgung nicht nach, bis Alles entweder in die Sklaverei gebracht oder niedergemetzelt war. Was man von der vorgefundenen ärmlichen Habe nicht gleich fortschleppen konnte, wurde zerstört, und endlich das ganze Dorf geschleift und dem Erdboden gleich gemacht.

Doch dieß war noch nicht das Aergste, was diese armen Menschen zu erdulden hatten; noch härtere Qualen warteten ihrer während des Transportes nach Kordofan. Ich selbst war, leider! einige Tage lang Augenzeuge von dem Elende, das die armen Gefangenen zu erdulden hatten; die Feder sträubt sich aber, die Grausamkeiten zu beschreiben, die man gefühllos an den ohnedieß schon durch den Verlust ihrer Freiheit ganz gebeugten Menschen verübte. Theils mit der schweren Scheba am Halse, theils mit Klammern an den Händen und dann zwei und zwei zusammengebunden,

trieb man diese armen Neger wie das Vieh vorwärts, behandelte sie aber schlimmer als das Vieh. Die meisten waren mit Wunden bedeckt, die sie im Kampfe erhalten hatten, andere waren von der Scheba, den Klammern und Riemen ganz wund gerieben; das Gehen ward ihnen schwer und sie waren immer im Begriff, vor Mattigkeit niederzusinken; aber Kolbenstöße stießen die zum Tod Ermüdeten vorwärts. Das Klagen und Jammern der Unglücklichen, das Schreien und Weinen der Kinder, die bei der Erstürmung des Dorfes ihre Eltern verloren hatten oder mit der Mutter nicht gleichen Schritt halten konnten, während diese noch mehr litt als ihr Kind — alles dieß hätte ein steinernes Herz erweichen sollen. Aber auf diese gefühllosen Henker machte es keine Wirkung; gleichgiltig gingen sie neben den Gefangenen her, und ihre Theilnahme beschränkte sich bloß auf die Stöße und Peitschenhiebe, die sie den Zurückbleibenden austheilten. Da man Alles, was man lebend angetroffen hatte, mit sich fortschleppte, so befanden sich unter dem Transport auch manche Gebrechliche, Blinde, Lahme, schwache Greise, von denen vorauszusehen war, daß sie unterwegs zu Grunde gehen mußten. Aber auch darauf ward keine Rücksicht genommen. Man war nur darauf bedacht, die von der Regierung verlangte Zahl von Sklaven voll zu machen.

Alle Tage gegen 10 Uhr Vormittags wurde Halt gemacht, man stellte die Sklaven nach ihrem Alter in mehrere Abtheilungen und reichte ihnen das Essen, welches in gekochtem Dochem bestand. Von Salz ist da natürlich keine Rede und der Dochem so hart gekocht, daß es kaum den Erwachsenen möglich wird, solchen zu verarbeiten. Die Kinder, welche zu schwache Zähne haben, um dieses Korn zerbeißen zu können und doch von dem heftigsten Hunger gequält werden, schlingen es wie Pillen hinunter und müssen dann öfters schrecklich leiden, weil sie das Genossene nicht gehörig verdauen können und der Leib ihnen aufschwillt.

Als man die Gefangenen nach ihrem Alter in einzelne Gruppen abtheilte, wurden die Kinder, die sich ängstlich an ihre Mutter festklammerten, mit Gewalt von ihnen gerissen, damit sie allein essen sollten. Die Kranken und Verwundeten berücksichtigte man gar nicht, sie erhielten die gleiche Nahrung wie die Uebrigen, und an ein Verbinden der Wunden war gar nicht zu denken. Manche von diesen Elenden warfen sich lieber weinend in den Sand, um ihre müden Glieder zu erholen, als daß sie sich Speise reichen ließen. War einer von ihnen so entkräftet, daß man an seinem Weiterkommen zweifelte, oder lag er gar schon in den letzten Zügen, so warf man ihn wie ein Stück Holz abseits, wo er entweder verschmachtete oder noch lebend von wilden Thieren zerrissen wurde. Es wäre ein Leichtes gewesen, etwas Brot für die armen Sklaven unterwegs zu backen; doch das wäre zu viel Gunst und Ueberfluß für Sklaven, denen man schlechtere Kost giebt als den Hausthieren.

Sobald das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, mußte sogleich ein

jeder in seinem Zuge sich einstellen; versäumte er sich nur einen Augenblick, so fehlte es nicht an Peitschenhieben und Kolbenstößen. Alte Väter und Mütterchen, welche, gedrückt von der Last der Jahre, sich kaum fortschleppen konnten, erlitten eine gleiche Behandlung, und wurden, wenn sie wirklich unvermögend waren, im Sande liegen gelassen. Den Kindern war es nicht vergönnt, von ihren lieben Angehörigen Abschied zu nehmen; mit Thränen im Auge sandten sie den letzten traurigen Blick als Abschiedsgruß den Zurückbleibenden zu. Oft, um wo möglich den Vater oder die Mutter nicht so elend umkommen zu lassen, nahmen die Weiber und Töchter, welche frei gehen konnten, einen solchen Unglücklichen in die Mitte, welcher dann, die Hände um den Hals dieser beiden geschlungen, sich mit Noth fortziehen ließ oder abwechselnd getragen wurde. Kinder von sechs Jahren, ja schon von vier Jahren mußten selbst laufen. Diese erlagen gewöhnlich bald dem anstrengenden Marsche und mußten dann von der Mutter oder Schwester getragen werden. Ich sah auch Mütter, welche den Säugling in einem Arm, ein etwa zweijähriges Kind auf dem andern, zuletzt noch den ermatteten größeren Knaben auf den Rücken nahmen, und, selbst kraftlos, unter dieser dreifachen Bürde zusammensanken.

Großentheils sind die Offiziere, die einen solchen Zug führen, Schuld an der Grausamkeit, welche die Soldaten an den armen Sklaven während des Marsches üben. Entweder dem Zuge eine Strecke vor- oder nachreitend, bekümmern sie sich gar nicht um den Zustand ihrer Gefangenen und überlassen diese ganz der Willkür ihrer Soldaten; man bemerkt es gleich, wenn ein menschlicher Offizier den Zug leitet, denn bei diesem gehen die Wenigsten zu Grunde. Es werden dann die kleinen Kinder und die Kranken auf die Lastthiere geladen, ja ich sah selbst einen solchen wackeren Offizier zwei Kinder zu sich auf das Pferd nehmen. Aber gefühlvolle Menschen dieser Art gehören zu den Ausnahmen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde wieder Halt gemacht und abermals gekochter Dochem ausgetheilt. Allein in der Nacht stieg das Elend dieser Sklaven auf den höchsten Grad. Es war im Monat Januar, wo der Wechsel der Temperatur am empfindlichsten ist, das Thermometer sank bis zu 4° R. Wärme herab, was in diesen heißen Ländern eben so viel sagen will, als wenn es in Deutschland 4° Kälte zeigt. Man denke sich nun die armen nackten Neger ohne alle Bedeckung, durch Hunger und Müdigkeit kraftlos, und man wird ermessen können, was sie auszustehen hatten. Es wurden wohl Feuer angezündet, aber der geringe Holzvorrath war nicht hinreichend, um die Frierenden zu erwärmen. Das Geschrei, das Wimmern und Weinen der Kranken war daher fürchterlich, und man fand sogar des Morgens einen Säugling an der Brust der Mutter erstarrt. In ihren Dörfern haben die Neger zwar auch keine Bekleidung und sind außer dem Gürtel und einem Stück um die Lenden gebundener Leinwand ganz nackt; doch liegen sie des Nachts in ihren Hütten und bedecken sich

mit Thierhäuten, was sie Alles auf dem Marsche entbehren müssen. Diejenigen, welche die Scheba am Halse trugen, schliefen auch des Nachts vor Schmerzen nicht, weil der Hals so eingeengt war, daß sie ihn nicht bewegen konnten; und so war kein einziger von Leiden frei.

Ich bot Alles auf, um sowohl die Soldaten als die den Sklavenzug eskortirenden Landleute theils durch gute Worte, theils durch Geschenke mitleidiger zu machen, und so nahm auch wohl Dieser und Jener ein armes Kind, welches seine wunden Füße im Sande nicht mehr bewegen konnte, auf den Rücken und trug es den ganzen Tag. Doch leider war es mir nicht möglich, allen Grausamkeiten Einhalt zu thun, und so mußte ich eines Tages sehen, wie ein gefühlloser Soldat einen Mann, dessen Füße durch die bei der Erstürmung seines Dorfes erhaltenen Wunden ganz wund geworden waren und in gefährliche Entzündung übergingen, so daß er unmöglich gleichen Schritt mit den Uebrigen halten konnte, mit dem Kolben zu Boden stieß. Ich war meines Gefühls nicht mehr mächtig, zog meinen Säbel und würde diesen Tiger in Stücke gehauen haben, wenn mir nicht mein Bediente in den Arm gefallen wäre und den Säbel so wie die Pistole aus den Händen gewunden hätte; auch stellte er mir diese Waffen nicht eher wieder zurück, bis er sah, daß mein Blut etwas ruhiger wurde.

Am achten Tage traf die Expedition in Lobeid ein. Hier geschah nun die Vertheilung der Sklaven. Die Tauglichsten wurden zum Militair genommen, die andern Erwachsenen zum Preise von 300 Piastern an die Soldaten gegeben. Weil die Soldaten wissen, daß ihnen der rückständige Sold mit Sklaven bezahlt wird, und zwar um einen so hoch gestellten Preis, so fürchten sie nichts mehr, als einen kranken Sklaven zu bekommen, der ihnen stirbt, bevor sie den Armen an den Sklavenhändler verhandelt haben. Darum prügeln sie lieber die Neger vorher zu Tode oder lassen unterwegs verschmachten, was nicht fort kann, um keine schlechte Waare an Zahlungsstatt annehmen zu müssen.

Nachrichten aus Kordofan zufolge waren Ende des Jahres 1839 keine Truppen zum Einfangen der Sklaven abgegangen, und man hatte den Sold in baarem Gelde ausgezahlt. Doch im Jahre 1840 und 1841 hatte die grausame Jagd wieder begonnen, und wie oft wird sie noch wiederholt werden zur Schande unsers Geschlechts?!

---

4. Die Hottentotten.

Die Hottentotten sind an der südlichen Spitze von Afrika zu Hause. Als sie die Holländer Besitz von ihrem Lande nehmen sahen, leisteten sie keinen Widerstand. Ihre verschiedenen Stämme oder Tribus lebten immer

im Frieden. Sie kannten nur die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse. Ihre Reichthümer bestanden in wenigen Heerden und einigen eisernen Werkzeugen, die ihnen dazu dienten, Fische und Wildpret zu tödten, wovon sie sich nährten. Ihr Zustand hat sich sehr geändert. Die beständige Politik der europäischen Colonieen ist gewesen, die eingeborenen Völker in einem Zustande der Unwissenheit und der Armuth, oder selbst in der abscheulichsten Knechtschaft zu erhalten. In dem Verhältnisse, als die Holländer ihre Besitzungen ausbreiteten, zogen sich die Eingeborenen in das Innere ihres Landes zurück.

Zwar findet man noch jetzt unter der englischen Herrschaft einige Kraals oder hottentottische Dörfer, die ruhig unter der Regierung der Colonie leben, ihre Autorität anerkennen, Heerden für die Colonisten aufziehen und sie beim Ackerbau und allen Arbeiten der Pflanzungen unterstützen. Sei es aus Politik oder aus Gerechtigkeitssinn — die Engländer behandeln jetzt die Häuptlinge mit aller Rücksicht, geben ihnen Hauptmannsrang und schmücken sie mit einer silbernen Kette und einem Stocke mit einem Knopfe aus Silber oder Kupfer, als Symbole ihrer Würde. In Erwiderung dieser Auszeichnung sind die Häuptlinge verpflichtet, zu gewissen bestimmten Epochen in der Hauptstadt zu erscheinen, um dem Gouverneur und seinen Räthen Rechenschaft zu geben von dem Tribus, den sie befehligen, und die nöthigen Weisungen zu empfangen. Dieser Besuch endigt sich mit Geschenken von Branntwein, Tabak, Eisen und Arbeitswerkzeugen, die sie in ihre Heimath mitnehmen. Die Häuptlinge sind sehr stolz auf ihren Commandostab.

Die hottentottische Bevölkerung ist im Verhältniß zu dem Umfange des Bodens, den sie bewohnt, äußerst schwach. Auch sind manche Ursachen dazu gekommen, sie zu vermindern; hauptsächlich möchte die Strenge der von den Europäern erlittenen Behandlung niederdrückend gewirkt haben. Obgleich nach einem alten Gesetze die Hottentotten nicht als Sklaven angesehen und behandelt werden sollen, so scheint nach der Art, wie man mit ihnen verfährt, daß man die Absicht habe, jedes Gefühl der Freiheit in ihnen zu zerstören. Man ist darin bereits so weit gekommen, daß sie sich wie zur Knechtschaft bestimmt ansehen, und daß man Mühe hat, einen einzigen Kraal zu finden, der das Andenken seiner Unabhängigkeit bewahrt hat. Das Gesetz sieht sie als freie Menschen an, aber man findet so viele Mittel, es zu umgehen, daß diese Freiheit nur noch dem Namen nach besteht.

Jeder europäische Ackerbauer oder Pachter hält und erklärt die Kinder einer Hottentottin für Sklaven, wenn sie nicht einen Vater von demselben Stamme haben; auch die sind nicht ausgenommen, von denen er selbst der Vater ist. Ebenso ist es mit den Kindern, die ein Hottentott von einer Negerin oder Sklavin hat. Die Herren gehen noch weiter: sie halten bis zum 25. Jahre die Kinder von einem hottentottischen Vater oder einer hottentottischen Mutter, die in ihrem Dienste stehen, als Sklaven zurück. Das Gesetz fordert, daß sie auf dem Cap einregistrirt werden, und daß ihre Frei=

heit von dieser Epoche datire; aber sie erlangen dieselbe nur mit vieler Mühe, und Manche sind gezwungen, in die Wüste zu fliehen, um die Freiheit zu erlangen. Man wendet alle Arten von Kunstgriffen an, um sie über das vorgeschriebene Alter hinaus in der Knechtschaft zurückzuhalten, und sind sie alt geworden, verabschiedet man sie ohne Entschädigung oder Belohnung.

Zuweilen sieht sich ein Hottentott, im Dienst eines Holländers, der ihn von Jahr zu Jahr bezahlt, genöthigt, wenn er das Haus seines Herrn verläßt, seine Kinder in die Sklaverei zu schicken oder darin zu lassen. Daher auch ihre Gleichgiltigkeit gegen die Ehe, und ihr Wunsch, keine Nachkommen zu haben.

Man muß aber auch die Schwäche der Bevölkerung der Hottentotten ihrer Lebensweise zuschreiben. In dem Zustande der niedern Civilisation, worin sie sich befinden, sind die Subsistenzmittel immer unzureichend; Indolenz und Mangel an Kraft vermehren nun noch den Einfluß dieser Ursache. Man glaubt auch, daß der Gebrauch dieser Völker, sich nur in dem Kraal zu verheirathen, wozu sie gehören, dazu beigetragen hat, die Entartung ihrer Raçe und die Verminderung ihrer Anzahl zu veranlassen.

Die Hottentotten unterscheiden sich von allen übrigen Volksstämmen Afrikas. Sie sind ein friedliches, sanftes und furchtsames Volk, durchaus nicht wild und hartnäckig. Sie sind sehr gelehrig und biegsam und deßhalb leicht zu täuschen, aber auch zu allen Künsten der Civilisation leicht abzurichten, wenn man sich nur die Mühe geben wollte. Die Rechtlichkeit, die Treue und Sanftheit ihres Charakters, ihre gegenseitige Anhänglichkeit deuten auf die günstigste Anlage zur Cultur und zur Tugend. Leider werden sie von den Colonisten ohne beinahe allen Unterricht gelassen.

Die genannten guten Eigenschaften haben sich jedoch durch die Art von Sklaverei, wozu sie herabgesunken sind, in eine sklavische Unterwürfigkeit und in eine gänzliche Aufgebung ihrer Rechte und Hoffnungen verwandelt. Sie haben wenig Laster oder Fehler, die nicht dieser Ursache zuzuschreiben wären, und die eine andere Ordnung der Dinge nicht verschwinden machen könnte. Sie sind außerordentlich träge; der Hunger selbst ist nicht fähig, sie in Bewegung zu setzen, und doch, wenn sie Nahrung bekommen, verschlingen sie dieselbe mit widerlicher Gefräßigkeit. Sie essen auf eine einzige Mahlzeit eine enorme Menge halb gebratenes oder geröstetes Fleisch, und selbst ganz rohe Eingeweide. Von einer Zubereitung der Speisen verstehen sie fast gar nichts. Ihr einziger Genuß ist zu essen; nach diesem ersten Vergnügen ist der Schlaf der zweite Hauptgenuß. Wenn die Wilden von Amerika auf die Jagd gehen, so macht ihnen diese zugleich Vergnügen, indem sie ihnen den Lebensunterhalt gewährt; aber der Hottentott bequemt sich nur zur Jagd, um nicht Hungers zu sterben. Die Hottentotten lieben das Fleisch, wenn es halb verdorben ist, und genießen es anstatt des Salzes mit dem Saft von Limonen oder andern scharfen Pflanzen, oder endlich mit Asche von grünem Holz.

Im Allgemeinen sind die Hottentotten merkwürdig häßlich; ihre Größe ist unter Mittelstatur; ihr Gesicht ist flach und entstellt durch die Theilung der Nasenknorpel, eine Operation, die gleich nach der Geburt vorgenommen wird. Diese Theilung gilt bei ihnen für eine Schönheit und ist ein Zug der Aehnlichkeit mit den Chinesen und Malaien, bei welchen dieselbe Operation gebräuchlich ist. Die natürliche Farbe der Hottentotten ist gelblich; aber von der Kindheit an schmieren sie den ganzen Körper mit Schaffett und Asche von Thierleber und andern Ingredienzen ein, was ihnen eine schmutzig-braune Farbe giebt. Doch schützt diese Einreibung sie gegen die Moskitos und andere Insekten, die in diesem Lande in Ueberzahl vorhanden sind. Sie haben eine große gerundete Stirn; ihre Augen sind braun oder schwarz, aber ohne Glanz. Obwohl groß, sind sie doch so von der Stirn bedeckt, daß sie sich darunter zu verbergen scheinen. Ihre Backenknochen sind sehr hervorstehend, Mund und Kinn klein, was ihnen das Ansehen giebt, als endigte er sich unten in einer Spitze. Ihre Zähne sind weiß wie Elfenbein; ihre Haare laufen in Locken wie von kurzer Wolle zusammen und sind minder dicht und schwarz als die der Neger. Bart haben die Hottentotten keinen. Ihre Glieder sind zart und deuten keine Kraft an.

Trotz ihrer Trägheit gelten die Hottentotten dafür, sehr schnelle Läufer zu sein. Die Buschmann-Hottentotten, die jetzt als die eingeborene Race anerkannt werden, sollen eine Zeit lang mit einem galoppirenden Pferde gleichen Schritt halten. Der General Vandeleur, obgleich sehr gut beritten, hatte, als er einst von einem Haufen dieser Wilden überfallen wurde, Mühe, ihnen zu entkommen. Es ist in der That ein wunderbarer Anblick, sie mehrere Meilen lang laufen zu sehen, ohne daß sie anhalten, und dazu noch mit ihren Waffen beschwert. Diese Waffen bestehen in Sagaien oder Piken mit eiserner Spitze, die sie mit so viel Geschicklichkeit werfen, daß sie in einer Entfernung von 60 Yards eine Karte treffen und durchbohren. Sie tragen auch große Keulen, einen Bogen und vergiftete Pfeile.

Der Hauptluxus dieser Völker besteht im Branntwein und Tabak. Die Kleidung des der Civilisation fremd gebliebenen Hottentotten ist eine Art Mantel, Kröß genannt, der aus Schaffell gemacht ist und über die Schultern geworfen wird. Man befestigt ihn mit einem ledernen Riemen oder einer Art von hölzerner Nadel. Im Winter tragen sie diesen Mantel mit der Wolle nach inwendig, und Nachts dient er ihnen zum Bette oder zur Decke, indem sie ihren Körper so zusammenziehen, daß sie sich ganz darin oder darunter bergen. Auch hüllen sie die Beine in eine Art Gewand, das gleichfalls von Schaffell gemacht ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine Art Mütze von konischer Form und aus Leder zusammengenäht, so daß es unter dem Kinne zusammengebunden werden kann. Lohfarbenes Leder wird anstatt der Schuhe um die Füße gewickelt und mit Darmsträngen festgehalten.

Um ihren Hals und ihren Leib hängen sie Stricke, aus Därmen oder

Sehnen verschiedener Thiere verfertigt, und wenn sie vom Hunger gepeinigt werden, so essen sie diesen Putz und zuweilen ihre Kleider noch dazu, um sich die Mühe zu ersparen, andere Subsistenzmittel zu suchen. Sie tragen immer einen Gürtel von Schafleder mit einer Tasche, worin ein Messer, eine Pfeife und Tabak ist, denn sie rauchen außerordentlich gern. Ein an beiden Enden verbranntes Stück Holz hängt an ihren Armen, als ein Amulet gegen die Hexereien der Zauberer, vor denen sie große Furcht haben. Einige tragen überdieß noch Ketten von Kupfer, Rosenkränze und Fischgräten als Putz, oder einige holländische Münzen als Zierrath.

Die Frauen sind klein und schlecht gebaut. Der Hauptunterschied zwischen den Kleidern beider Geschlechter besteht in einer Schürze von Schafleder, welche die Hottentottinnen tragen. Rücken, Hals, Schultern und Füße bleiben nackt; der Kopf aber ist mit einer kleinen ledernen Mütze bedeckt. Die Vornehmsten ihres Tribus geben sich durch die bizarren Verzierungen, womit sie sich überladen, ein groteskes Ansehen. Auf dem Kopfe tragen sie Federn von Straußen und andern Vögeln, die sie mit Rosenkränzen durchwinden, deren Knospen von Messing inwendig hohl sind und klingen, wenn die Trägerin sich bewegt; eben solche Kränze tragen sie auch an den Armen und Beinen. Der Klang dieser Schellen, verbunden mit dem Ton der vertrockneten Häute, worein die Frauen gekleidet sind, macht ein sonderbares Geräusch, dessen Stärke den Rang der Person anzeigt. Die Kinder des einen und des andern Geschlechts sind ursprünglich nicht mißgestaltet, aber der Wuchs der Frauen verliert schnell jede Zierlichkeit und giebt, indem die Dicke des Leibes und der Rückseite einen doppelten Vorsprung bildet, die Form eines S, was diese Völker als eine große Schönheit betrachten.

Die Hütten, welche die Hottentotten bewohnen, sind klein und elend, gemacht wie ein Bienenkorb, mit einer kleinen Oeffnung statt der Thür, die so niedrig ist, daß sie nur hineinkriechen können. Das Feuer ist in der Mitte; die Familie schläft um dasselbe herum, die Füße dem Herde zugewendet. Da sie nur grünes Holz brennen, so leben sie in einem beständigen Rauche, der für jeden Andern unerträglich wäre, nur für sie nicht. Diesem Umstande schreibt man die trübe Farbe ihrer Augen und ihre häufigen Augenübel zu. Andererseits ist ihnen dieser Rauch wieder sehr nützlich, weil er die Moskitos und Insekten aller Art verscheucht, welche ihre Unreinlichkeit und besonders die halb verfaulten Stücke Fleisch und Eingeweide herbeiziehen würden, die da und dort in ihren Hütten zerstreut umher liegen. Die Häuser oder vielmehr Hütten jedes Tribus sind kreisförmig oder in Gestalt eines Halbmondes. Am Tage halten sie sich außerhalb in dem Raume, der die Wohnungen umgiebt, auf und bringen ihre Zeit damit zu, sich in der Sonne zu wärmen.

Sie haben immer eine große Menge häßlicher und halb verhungerter Hunde um sich, die sie sehr lieb haben, weil sie ihnen zur Jagd dienen

und ihr Vieh gegen die Hyänen und Wölfe beschützen; die Holländer gebrauchen sie ebenfalls. Diese Gattung von Hunden ist stark und gleicht dem Wolfshunde.

Eines Tages machte es mir viel Vergnügen, Hottentotten nach dem Schall eines Instrumentes tanzen zu sehen, das eine junge Frau spielte; es war ein Brett von Tannenholz, drei Fuß lang und einen Fuß breit, auf welches 4 bis 5 Drahtsaiten gezogen und an ihrem Ende über einen Steg gespannt waren; in der Mitte dieser Art von Guitarre (Gabanie genannt) war ein kleines Bruchstück von einem Spiegel angebunden, von dem die Musicirende kein Auge wandte, während des Spiels Gesichter schneidend und, wie es schien, das Vergnügen ausdrückend, das sie empfand, sich darin zu sehen.

Sie schnippte die Saiten mit einer Feder; ein Dutzend Männer umtanzte sie im Kreise, heftig mit Füßen und Stöcken auf die Erde stampfend. Auch machten sie alle Arten sonderbarer Stellungen, immer gegen die Musikerin gewendet, die eine andere Frau auf der Conza begleitete. Dieses Instrument hat Darmsaiten, die an einem krummen Stock von drei Fuß Länge mittels eines Wirbels, durch welchen man ihnen die nöthige Ausdehnung geben, d. h. sie stimmen kann, befestigt sind. Am andern Ende ruht die Saite auf Federkielen. Um dieses Instrument zu spielen, legt man den Mund an die Federkiele, und der Athem oder Wind, den man ein- oder auch aushaucht, bringt eine Art von schwachem und klagendem Tone hervor, welcher dem der Aeolsharfe ähnlich ist. Wenig fehlte, daß sich durch meine Schuld ihre Freude in einen blutigen Zank verwandelt hätte: ich warf ihnen nämlich einige Münzstücke hin, um die sich Alles raufte. Die Männer ergriffen ihre Keulen, und es ward mir schwer, den Aufruhr zu dämpfen.

Die Hottentotten der Wälder oder Buschmänner unterscheiden sich in mancher Hinsicht von denen, welche die Autorität der Engländer anerkennen und näher dem Cap wohnen. Sie sind gelber und von weniger schmutziger Farbe als die der Colonie. Sie gleichen den Chinesen und werden auch chinesische Hottentotten genannt. Sie gelten für grausam und wild und schlagen sich bisweilen mit wahrer Verzweiflung. Doch im Allgemeinen erwarten sie selten den Angriff und sind furchtsam. Die Pflanzer verfolgen sie aber mit Erbitterung und schonen sie niemals, als um sie dem Joche der Knechtschaft zu unterwerfen. Sie machen mit ihren Hunden oft wahrhaft Jagd auf sie und richten ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Kein Wunder, daß Feindschaft zwischen den Civilisirten und Wilden herrscht.

5. Die schwarzen Einwohner Australiens*).

Ueberblicken wir die Erfolge der Colonisation auf diesem fernen Erdtheile, so darf man der Nation Glück wünschen, die so Erfreuliches und Großes vollbracht. Binnen wenigen Jahren erhoben sich aus der Mitte der Wildniß die freundlichen Wohnungen fleißiger Menschen; wo sonst Känguruheerden weideten, sehen wir blühende Getreidefelder und fruchtbare Gärten, die Segnungen der Gesittung und des Fleißes treten uns entgegen, wo Rohheit und Stumpfsinn geherrscht. Nur Schade, daß dieses schöne Bild der nach den entfernten Erdtheilen sich verbreitenden Civilisation von einer Seite her dunkel überschattet wird, denn wer vermag auf den heutigen Zustand der schwarzen Eingeborenen, der sonstigen Herren dieser Länder, hinzublicken, ohne von tiefem Schmerz ergriffen zu werden?

Unsere Kenntniß von den Urbewohnern Australiens ist sehr unvollkommen; über ihre Abstammung hat man nur Hypothesen aufstellen können, da sie weder Traditionen noch Mythen besitzen, die darauf hindeuten. In der äußern Gestalt ist der Australier keinem andern Menschenstamme ähnlich, er bildet eine eigene Race, die Papuas. Es herrscht jedoch eine solche Abweichung in der Gestalt und Gesichtsbildung der verschiedenen Stämme, daß Viele geneigt sind, sie für ganz verschiedene Nationen zu halten, zumal auch ihre Sprache abweichend ist, und die Eingeborenen aus Neusüdwales z. B. mit denen an der Südküste Neuhollands sich kaum verständigen können. Im Allgemeinen aber ist eine Aehnlichkeit in der Körperbildung wie in den Gesichtszügen bei allen Stämmen nicht zu verkennen. Sie sind von schwarzer Hautfarbe, mit schwarzem schlichten Haar, der Mund ist groß, die Nase breit, aber nicht so platt wie bei den Negern, die Augen etwas tiefliegend, die Backenknochen hervorstehend. Ihre Größe überschreitet selten die mittlere, Arme und Beine sind dünn, die Brust schmal, der Knochenbau überhaupt ist zarter als bei den Weißen. Ganz verschieden von ihnen sind die Urbewohner von Vandiemensland; diese haben krauses, negerartiges Haar, und alle die Eigenschaften, die unsern Schönheitssinn im Bilde des Australiers verletzen, findet man bei ihnen noch unendlich gesteigert. Ihr Mund ist größer, Nase und Lippen sind dicker und treten stärker hervor, die schmale Brust, die langen dünnen Arme geben ihnen das Ansehen von Orangutangs. Man ist daher geneigt, den Vandiemensländer für einen von dem australischen ganz verschiedenen Menschenschlag zu halten, und seinem Haare nach scheint er einem heißen Klima anzugehören; dieß aber macht die Frage über seine Abstammung nur noch verwickelter.

---

*) Nach Adolph Schayer, ehemaligem Oberintendanten der Vandiemensland-Compagnie. Vergl. Ausland 1845. Nr. 126 ff.

Wie in der äußern Erscheinung, ist der Australier auch in intellectueller Beziehung dem Vandiemensländer überlegen; behält man dieß im Auge, so wird nachfolgende Schilderung, die aus meinem häufigen Verkehr mit den Letzteren geschöpft ist, auf sämmtliche Schwarze Australiens anwendbar sein.

Als ein rein nomadisches Volk auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehend, leben die Urbewohner in einzelnen Stämmen getrennt auf weiten Gebieten, die sie als ihr Eigenthum betrachten und gegen die Eingriffe ihrer Nachbarn eifrig vertheidigen. Jeder Stamm besteht aus 30 bis 50 Familien, die entweder einzeln oder gelegentlich mit einigen andern vereint umherziehen und, was die Natur ihnen darbietet, gemeinschaftlich genießen. Ob der Besitz dieser Gebiete sich auf gewisse Verträge und Bestimmungen unter den verschiedenen Stämmen gründe, ist nicht ermittelt worden, doch scheint dieses Verhältniß schon lange zu bestehen, da manche Stämme sich nach gewissen Localitäten ihres Gebietes nennen, und die meisten einen eigenthümlichen Dialekt reden. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, der durch Körpergröße nnd Fertigkeit im Gebrauche der Waffen den Andern überlegen ist, und bei großen Zusammenkünften das Wort führt, eine eigentliche Gewalt aber scheint er nicht auszuüben. Ein gleiches Verhältniß findet in den Familien statt, dem Vater wird von den Seinen mit Achtung begegnet, doch gehen diese nach Gefallen ihren eigenen Zwecken nach, ohne daß jener sich darein mischt. Demnach hat dieses Volk weder Gesetze noch Richter, Jeder handelt nach seinem Gutdünken, Niemand darf ihn zur Rechenschaft ziehen, und die Macht des Stärkern ist die alleinige Gewalt, die sie fürchten.

Die Lebensweise des Schwarzen ist so einfach, daß man kaum absehen kann, wie sich daraus Veranlassungen zu Streitigkeiten entwickeln können. Sie besitzen keine Art von Eigenthum, denn sie brauchen weder Wohnungen noch Kleider, sie bringen durch eigenen Fleiß nichts hervor und benutzen nur, was sie auf der Erde, im Wasser oder in der Luft vorfinden, und diese Gegenstände sind in solcher Menge vorhanden, daß sie für den nächsten Tag nicht zu sorgen brauchen. Es leben daher auch die Familien unter einander in gutem Einverständniß, nur die einzelnen Stämme feinden sich gegenseitig an, wodurch oft blutige Händel herbeigeführt werden. Streitigkeiten werden meistentheils durch Verletzung des Gebiets herbeigeführt, indem benachbarte Stämme das Wild über die Grenzen ihres Bodens verfolgen, oft aber liegt ihnen auch eine ernstere Beschwerde zu Grunde, die in das Familienleben eingreift. Daß die Schwarzen in einem ehelichen Verhältniß leben, ist nicht zu verkennen, doch muß man damit nicht die Begriffe strenger äußerer Formen und der tiefern innern Bedeutung verbinden, welche bei uns diesen Zustand charakterisiren. Der Mann wählt seine Frau unter den Weibern seines Stammes; die Bande der Blutsverwandtschaft kommen dabei nicht in Betracht, und wäre es die eigene Schwester;

er ist auch in der Zahl der Frauen nicht beschränkt, ohne daß diese irgend sich dadurch hintangesetzt fühlten. Zuweilen aber fesselt ihn die Frau eines fremden Stammes, was ihm selbst nicht zur Schande gereicht, wohl aber der Familie, deren Tochter dem Feinde zur Braut wird; er muß sich also der List und nur zu häufig der Gewalt bedienen, um den Gegenstand seiner Neigung zu erlangen, und reizt dadurch den beleidigten Stamm zur Wiedervergeltung oder blutigen Rache. Wie bei allen rohen Völkern, befindet sich das Weib in einem Zustande, der an Dienstbarkeit, ja an Erniedrigung grenzt; ihnen liegt ausschließlich die Pflege der Kinder ob, was bei der herumziehenden Lebensweise ein mühseliges Geschäft ist; sie müssen die Speisen zubereiten, für die Erhaltung des Feuers sorgen, während der Mann sich nur mit der Jagd beschäftigt.

Die Mütter sind ihren Kindern sehr zugethan und selbst die Väter liebkosen die Kleinen und spielen mit ihnen, wie überhaupt in ihrem gegenseitigen Benehmen Freundlichkeit und Gutmüthigkeit vorherrschend sind. Dennoch ist es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß sämmtliche Eingeborene Australiens Kannibalen sind und nicht nur das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, sondern das ihrer eigenen Kinder verzehren, indem sie zuweilen das ältere tödten, wenn die Frau ein anderes zur Welt bringt, bevor jenes gehen kann.

Bei keinem Volke findet man so geringe Spuren geistiger Fähigkeiten, nur die unerläßlichsten Bedürfnisse wissen sie sich zu verschaffen, und auch hierbei bedienen sie sich der rohesten Mittel, wie sie der bloße Instinct an die Hand giebt. Ihre Waffen bestehen aus einem langen Speer, dessen Spitze im Feuer gehärtet ist und den sie mit ziemlicher Sicherheit auf 20 bis 30 Schritte weit werfen. Der Waddy ist ein kurzer dicker Stock, oben etwas abgerundet und an dem Griffe mit kleinen Einkerbungen versehen, damit er nicht schlüpft; diese Waffe gebrauchen sie im Handgemenge, wo der Speer nicht anwendbar ist, und erlegen auch damit Vögel im Fluge. Zur Anfertigung der Waffen bedienen sie sich scharfer Steine und Muscheln und ihres eigenen Gebisses, es läßt sich also leicht ermessen, wie roh und unförmlich diese ausfallen. Außerdem findet man bei manchen Stämmen Australiens noch eine Waffe, deren Gebrauchsweise sehr eigenthümlich ist. Der Bromerang gleicht an Form und Größe einer Sichel, er ist von hartem Holze und etwa drei Finger breit. Dieses Instrument verstehen die Eingeborenen auf solche Weise zu werfen, daß es dicht am Boden 30 bis 50 Schritte weit horizontal fortfliegt, sich allmälig zu einer Höhe von 50 Schritten erhebt und, indem es eine rückgängige Bewegung macht, auf dem Punkte oder auch hinter demselben herabfällt, von dem es ausgegangen.

Im Allgemeinen sind sie mehr friedlicher als kriegerischer Natur, und lieben außer der Jagd keine andere Thätigkeit, ihr ganzes Leben besteht in einem Wechsel von Jagen und Essen, Schlafen und Tanzen. Eine ähnliche Armuth zeigt sich im Gebiete des Gefühls und der Phantasie. Von

religiösen Begriffen hat man nur geringe Spuren gefunden, indeß scheinen sie eine Ahnung von einem Zustande nach diesem Leben zu haben; die Vorstellungen davon sind jedoch, wie sich erwarten läßt, von der sinnlichsten Art. Während es in ihrer Sprache keinen Ausdruck zur Bezeichnung eines höchsten Wesens giebt, fürchten sie doch den bösen Geist, der ihnen auf alle Weise und besonders während der Nachtzeit zu schaden sucht. Man ist lange in Ungewißheit gewesen, auf welche Weise sie die Todten beerdigen, in der letzten Zeit erst hat man gefunden, daß sie die Leichen verbrennen und die Asche mit den noch unverzehrten Knochen in hohlen Bäumen und auf sonstige Weise verbergen. Den Ueberresten ihrer verstorbenen Verwandten bezeigen sie eine große Verehrung und schreiben den Gebeinen derselben die talismanische Eigenschaft zu, gegen Krankheit und frühzeitigen Tod zu schützen.

Ein solches Volk traf der Europäer in dem fernen Lande an, das er zu großartigen Zwecken aufgesucht. Der Boden zeigte nirgend eine Spur menschlicher Thätigkeit, nirgends ein Merkmal, womit die Einwohner ihren Anspruch auf den Besitz desselben bezeichnet hätten.

Beim Anblick der Fremden verhielten die Eingeborenen sich leidend; es fehlte ihnen an Intelligenz wie an Muth, ihnen den Boden streitig zu machen; sie verbargen sich nicht, weil sie nichts zu besitzen glaubten, was die Habgier erregen könnte. Doch bald regten sich in den Weißen heftigere Leidenschaften, als die Gier nach Gold und glänzenden Steinen. Das Mißverhältniß in der Zahl der beiden Geschlechter war bei den Einwanderern so groß, daß selbst die wenig anziehenden Weiber der Schwarzen einen hohen Werth gewannen, und da nur wenige gutwillig den Weißen folgten, so wurde List und Gewalt gebraucht, der Widerstrebenden sich zu bemächtigen.

Hieraus entsprangen die ersten Feindseligkeiten, welche beiden Theilen zahlreiche Opfer kosteten; ob der Speer oder die Kugel hierbei verderblicher gewesen, dürfte schwer zu ermitteln sein. Gewiß sind solche Schandbarkeiten nur von Sträflingen oder von dem rohesten Theile des Volkes verübt worden; doch diese Unterscheidung konnte der Wilde nicht machen, seinen Begriffen nach trugen alle die gleiche Schuld, und in jedem Weißen erblickte er den Räuber seines theuersten Gutes.

Daß unter solchen Umständen Furcht und Haß, Neid und Rachsucht an die Stelle traten, wo Vertrauen und Achtung, Theilnahme und Wohlwollen herrschen sollten, ist leicht begreiflich. Der Verlust so vieler Leben ist betrübend genug; allein noch unheilbringender sind die Folgen, welche aus diesen Zerwürfnissen hervorgegangen; denn die Bestrebungen der Bessergesinnten, die Maßregeln der Regierung, die Eingeborenen für unsere Sitten und Lebensweise empfänglich zu machen, blieben fruchtlos, und so finden wir denn, daß der Schwarze in geistiger Beziehung gar nicht vor-

geschritten ist, und durch die Berührung mit den Weißen nichts erworben hat, als die Vorliebe für Tabak und Branntwein.

Die Frage, ob der Neuholländer sittlichen Eindrücken zugänglich, ob er überhaupt zu humanisiren sei, ist von vielen Seiten verneinend beantwortet worden, man hat diese Meinung durch mancherlei Beispiele zu unterstützen gesucht. Gouverneur Macquarie ließ eine Niederlassung „Black Town" einschließlich für Eingeborene erbauen, allein nur wenige Familien machten davon Gebrauch und bald standen sämmtliche Wohnungen öde und verlassen. Bennilong, einem Stamme in der Gegend von Port Jackson angehörend, hatte sich die Sitten und die Lebensweise der Weißen so angeeignet, daß er in London, wohin man ihn als einen Beweis der Bildsamkeit seines Volkes gebracht hatte, in vornehme Zirkel eingeführt wurde und sich darin mit vielem Anstand zu benehmen wußte. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kehrt er in die Heimath zurück und man verspricht sich viel von seinem Einflusse auf die Besserung des Zustandes seiner noch verwilderten Brüder; da wirft Bennilong den modernen Plunder von sich, flieht in die Wildniß und schließt sich seinem Stamm und seiner alten Lebensweise wieder an.

Ich sah ein Mädchen von etwa zehn Jahren, eine Vandiemensländerin, die ein paar Jahre schon in der Familie eines Pächters in der Nähe von Hobart Town gelebt hatte. Nur allmälig konnte das Kind sich gewöhnen, in einem Bette zu schlafen, und noch verläßt es seine Lagerstätte und sucht den von der heißen Asche warmen Heerd auf, wo man es am Morgen zusammengekauert ohne Bedeckung schlafend findet.

Dergleichen Beispiele beweisen jedoch nur, daß die Gewohnheit eine fast unbezwingbare Gewalt über die Wilden ausübt — und kann der Weiße sich dieser Gewalt ganz entziehen? Je niedriger die Stufe geistiger Ausbildung ist, um so mehr wird das Sinnliche im Menschen vorherrschend, weil da, wo nur die Anlage, aber nicht die Gelegenheit vorhanden ist, sich auszubilden, der Geist ungeweckt schlummert, und er Sklave seines sinnlichen Begehrens wird, gleich dem Thiere.

Man versetze einen Landmann in das Gewühl einer volkreichen Stadt, oder einen Matrosen in die geregelte Thätigkeit einer Fabrik hinein, und sie werden sich gewiß in ihren frühern Beruf zurücksehnen, wie beschwerlich und mühevoll dieser uns auch scheinen dürfte. Und wie sollte der Wilde, dessen ganze Lebensweise vom ersten Athemzuge an so ganz verschieden von der unserigen war, das Gewohnte willig aufgeben, das nie Gekannte sich bald aneignen können?

Um den Contrast zu begreifen, muß man sich die Lebensweise der Wilden vergegenwärtigen. Unter freiem Himmel erblickt das Kind das Tageslicht, und nackt, wie es in die Welt tritt, wird es von der Mutter auf den steten Wanderungen umhergetragen. Die Hauptnahrung der Erwachsenen, halb rohes Fleisch, ist auch seine Speise, wenn es zu saugen aufhört,

kaltes Wasser das einzige Getränk. So wächst der Wilde heran, ohne den Gebrauch irgend eines Kleidungsstücks oder ein schützendes Dach zu kennen; der Nässe und Kälte, der heißen Sonne preisgegeben, gewährt ihm ein Stück Baumrinde oder ein Strauch genügenden Schutz. Mit Sonnenaufgang begeben sich die Männer und Knaben auf die Kängurujagd und verfolgen das Thier über Berg und Thal, durch Gebüsch und Sumpf. In solcher Aufregung bringen sie mehrere Stunden zu und kehren dann mit Beute beladen in ihr Lager zurück, wo die Frauen das Feuer bereit halten. Während die Männer auf dem Boden ausruhen, beschäftigen sich jene mit der Zubereitung des Mahles; dieses erfordert wenig Kunst. Das Thier wird mit Haut und Haar aufs Feuer gelegt und, wenn es halb gar ist, in Stücke zerrissen und verzehrt. Eine lange Mittagsruhe folgt dem reichlichen Mahle; dann vereinigt sich Alt und Jung zum Tanze, den sie mit Gesang und grotesken Geberden begleiten, bis sie aufs Neue Hunger verspüren und die Reste des Mahles aufsuchen. Ein paar Stunden vor Sonnenuntergang sammeln die Männer ihre Waffen und eilen voraus, die Frauen folgen mit den Kindern. Wenn man eine Quelle frischen Wassers in der Nähe des Gehölzes erreicht, zünden die Weiber die Feuer an, während die Männer, wie am Morgen, auf die Jagd gehen. Nach dem reichlichen Abendmahl ergötzt man sich am Tanz und Gesang, die Weiber überdecken dann die Feuer mit Asche, und jede Familie lagert sich in einem Kreise auf dem Boden, um am nächsten Morgen dieselbe Lebensweise zu beginnen.

Ein solches Wesen denke man sich plötzlich in die Zustände des civilisirten Lebens versetzt; darf es befremden, daß es sich darin unbehaglich fühlt? Der Wilde soll Kleider anlegen, die ihm den freien Gebrauch seiner Glieder beengen, er soll in geschlossenen Räumen athmen, auf dem engen Stuhl ausruhen, oder auf der Matratze sich lagern, er, der stets nur die frische Luft an der Meeresküste geathmet, kein anderes Lager als die breite Erde gekannt?

Doch ich bin weit entfernt, diesem sogenannten Naturzustande das Wort zu reden. Aus der Ferne, beim Lichte einer idealisirenden Beschreibung betrachtet, erscheint ein solcher Zustand idyllisch; man meint, es müßte schön sein, eine solche Lebensweise zu theilen. Doch wie anders ist es in der Wirklichkeit! Die Höhle eines wilden Thieres bietet einen weit reinlichern, unsere Sinne minder verletzenden Anblick dar, als das Lager eines Haufens Eingeborener. Ebenso irrig ist die häufig angenommene Meinung, es genieße der Wilde vor dem civilisirten Menschen den Vorzug dauerhafter Gesundheit und längerer Lebenszeit. Man trifft allerdings wenige schwächliche Personen an, aber nur aus dem Grunde, weil die schwach und kränklich Geborenen frühzeitig absterben, oder aus dem Wege geräumt werden, daher die geringe Anzahl lebender Kinder in den Familien. Männer und Frauen leiden häufig an Hautausschlägen, Beulen und Geschwüren, an

Leberkrankheiten und Brustübeln, sie altern frühzeitig schon, und so weit es möglich war, darüber nachzuforschen, erreichen sie kein hohes Alter.

Also auch in physischer Beziehung würde die Civilisation wohlthätig auf den Zustand der Schwarzen einwirken; aber diese Seite bietet auch die größten Schwierigkeiten dar, ja bei der erwachsenen Generation dürfte in dieser Beziehung wenig auszurichten sein. Daß aber der Neuholländer die Anlage besitzt, geistige Eindrücke aufzunehmen, wird Niemand in Abrede stellen, der diese Menschen nicht bloß oberflächlich kennen gelernt, sondern ihr eigenthümliches Wesen aufmerksam betrachtet hat. Selbst den Eingeborenen von Vandiemensland, die jenen in jeder Beziehung nachstehen, fehlt es an geistigen Anlagen nicht, wie ich bei einem mehrjährigen Verkehr mit ihnen mich vielfach überzeugt habe.

In der Beurtheilung des Charakters der Wilden muß man vor Allem die Manifestationen des Instincts von denen der Vernunft genau unterscheiden, sonst gelangt man zu falschen Schlüssen. Der Kindermord z. B. erscheint uns als eine unnatürliche Handlung; erwägt man jedoch die hilflose Lage der kaum genesenen Mutter, auf der ermüdenden Wanderung mit zwei Kleinen belastet, während sie für eines kaum Nahrung in ihren Brüsten hat, so wird es begreiflich, wie die Liebe für das Jüngstgeborene, wie beim Thiere, die Oberhand gewinnt. Man muß ferner auch erwägen, daß der Mensch durch die Macht des Beispiels und früher Angewöhnung sich mit dem Gräßlichsten befreundet.

Bei Gelegenheit eines Besuchs von einem Haufen Eingeborener wurde eine Festlichkeit, „Corrobori," veranstaltet, wobei sie ihre Geschicklichkeit im Tanzen und Werfen des Speeres producirten. Der Häuptling hatte sich beim Werfen nach dem Ziele besonders ausgezeichnet, und da es mir bekannt war, daß diese Leute, wie die meisten Künstler, sich gern loben lassen, so gab ich ihm meinen Beifall auf die beste Weise zu erkennen, setzte aber scherzweise die Frage hinzu: Ihr habt wohl manchen Weißen mit diesem Speere getödtet? Der Mann sah mich lächelnd an und erwiderte mit einer Miene des stolzen Bewußtseins: plenty, plenty! (vollauf, vollauf!). Manche der anwesenden Weißen waren über diese Antwort empört und wollten hierin einen neuen Beweis von der unbezähmbaren Wildheit der Eingeborenen finden; und doch lag in dieser Aeußerung des Schwarzen nichts Boshaftes, er wußte gar nicht, daß sie uns mißfallen könnte, sonst hätte er sie unterlassen. Seine Feinde zu tödten, ist dem Schwarzen eine Pflicht, die dabei gegebenen Beweise von Muth und Stärke gereichen ihm zur Ehre, und so rühmt er sich solcher Handlungen gern.

Von der Verschiedenheit der Meinungen in Beziehung Dessen, was schicklich oder unschicklich, anständig oder unanständig sei, hatte ich bei einer ähnlichen Gelegenheit ein merkwürdiges, wiewohl lächerliches Beispiel.

Herr Robinson, der von der Regierung mit der Pacification der Schwarzen beauftragte Beamte, hatte eine Anzahl Eingeborener bei sich, die ihn

bei seinem Verkehr mit den Stämmen im Innern unterstützten. Diese „tame natives“, wie man sie nannte, sprachen ziemlich verständlich Englisch, und hatten auch in anderer Beziehung europäische Sitten angenommen. Bei einem Corrobori, das diese uns zum Besten gaben, sollte ein großer Tanz aufgeführt werden; es fand sich aber, daß eine Person fehlte, um die nothwendige Anzahl der Tänzer voll zu machen. Einer der Männer, welcher sich eine heftige Erkältung zugezogen hatte, war im Zelte zurückgeblieben, und nach diesem schickte Herr Robinson, um die Lücke auszufüllen; allein der Mann weigerte sich zu kommen, er hatte nämlich auf Befehl des Arztes Beinkleider anziehen müssen, und in einem solchen Anzuge schämte er sich vor der Gesellschaft zu erscheinen.

Wo das rein Menschliche unbedingt durch Sitte und Gebrauch hervortreten kann, da erscheint uns der Wilde in seiner kindlichen Naivetät, harmlos und fröhlich, empfänglich für wohlwollende und leicht verletzbar durch lieblose Behandlung. Daß diese Seite seines Wesens wenig gekannt ist und von Leuten, die sich ihm weit überlegen glauben, aufs Tiefste verletzt wird, hat nicht wenig zu der feindlichen Stimmung der beiden Parteien beigetragen. Ein Vorfall dieser Art regt noch in der Erinnerung schmerzliche Gefühle in mir auf. Auf einer Excursion, die ich, von einigen Schäfern begleitet, an der Westküste unternommen, trafen wir plötzlich auf eine Familie Eingeborener, einen Mann, zwei Frauen und ein paar Knaben, die sich bei einer Quelle gelagert hatten. Sie verriethen gar keine Ueberraschung, der Mann stand vielmehr ruhig auf, ohne einen der Speere zu ergreifen, die er neben sich liegen hatte. Ich winkte ihm freundlich zu, und da auch wir der Erquickung bedurften, befahl ich den Leuten hier Halt zu machen. Während ich vom Pferde steige, nähert sich der Schwarze einem der Schäfer, einem freien Manne, der vor kurzem erst aus England gekommen war, reicht ihm die Hand gutmüthig und sagt in gebrochenem Englisch: how do you do. Der Schäfer zieht sich vor der Berührung des Schwarzen zurück, als fürchtete er von einer Schlange gebissen zu werden, und fast schäme ich mich es auszusprechen, speit mit Verachtung in die freundlich dargebotene Hand. Der Schwarze blickte mit einem Ausdruck von Scham und Verwirrung um sich, der deutlich zeigte, wie tief ihn dieser Hohn schmerzte, darauf rieb er gelassen die Hand am Grase trocken und winkte den Seinen aufzubrechen. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn zum Bleiben zu bewegen. Der Thee war mittlerweile fertig geworden, und um seinen Fehler wieder gut zu machen, reichte der Schäfer dem Manne einen Becher voll; doch weder er noch die Frau wollten etwas annehmen. Es ergab sich, daß diese Familie zu Mr. Robinson's Begleitung gehörte und auf einer besondern Mission begriffen war. Der Mann errieth auch bald, ich sei aus Monatrix, dieß war bei den Eingeborenen der Name für die nördliche Besitzung der Compagnie. Wir waren daher gewissermaßen Bekannte, und so wurde es nicht schwer, eine bessere Stim-

mung herbeizuführen; sie aßen und tranken mit uns und beim Abschiede reichte jeder ihnen freundlich die Hand.

Die Ueberlegenheit der Weißen flößt den Schwarzen mehr Scheu als Bewunderung ein, vielleicht hüten sie sich auch, letzteres Gefühl deutlich an den Tag zu legen. Dagegen machen sie sich gern über unsere Sitten und Gebräuche lustig, und ahmen die Eigenthümlichkeiten mancher Personen glücklich nach. Bungari, der ehemalige Häuptling des Stammes von Port Jackson, pflegte jedes im Hafen angelangte Schiff zu besuchen und sich zu erkundigen, wie Bruder Georg in England (der König nämlich) sich befände. Er trug eine alte Offiziersuniform mit zweieckigem Hute und copirte einen alten Soldaten vortrefflich; besonders aber wußte er die eigenthümliche Weise des Verneigens der verschiedenen Gouverneure der Insel täuschend nachzuahmen. Einst belustigte er auf diese Weise eine Gesellschaft auf offener Straße in Sidney und war eben mit der ganzen Reihe der abgegangenen Gouverneure fertig geworden, als einer der Anwesenden ihn aufforderte, auch den zeitigen Gouverneur zum Besten zu geben. Da blickt Bungari sehr schlau umher und sagt: das ist noch zu früh, erst muß ein anderer an seine Stelle gekommen sein. Der Exmonarch bezieht nämlich eine kleine Pension vom Gouvernement.

Daß sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt fühlen und das Verfahren der Weißen als ein ihnen zugefügtes Unrecht betrachten, spricht nicht minder dafür, daß sie über ihren Zustand nachzudenken vermögen.

Der ehemalige Gouverneur von Vandiemensland, Sir George Arthur, pflegte einen Eingeborenen, Namens Tom, bei manchen Maßregeln in Beziehung auf die schwarze Bevölkerung zu Rathe zu ziehen. Die Regierung beabsichtigte damals die Schwarzen nach einer an der Ostküste belegenen Insel, Maria-Island, überzuschiffen. Bei dieser Gelegenheit entspann sich folgendes Gespräch zwischen dem Gouverneur und seinem schwarzen Rathe:

Tom: Warum soll der schwarze Mann nach Maria-Island?

G. Weil sie hier mit den Ansiedlern in Streit leben, dort aber werdet ihr ungestört unter einander sein.

Tom: So! erst kommt weißer Mann hierher, schickt seine vielen Schafe, das Gras zu essen, Kängoru bekommen nichts, laufen alle davon, und jetzt sagt er: schwarzer Mann muß auch weg — ist das Recht? Das gefällt mir gar nicht vom weißen Mann, der auf dem Pferde reitet und viele Ochsen hat; unser Land, unser Kängor, wir bleiben hier.

G. Nun, so werde ich genöthigt sein, euch mit Gewalt hinzuschicken.

Tom (lachend): Maria-Island ist nicht weit, schwarzer Mann bald wieder hier sein. (Diese Bemerkung war ganz richtig, denn es ergab sich, daß die Eingeborenen das etwa zwei englische Meilen entfernte Eiland schwimmend erreichen konnten, da zwischen demselben und der Küste ein Felsen war, der ihnen zum Ruhepunkte diente.)

G. Wenn Maria-Island zu nahe ist, so könnt ihr nach Flinder's Insel, dort sollt ihr graben und säen u. s. w.

Während der Gouvernéur die Vortheile einer solchen Lebensweise auseinandersetzte, hatte sich eine Fliege auf dem Tische, an dem er saß, niedergelassen. Diesen Umstand benutzte Tom zur Begründung seiner Ansicht. „Seht Ihr diesen Mann?" fragte er. — „Ja," erwiderte der Gouverneur, „ich sehe eine Fliege." — „Glaubt Ihr, die Fliege wird arbeiten, wenn Ihr ihr befehlt?" — „Nein, Fliegen können nicht arbeiten." — „Und warum soll schwarzer Mann arbeiten, wenn Ihr befehlt? er kann auch nicht," sagte Tom.

Wenn daher die schwarze Bevölkerung während eines mehr als 40jährigen Verkehrs mit Europäern sich aus der geistigen Kindheit nicht erhoben hat, so ist die Ursache dieser bedauernswerthen Erscheinung gewiß nicht in dem Mangel an geistigen Anlagen der Schwarzen zu suchen. Die Schwierigkeiten, die sich der Civilisation eines in fast thierischem Zustande lebenden Volkes darbieten, sind so groß und mannichfach, daß dieses Geschäft die ausdauerndste Thätigkeit, Umsicht und Geduld von Seiten Derer erheischt, die sich ihm unmittelbar unterziehen, während es eine heilige Pflicht aller Derer ist, die mit den Schwarzen gelegentlich in Berührung kommen, durch ernstes, aber liebevolles Begegnen, vor allem jedoch durch ein sittliches Betragen diesen Wilden Vertrauen und Achtung einzuflößen.

Daß die Mehrzahl der Weißen, mit denen die Eingeborenen zuerst in Berührung kamen, nicht geeignet war, diesen Eindruck hervorzubringen, ist leicht begreiflich; die Bessergesinnten aber, und auch deren gab es gewiß viele, waren viel zu sehr mit ihren materiellen Interessen beschäftigt, als daß sie jenem philanthropischen Zwecke Zeit und Mühe hätten zuwenden können. Von Seiten der Regierung geschah manches Lobenswerthe, aber auch hier waltete die Fürsorge für die materiellen Interessen der Ansiedler vor, man wollte seine Heerden und Felder ungestört wissen und war froh, wenn der Schwarze sich so selten als möglich blicken ließ.

Auf dem großen Gebiete Neuhollands blieb den Schwarzen noch Raum genug, nachdem der Ansiedler sich niedergelassen, denn dieser hatte nur einen verhältnißmäßig kleinen Strich des Küstenlandes in Besitz genommen. Die Stämme zogen sich mehr nach dem Innern und besuchten nur gelegentlich die Wohnungen der Weißen. Im Laufe der Zeit gewöhnten sich Einzelne an den Anblick der Fremden, sie trieben sich in den Straßen von Sidney umher, verkehrten mit den geringern Classen des Volks und gewannen diese Lebensweise lieb. Zu eigentlichen Dienstleistungen sind wenige zu brauchen, doch zeigen sie sich als gute Ruderer in kleinen Kanoes, als geschickte Schwimmer und muthige Reiter, nur fehlt es ihnen an Ausdauer. Einige dieser halbcivilisirten Neuholländer wurden von der Regierung nach Vandiemensland gebracht, um bei der Aufgreifung der dortigen Schwarzen behilflich zu sein, bei welcher Gelegenheit sie mich oft besuchten.

Diese Leute sprachen ziemlich gut englisch und kleideten sich nach Matrosenweise, doch zeigten sie sich am liebsten in ihrer Nationaltracht, unbekleidet, aber geschmackvoll decorirt, und in der That gewährten sie dann einen schönern Anblick. Sie bemalen ihren Körper mit weißen Streifen, die auf der Brust in gleicher Richtung mit den Rippen angebracht sind und an den Beinen vom Schenkel bis an den Fußknöchel hinablaufen. Um den Kopf tragen sie ein Band von rohem Känguruleder, worin einige weiße Federn stecken; das Gesicht ist mit rothen und weißen Strichen bedeckt, und in dem durchbohrten Nasenknorpel steckt ein dünner Knochen quer durch. Bei der schwankenden Beleuchtung des Bivouakfeuers, von hohen Bäumen und dunkeln Gebüschen umgeben, gewährt eine Gruppe solcher Figuren einen grotesken Anblick. Mit dem Speer in der Hand traten sie hervor und führten verschiedene Nationaltänze auf, worin sie eine große Gelenkigkeit der Glieder und Sinn für rhythmische Bewegung zeigten. Diese Leute waren während der Herrschaft der Weißen geboren und hatten sich von Kindheit auf manche Gewohnheiten derselben zu eigen gemacht. Unter andern nehmen sie den Bart mit dem Rasirmesser ab; auf mein Befragen, mit welchem Instrument ihre Landsleute ursprünglich die Handlung zu verrichten pflegten, erwiderten sie naiv genug: „mit Glas," und erst als ich ihnen begreiflich machte, daß auch dieses Material ihnen damals unbekannt gewesen, meinten sie, man habe sich scharfer Muscheln und Steine bedient. Dieß ist einer von den vielen Beweisen, die ich gehabt, wie schnell bei dem civilisirten Wilden die Erinnerung an specielle Verhältnisse aus seinem frühern Leben verschwindet. Gebräuche und Genüsse, die ihrem Naturell widerstehen, weisen sie stets von sich, solche aber, die ihnen zusagen, eignen sie sich im Laufe der Zeit so gänzlich an, als seien sie von jeher damit bekannt gewesen.

In Vandiemensland war die Zahl der Eingebornen, als die Weißen dahin kamen, zwar nur gering, allein bei dem beschränkten Ländergebiete der Insel fand nothwendig eine größere Berührung zwischen ihnen und den Ansiedlern statt. Die erste Veranlassung zu Streitigkeiten erwuchs, wie schon erwähnt, aus dem Verkehr ihrer Weiber mit den Weißen. Die Schäfer und berittenen Hirten, besonders aber die Seehundfänger und anderes Gesindel, das sich an der Küste umhertreibt, hielten ihre Frauen Tage lang bei sich, oder führten sie gänzlich mit sich fort. Wenn die Männer sich dem widersetzten, kam es zu blutigen Händeln, und so entspann sich ein Krieg auf Tod und Leben. Daß die Schwarzen auch in anderer Beziehung von den Fremden sich beeinträchtigt sahen, ist leicht begreiflich. Der Ansiedler ließ große Strecken einhegen, um seine kostbaren Heerden darauf zu weiden, oder sie zum Acker zu benutzen. Diese Gebiete mochten sonst die reichsten Jagdplätze der Eingebornen gewesen sein, die nach gewohnter Weise sich darauf ergötzen wollten; aber sollte der Ansiedler seine Heerden umherhetzen, seine Getreidefelder niedertreten lassen? Man gab ihnen zu

verstehen, dieses Stück Land gehöre den Weißen, sie könnten ja tiefer ins Innere gehen, da gebe es Känguru genug, und sie beruhigten sich dabei. Allein mit der zunehmenden Colonisation drangen auch die Ansiedler immer mehr vor und verdrängten sie von Neuem. Als die Compagnie eine neue Schäferstation im Innern anlegte und die erste Hütte gebaut wurde, zeigten sich mehrere Schwarze, die früher an der Küste gewohnt hatten, schwangen ihre Speere und riefen den Leuten zu: „my country!" (mein Land!); aber sie waren zu schwach, um sich dem Beginnen ernstlich zu widersetzen, die Gewehre der Schäfer stellten sich ihnen drohend entgegen, und sie mußten auch auf dieses Gebiet verzichten. Durch solche Beschränkung und Eingriffe in ihren theuersten Rechten und Gewohnheiten gekränkt, wurde der sonst träge und friedliche Charakter der Schwarzen zur thätigen Selbsthilfe aufgeregt, und da sie den offenen Kampf nicht wagen durften, nahmen sie zu List und Verstellung ihre Zuflucht. Sie bewachten die Bewegungen der Hirten und Schäfer und lauerten ihnen in den Gebüschen auf oder überfielen sie in ihren Hütten. Einer unserer Schäfer war einst im Garten beschäftigt, als der Hüttenwächter abwesend war, plötzlich fliegen ihm mehrere Speere in den Rücken, zugleich stürzen einige Schwarze mit ihren Waddys auf ihn und schlagen ihn zu Boden. Sie bemächtigten sich darauf, was sie irgend in der Hütte aufgreifen konnten, und wollten abziehen; da blicken sie noch auf den Schäfer, der betäubt auf dem Boden lag, und werden gewahr, daß er noch am Leben sei. Da ergreift einer von ihnen einen schweren Stein und läßt ihn wiederholentlich auf den Kopf des Unglücklichen herabfallen, worauf sie sich schnell entfernen. Der Mann mußte einen eisernen Schädel haben, denn er kam dennoch mit dem Leben davon; aber er schwur allen Schwarzen eine ewige Rache und hielt nur zu gut Wort. Aus andern Gebieten hörte man von ähnlichen und noch blutigern Thaten. Die Schäfer und Stockkeepers waren nirgends mehr sicher, selbst mehrere bedeutende Ansiedler verloren ihr Leben. Unter andern erregte das Schicksal des Capitains Thomas, eines alten und angesehenen Ansiedlers, viel Aufsehen. Dieser lebte auf Port Sorell an der Nordküste, dessen Gebiet von den Schwarzen besonders heimgesucht wurde. Eines Tages kommen die Frauen einer Familie Eingeborner, die öfters bei ihm einkehrte und sich stets friedlich betragen hatte, mit der Nachricht zu ihm, es hätten sich einige Familien eines andern Stammes eingefunden, die ein freundschaftliches Verhältniß mit den Weißen anzuknüpfen wünschten, sie scheuten sich jedoch nach der Niederlassung zu kommen und warteten seiner in einem nahen Wäldchen. Capitain Thomas ist sogleich bereit, die Frauen zu begleiten, und hält es nicht einmal für nöthig, ein Gewehr mitzunehmen; sein Verwalter stellt ihm jedoch das Bedenkliche dieses Schrittes vor und bewegt ihn endlich, in seiner Begleitung und wohlbewaffnet den Fremden entgegenzugehen. So verlassen sie das Haus und kehren nicht mehr wieder. Nach langen Nachsuchungen findet man

die Leichen von Speeren durchbohrt und mit zertrümmerten Schädeln in einem Gebüsch.

Obgleich es nicht zu bezweifeln ist, daß Rachsucht in vielen Fällen der Beweggrund zu Greuelthaten gewesen ist, wie sie hier geschildert worden, so würde man jedoch die Intelligenz der Schwarzen zu hoch anschlagen und ihren eigentlichen Charakter verkennen, wenn man ihr ganzes Verfahren gegen die Weißen, die Plünderungen und Diebstähle, die muthwilligen Zerstörungen und Mordthaten, welche sie verübt, als aus einem klar bewußten Gefühle von Feindschaft und Haß entspringend betrachten wollte. Alle, die Gelegenheit gehabt, mit den Eingebornen zu verkehren, bestätigen, was auch ich durchweg gefunden, daß sie ein gutmüthiges Völkchen sind, leicht aufgeregt zum Zorn wie zur Fröhlichkeit, aber auch schnell besänftigt. Wir sind nur zu sehr geneigt, bei der Beurtheilung ihrer Handlungen unsere eigenen Begriffe von der Bedeutung derselben zu Grunde zu legen, und dieß muß natürlich zu schiefen Urtheilen Veranlassung geben. Daß sie die Tödtung der Menschen für keine Handlung halten, deren sie sich zu schämen brauchen, davon liefert die oben erwähnte Antwort des Häuptlings einen klaren Beweis; der Mann rühmte sich der Menge von Weißen, die er erschlagen, als spräche er von Kängurus. Wie begreiflich, sind ihre Ansichten über das Dein und Mein nicht minder von den unsern verschieden, denn sie haben selbst kein Eigenthum und schätzen den Werth eines Dinges nur nach seinem augenblicklichen Nutzen.

---

6. Australische Charakterbilder.

Adelaide *).

Wie viele tausend romantische Pläne habe ich schmieden hören, als uns noch Neptun, der wankelmüthige Gott, schaukelte, und wie viel anders zeigt sich nun die rauhe Gegenwart! Der Eine glaubte in Adelaide die Robinson-Träume seiner Jugend noch einmal in der Wirklichkeit zu durchleben, die Seligkeit eines Ansiedlerlebens in verborgener Stille zu genießen. Ein Anderer, kühner von Geist, sah sich schon in zahllose Abenteuer mit den Wilden verwickelt, das Känguru jagend, auf weiter Ebene das Emu mit flüchtigen Rossen verfolgend und bis an die Zähne bewaffnet durch dichte Urwälder dringend, um neue unbekannte Zauberländer aufzusuchen. Ein Dritter endlich glaubte in Adelaide nur das Geld von der Straße aufschaufeln zu dürfen, seine mitgebrachten Waaren für viele hundert Procent verkaufen zu können, u. s. w. Wie sehnte ich mich, das seltsame Land zu

*) Aus einer Reise um die Welt. A. A. Z. 1850, Nr. 245.

schauen, wo die Kirschen die Kerne auswärts tragen sollen, wo die Bäume die Rinde statt der Blätter abwerfen und, keinen Schatten werfend, dieselben nach oben richten, wo allein die Familie der Beutelthiere haust und das Schnabelthier seine Heimath hat!

Aufrichtig gestanden, haben wir uns Alle getäuscht, auch nicht Einer hat die Befriedigung seiner Wünsche gefunden. Daß man an der Stelle einer wilden noch ursprünglichen Colonisation eine umfangreiche Stadt mit durch und durch europäischem Leben findet, wenn auch nicht glänzende, doch zahlreiche Läden, mit allen europäischen Bedürfnissen im Ueberfluß gefüllt; ein Theater, das zwar am Morgen von der Jury als Richtersaal benutzt wird, aber am Abend doch Shakespeare's Dichtungen im Gemüth auffrischt — das Alles ließe man sich gern gefallen. Den theilweis sogar zierlichen Häusern, mit Schlingpflanzen reizend überzogen, giebt gewiß jeder Robinsonjäger vor der Felsenhöhle den Vorzug; aber der Landwirth ist erstaunt über die Größe der Mittel, deren er bedarf, wenn er auf eigenem Grund und Boden setteln (ansiedeln) will.

Wenn es auch noch einige ferne Flecken geben sollte, wo der Acker zum niedrigsten Preis von 1 Pfund Sterling unmittelbar vom Gouvernement verkauft wird, so sind doch solche Fälle entweder sehr selten, oder der Boden so schlecht, daß dadurch keine günstigeren Chancen für den Landmann entstehen. Der gute Boden in der Nähe der Stadt und der Townships (Städtchen) ist entweder gar nicht oder zu enormen Preisen zu verkaufen. So pachtet der Ankömmling dann auf 12 Jahre das rohe, uneingefenzte (uneingefriedigte) Land gegen die gewöhnliche Rente von 3 Bushel Weizen per Acker, und unter der Bedingung, nichts von den erbauten Wohnlichkeiten wieder einreißen oder verkaufen zu dürfen. Drei Bushel entsprechen ungefähr der Einsaat, während die Durchschnittsernte auf geklärtem Boden ungefähr 24 Bushel per Acker beträgt. (Ein Acker hat circa 7/4 preußische Morgen.) Die meisten Ansiedler täuschen sich über die Arbeit, die ihrer wartet. Da das Einfenzen wegen des herumlaufenden Viehes durchaus nothwendig ist, und da nur drei Rails (Querstangen) Schadenersatz-Recht gewähren, so bedarf es der unausgesetzten Thätigkeit von zwei Männern, wenn sie in einem Jahre eine Section von 80 Ackern fenzen wollen. Nicht immer ist die nöthige Quantität Holz zur Hand.

Wenn zwei Arbeiter alle übrigen Geschäfte mit besorgen wollen, so vermögen sie nicht gut mehr als 5 Acker des Jahres zu klären; ausschließlich damit beschäftigt, können sie aber 15 Acker culturfähig machen. Rechnet man nun die viele Arbeit, weche der Pächter auf Klärung und Einzäunung seines Landes, auf die Erbauung seiner Hütte u. s. w. verwenden muß, ehe er auf einen Ertrag von Bedeutung rechnen kann, und daß der Vortheil aller dieser Arbeiten sehr bald nur dem Eigenthümer, welcher nie über 12 Jahre verpachtet, anheimfällt, so wird man das Resultat begreiflich finden: daß sehr selten ein Pächter dazu kommt, irgend et-

was zurückzulegen, daß er meist nur sehr knapp seinen und seiner Familie Unterhalt gewinnt, und daß er häufig gezwungen wird, die Pachtung vor der Zeit aufzugeben, weil es ihm unmöglich ist, dem Bodenbesitzer die schuldige Rente zu bezahlen.

Der deutsche Bergmann sucht vergebens in Australiens Minen den reichen Lohn für seine Bemühungen. Ein Jäger kann weit und breit das Land durchstreichen, ehe er für sein Gewehr ein anderes Ziel findet als Kakadu's und Papageien. Schlecht leben und hart arbeiten ist der Wahlspruch für das südaustralische Leben der Mehrzahl der Ansiedler. Ich halte die ganze Colonisation von Südaustralien, wenn auch nicht für geradezu widersinnig, doch für hoffnungslos. Es widerspricht zu sehr allen bis jetzt gemachten Erfahrungen, daß ein Land jemals einen bedeutenden Aufschwung gewinnen könne, welches so wasserarm ist. Der Torrens und der Ongaparinga sind die einzigen Flüsse diesseits des Murray, welche während der Sommermonate fließen, und dann ist das Rinnsal nur ein unbedeutender Wasserfaden. So reichlich der Winterregen fällt, und so durchaus nicht ungünstig überhaupt die Größe des Wasserniederschlages ist, so sucht man doch oft vergeblich nach wenigen Tagen da auch nur eine Spur von Feuchtigkeit, wo eine Woche vorher noch ein schäumender Bach geplätschert hatte. Solche sogenannte Dry creeks überschreitet man im Sommer auf jeder größeren Streiferei, und wie schmerzlich ist die Erfahrung, wenn man in der furchtbaren Gluthhitze darauf gezählt hat, dort seinen Durst löschen zu können. Man ist überhaupt oft gezwungen, mit brackigem Wasser fürlieb zu nehmen, da vorherrschender Salzgehalt eine Eigenthümlichkeit des australischen Bodens ist; ein guter Brunnen erhöht den Werth einer Section bedeutend.

Die Australneger.

Ich habe Ihnen ein Bild der südaustralischen Eingebornen versprochen. Wollen Sie sich mit der Skizze begnügen, welche ein kurzer Besuch in ihrem Lager verschafft, so folgen Sie mir. Ich führe Sie von meinem Hauptquartier die Hindley=Street herauf bis zur King=William=Street, die wir nordwärts verfolgen. Sehen Sie, dieses solide, massive, doch zierliche Gebäude zur Linken ist die Bank, das folgende zweistockige die Post=Office. Jetzt sind wir an der breiten Straße North=Terrace angelangt, welche parallel der Hindleystraße läuft und in ihrem westlichen Theil vom Parkland begrenzt wird. Die Gebäude haben meistentheils einen kleinen Vorgarten, worin Schlingpflanzen hinreichend Nahrung finden, um die zierlichen Veranden zu umkleiden, welche die Mehrzahl der Häuser umgeben. Sehen Sie nur zu Ihrer Linken, das Bureau der Feuer=Assecuranz=Compagnie hat eine Veranda aus dem geschmackvollsten Eisenguß. Es ist dieß das

vornehmste Quartier der Stadt, hauptsächlich markirt durch die Wohnung des Gouverneurs, die am Abhang des linken Gehänges des Torrens liegt. Ein rothgeröckter Bursche hütet das zierliche, weitläufige, aber wegen seiner Kostbarkeit doch nur zu einem Drittel fertig gewordene Gebäude. Es ist ganz in Putz gesetzt, und gegen die gelbe Thonbekleidung stechen die überall sich findenden grünen Jalousien sehr freundlich ab. In dem Park, worin freilich noch Raum zu tausend Verschönerungen wäre, stehen die Baracken, welche der etwa 60 Mann starken Compagnie vom 17. schweren Infanterie-Regiment zur Wohnung dienen.

Aber verlassen wir schnell diese rothen Söhne des Meeres und wenden wir uns zu ihren von der Natur schwarz uniformirten Brüdern. Ich muß Sie bitten, mir über einen mächtigen Eukalyptenstamm*) zu folgen, der eine natürliche Brücke über den Torrens bildet, dessen kleines Sommerbett Ihnen nicht verrathen würde, daß seine vom Regen angeschwellten Wellen im Stande wären, so mächtige Bäume zu entwurzeln. Hier dicht vor uns, am rechten Ufer, dieser niedrige Haufen von Buschwerk, ähnlich einem geschleppten Verhau — das ist die gegenwärtige Haupt- und Residenzstadt eines ganzen Stammes. Ich glaube, wer einmal eine solche Wandertruppe australischer Eingebornen gesehen, wird niemals diesen Eindruck stumpfsinniger Apathie und thierischer Rohheit aus dem Gedächtniß verlieren. Zu allen Zeiten findet man die Natives (Eingebornen) in der Nähe der Stadt; es ist unter ihnen ein ewiges Kommen und Gehen, ein Erscheinen und Verschwinden. Dieses wie eine Treibhauspflanze emporgeschossene Häusermeer mag ihrer Neugierde und Phantasie einen unversiegbaren Stoff gewähren, wie uns ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. Es waren vielleicht 140 Wilde von Morunden (ein Stamm, der höchstens 200 Köpfe zählen soll), welche hier hinter kleinen Sträuchen hausen, die den Namen Hütte auch nicht im Entferntesten verdienen.

Wenige Schritte von ihrem jetzigen Lagerplatz hat die Regierung, um die Wilden allmälig an feste Wohnungen zu gewöhnen, eine Reihe offener Schuppen gebaut, welche aber, obgleich sie ihre Feuer fast immer im Parkland anzünden, niemals von ihnen benutzt worden sind.

Zwar neben einander, aber ganz regellos hatten sie von trockenen Zweigen der Mimosen, Banksien, Eukalypten mehrere niedrige halbkreisförmige Windfänge errichtet, über welche der Himmel das einzige Dach bildete, und Gruppen aus zwei bis drei Familien kauerten oder lagen in träger Ruhe um ein kleines Feuer, in dessen Dampfwolken sie sich behaglich einzuhüllen schienen.

---

*) Die cactusartigen Casuarinen, die blattlosen Acacien und einförmigen Myrtaceen, zu denen auch der Eukalyptus gehört, charakterisiren die Pflanzenwelt von Australien.

Im Lager tragen die Eingebornen keinerlei Bekleidung, die außerdem höchstens in einer mäßig großen Decke von Wolle oder zusammengenäheten Opossumfellen besteht.

Die Australneger sind dunkelschwarze Gestalten von mittlerer Größe, schlank gewachsen, mit auffallend dünnen Beinen und fast zarten Händen und Füßen. Ein kleiner Kopf mit affenartigem Gesicht, das aber wenig Negerartiges hat, und einer niedrigen Stirn giebt ihnen einen ungewöhnlich dummen thierischen Ausdruck. Das Haar ist schwarz und struppig, aber lockig, und die Männer tragen einen langen Bart, der über der Lippe kurz und kraus ist. Dünne schwarze Lippen, ein ungewöhnlich hellfarbenes Zahnfleisch lassen den mäßig großen Mund auffallend erscheinen. Die Ohren stehen ab und sind vorgebogen, die schwarzbraunen Augen von einem gelblichen Weiß umgeben. Entgegen den Orientalen, scheinen diese Australier Waschungen für eine Entweihung zu halten, dagegen bemalen sich Männer und Frauen dann und wann mit breiten, horizontalen und vertikalen Streifen von rothem thonigen Ocker, namentlich über die Haare des Vorderkopfes. Auch sieht man wohl einen weißen parallelen Strich quer über die Augen und einen vertikalen längs der Beine. Den letzteren, so viel ich weiß, als eine Annäherung an die weiße Passe-poil der Polizeimänner, die in ihren Augen die Könige der Colonie sind. Daß die Eingebornen aber nicht ohne alle Eitelkeit sind, beweist manche australische Schöne, die mit einem alten durchsichtigen, mit Blumen etwas aufgeputzten Schnürenhut einherstolziert.

Bei den Wilden von Adelaide Tribe, und auch in einem wandernden Stamme, den ich bei Onyaporinya traf, habe ich einigemal Frauen gesehen, deren Rücken im Halbkreise geordnete Einschnitte zeigte. Dieß waren jedoch die einzigen Spuren von Tätowirungen, die ich bemerkte. Es scheinen die Eingebornen ihre Zeit nicht an der Fabrikation von Schmucksachen zu verschwenden, denn nur einmal habe ich ein Halsband von Känguruzähnen und zuweilen in dem struppigen Kopfhaar eine Kakadufeder gesehen.

Die Frauen sind im Ganzen viel weniger zahlreich als die Männer, und oft Gegenstand blutiger Streitigkeiten. Ihnen fällt, wie bei allen Wilden, ausschließlich die Arbeit, das Herbeischaffen der Lebensmittel, des Brennholzes u. s. w. anheim. Seitdem die Axt des Ansiedlers die Wälder gelichtet hat und das Feuergewehr in ihnen erschallt, ist das Känguru fast verschwunden, und das Opossum*) seltener geworden; die Eingebornen sind

---

*) Ein Beutelthier, das auch in den wärmeren Gegenden von Nord- und Südamerika lebt, die Größe eines Marders hat und sich leicht zähmen läßt. Es kann nicht schnell laufen, aber vermittelst seines langen Schwanzes sich von einem Baume zum andern schwingen. Wird es verfolgt, so stellt es sich, um der Gefahr zu entgehen, oft todt, namentlich die Mutter, wenn sie Junge im Beutel hat.

also für ihren Lebensunterhalt auf das Betteln angewiesen. Sie sind in der Wahl ihrer Nahrungsmittel nicht verlegen, alles Eßbare ist ihnen recht — Eidechsen, Schlangen, halbverfaultes Fleisch u. s. w.; auch habe ich sie die Blätter von einem Mesembryanthemum in armen Zeiten gierig verschlingen sehen. Auffallend ist mir gewesen, daß sie nie eine von Europäern getödtete Schlange verzehren. Da die animalischen Gifte unschädlich sind, sobald sie nicht mit den Blutgefäßen in Berührung kommen, so begreife ich diese Ausnahme nicht, da die Eingebornen sonst nichts verschmähen. Nie habe ich in ihren Hütten eine Art von Kochgeschirr bemerkt. Ein verfaulter Schafkopf, in der Asche halb gebraten, scheint ihnen ein kostbarer Leckerbissen, dessen Garwerden ihre Gefräßigkeit selten abwartet, indem sie jedes kaum braun gebrannte Stück verzehren.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß die Süd-Australier kein einziges Culturgewächs besitzen, sowie sie auch selbst ohne alle Entwickelung sind; nicht einmal der neuseeländische Flachs (Phormium tenax) ist ihnen eigen. Es fehlt ihnen vollständig, was man sonst die charakteristische Pflanze der Völker nennt. Sie haben kein Analogon zu dem Brotfruchtbaum und der Kokospflanze der Oceaniden, der Gewürze der Malayen auf den Sundainseln, der Dattelpalme der Araber, dem Reis und der Baumwollenstaude der Hindus. Daß die Acacia (alata, decipiens, armata) Gummi liefert, haben sie erst durch die Europäer erfahren.

Sie bedienen sich zum Tranchiren nur ihrer Zähne, und theilen ihren zweideutig riechenden Braten brüderlich mit ihren Hunden. Abwechselnd sieht man den Knochen von dem Herrn und dann wieder von einem dieser langen, gelben, meist räudigen Hunde, welche dem wilden australischen Dingo (Canis Austrasiae) offenbar verwandt sind, benagt. Trotz seiner Liebe für diese seine einzigen Hausthiere, die ihm überall folgen und ihn stets zahlreich begleiten, überwacht doch der Eingeborne stets mit eifersüchtigem Auge die Mahlzeit seines vierbeinigen Gesellen, und öfters sieht man, wie er ein besonders leckeres Stück dem verderbendrohenden Rachen wieder entreißt, um es selbst zu verschlingen. Zwischen dem auch unmittelbar in der Asche gebratenen carne con cuero (Fleisch in der Haut), welches ich später mit dem wilden Gaucho der Pampas des Rio de la Plata getheilt habe, und der Rohheit der australischen Gerichte ist ein Unterschied, wie er kaum größer zwischen einem Diner von Vefour oder Jagor und den rein im Wasser gekochten Maccaroni der Lazzaroni sein kann.

Ein einziges Mal habe ich später eine alte Lubra (Frau) am Hafen Wasser in einen verrosteten Blechtopf zum Sieden bringen sehen, um Thee zu kochen. Sonst kennen sie kein anderes Getränk als Wasser; nur die Schüler der Missionäre sind größere Leckermäuler.

Diese sorgt zärtlich für ihre Kleinen, läßt sie aus ihrem Beutel, damit sie an der Sonne spielen und sich wärmen, lockt sie aber bei der geringsten Gefahr wieder an sich und schließt sie wieder in den Beutel ein, um mit ihnen davon zu laufen.

Wenn die Eingebornen sich nicht mit dem Essen beschäftigen, dessen Bestandtheile sie sich durch Erbeutung eines gefallenen Thieres oder durch Betteln in der Stadt verschafft haben, so ruhen sie den übrigen Theil des Tages von ihren Anstrengungen aus. Nur die Frauen haben, wie schon bemerkt, für das nöthige Brennmaterial und für weitere Bedürfnisse zu sorgen, namentlich noch mehr Lebensmittel herbeizuschaffen. Der Gemahl vergißt nie, aus letzteren zwei ungleiche Hälften zu machen und davon den Löwenantheil für sich zu nehmen, während die Frauen, wie in dem deutschen Erbrecht, nur Kindesantheil bekommen. Sollte die Familie nur eine wollene oder Opossum-Decke haben, so wird dieses einfache Kleidungsstück im Winter gebraucht, dem Manne Schutz zu verleihen, im Sommer dagegen der Frau als unwillkommenes Kleidungsstück zu dienen.

Eine auffallende Erscheinung ist das zierliche, proportionirte und sogar gefällige Aeußere der Kinder, und es erscheint fast unglaublich, daß daraus so häßliche Erwachsene werden können. Selten besteht eine Familie aus mehr als zwei Kindern, die mehr geborenen werden meist gleich nach der Geburt umgebracht — eine Grausamkeit, die in der Schwierigkeit der Ernährung ihre natürliche Erklärung findet. Selten wählt der Jüngling sich jenes nützliche Hausthier, welches in der Mundart von Süd-Australien allgemein mit dem Worte Lubra (Frau, Verheirathete) bezeichnet wird, aus dem eigenen Stamme, sondern überredet die Mädchen der benachbarten Stämme mittelst der Beredtsamkeit der Wurfkeule und sonstiger Gewaltthätigkeiten, ihm auf seinen endlosen Wanderungen zu folgen. Der abschreckende Schmutz und die widrige, durch keine Gutmüthigkeit gemilderte Rohheit der Weiber hat bis jetzt jede Verheirathung zwischen ihnen und den Weißen verhindert, obgleich die Regierung der Frau eine verhältnißmäßige Aussteuer versprochen hat, wenn ich nicht irre, eine Section von 80 Ackern oder 80 Pfd. Sterling.

Diese unpraktische Art, an der Cultur der Australneger zu arbeiten, schließt gleichwohl nicht eine, wenn auch sehr seltene Vermischung der beiden Racen aus, denn unter den Wilden von Morunden bemerkte ich ein kleines Mädchen, welches unzweifelhafte Spuren weißer Blutsverwandtschaft trug.

Der einzige Hausrath der Natives sind ihre Waffen; diese bestehen bei den Stämmen westwärts des Murray außer einem kleinen rechteckigen Schilde von Baumrinde, mit dem sie sehr geschickt die Speere aufzufangen wissen, aus der Wurfkeule oder Waddy, einer 2 Fuß langen, 2½ Fuß dicken jungen Kasuarina, die unten mit dem runden dicken Wurzelende und oben zugespitzt ist, und aus dem Speer, einer 11 Fuß langen, 2½ Zoll starken, geraden, an der Spitze am Feuer gehärteten Stange von einem Eukalyptenstamme.

Für die Jagd bedienen die Wilden sich einer Art von Wurfpfeilen (curle), welche mittelst eines Wurfholzes geschleudert werden. Eine junge gerade Eukalypte ist mittelst Harz an ein Rohr befestigt, und an das Ende

eines nur ein Drittel der Pfeillänge betragenden, in der Mitte ausgehöhlten kurzen Wurfstocks ist der Zahn eines Känguru geklebt, der in das Ende des Pfeils eingreift und demselben eine stetige Richtung zu geben gestattet, wenn er mittelst einer kurzen Bewegung des Armes geschleudert wird. Der Wurfstock bleibt dann in der Hand zurück. Uebrigens ist die Fertigkeit der Australier im Gebrauch der Waffen gering, und ich habe sie selten das Ziel damit treffen sehen. Die einzige ungewöhnliche Geschicklichkeit ist die Erkletterung der stärksten Eukalyptenstämme mit Hilfe zweier Kletterstöcke, durch die sie für Hände und Fußzehen hinreichende Anheftung finden, um in affenähnlicher Weise die Bäume nach einer Larve zu durchsuchen.

Es sind, so viel ich weiß, die Australneger die einzige Race, welche sich nie zu dem Bewußtsein, ein Volk zu sein, erhoben hat. Ohne irgend eine Spur von gesellschaftlicher Einrichtung, ohne Oberhaupt*), ohne Priester, ohne einen Wohnsitz, ohne Geschirr, ohne eine Häuslichkeit, ohne Geschichte irgend einer Art, ohne Erinnerung an die Vergangenheit, ohne Gedanken an die Zukunft, lebt der Australier im wahren Sinne des Worts ein reines Pflanzenleben. Die Beschaffung der Bedürfnisse für die nächste Gegenwart nimmt alle seine Körper- und Geisteskräfte in Anspruch, das Gestern liegt ihm heute für immer begraben, und das Morgen noch in weiter Ferne. Wie viele Jahrtausende würden vergangen sein, ehe der Australier den Weg zum Europäer gefunden hätte! Jetzt wird, ehe wir in ein neues Jahrhundert treten, wenig mehr von den ursprünglichen Bewohnern der Eukalyptenländer vorhanden sein, sie gehen dem Aussterben unzweifelhaft und rasch entgegen. Wie alle wilden Nationen an der Seite der gebildeteren, so gehen auch die Australier neben dem Europäer unter, da die nöthige Zeit zu ihrer Entwickelung zu groß ist, um diese nicht durch die Nachtheile der Civilisation, welche sich schneller als die Vortheile verbreiten, zu vernichten.

*) Der Stärkste genießt allerdings des meisten Ansehens und wird als Oberhaupt geachtet, aber er bethätigt sich selten als solcher in geregelten Unternehmungen. — Noch eine Bemerkung muß hier eingeschaltet werden, daß der Beschuldigung, die Australneger seien Menschenfresser, neuerdings widersprochen wird.
Der Verf.

Neunzehnter Abschnitt.

1. Die pontische Steppe. — 2. Der Gaucho und die Pampas. — Vergleichende Ansicht der Steppen.

1. Die pontische Steppe*).

Oberfläche und Gestaltung.

So eben die Steppen, welche sich im Norden des schwarzen Meeres ausbreiten, auch sind im Vergleich mit vielen, ja den meisten Gegenden der Erdoberfläche, so sind sie doch sehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufstellen könnte. Auch bieten sie keineswegs solche ununterbrochene und durchaus in gleichem Niveau stehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Ljanos Südamerikas. In ihrer ursprünglichen Anlage mögen sie allerdings ununterbrochen eben gewesen sein. Da sie aber, anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, sondern als 20 bis 30 Klafter über dem Meere erhabene Plateaus niedergeschlagen wurden, so veränderten die großen Urfluthen, die jetzt quellenden Flüsse und das Regenwasser ihre Oberfläche vielfach und durchschnitten die Steppenplateaus durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten und Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derselben Höhe in langgezogenen Gewölben neben einander liegen. Obgleich diese Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, sehr unbedeutend sind, so erscheinen sie doch in den Steppen nicht so, und da hier oft die unbedeutendsten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigenthümliche Bedeutung für den Menschen gewinnen, so lohnt es sich der Mühe, sie näher in Erwägung zu ziehen.

---

*) Reisen in Südrußland von J. G. Kohl. 2. Theil. (Dresden bei Arnold. 1841.)

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und bestimmte Namen für sie ausgeprägt, die wir gleich versammelt voranschicken wollen. Es sind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Obruiwi, die Wuipolotsch, die Stawoks, Gorboks und Gorboschoks.

Die neptunischen Kräfte, welche alle die mit den vorstehenden Namen bezeichneten Formen hervorgebracht haben, sind das abfließende Regenwasser, die Flüsse und Quellen, so wie endlich die Meereswogen.

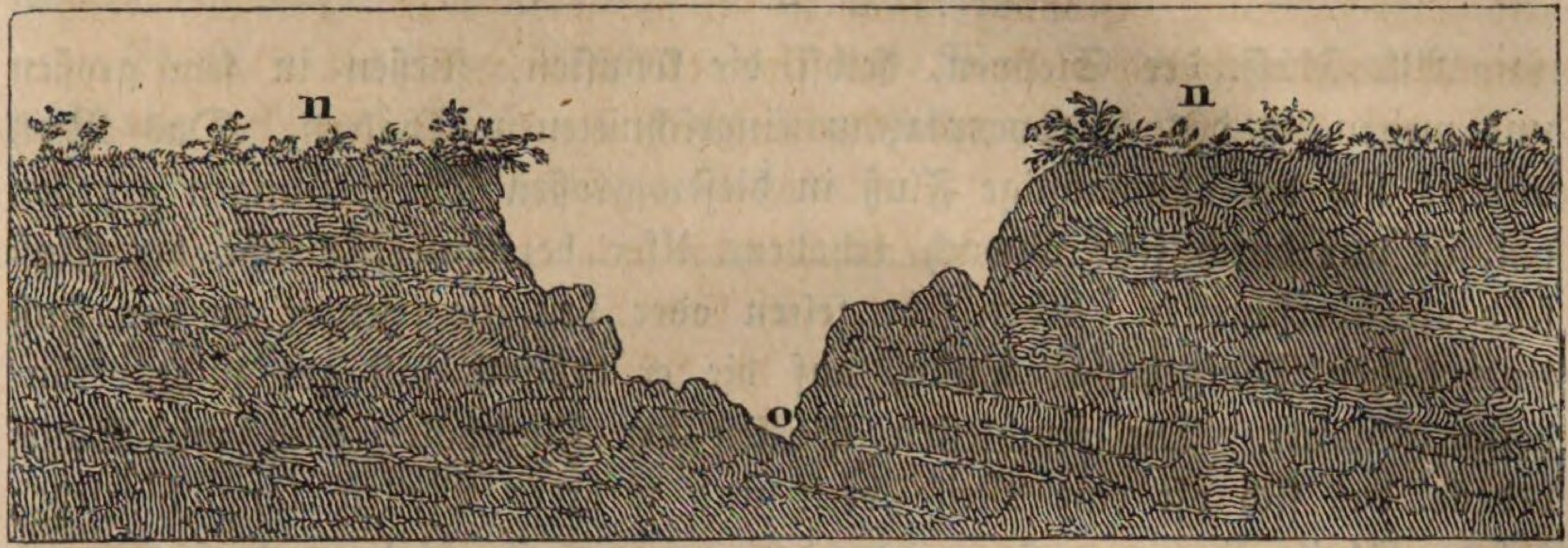
a. Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geschmolzene Schneewasser stehen bei starken Niederschlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft mehrere Zoll hoch eine Zeit lang still. Ein kleiner Theil desselben zieht in den Boden, sammelt sich in den unterirdischen Wasserbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thon, oder über dem Granit oder sonst einer festen undurchdringlichen Schicht, und bleibt entweder in diesen Sammlungen, oder läuft in kleinen spärlichen Quellen zu Tage hervor. Der meiste Regen aber fließt auf den großen, langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen und sonst zwischen dem Grase hindurch in die Limans und Flußthäler hinab. Diese kleinen Regenwasserrinnen sind gewöhnlich so unbedeutend, daß sie kaum die Grasnarbe der Steppe hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieses so abfließenden Regenwassers besteht darin, daß es hier und da die im Ganzen eine Elle tiefe Fruchterde verändert und ihre Decke verschiebt, hier verringert, dort verstärkt. Man bemerkt dieses Abflözen der Fruchterde natürlich besonders in den beackerten und daher beständig gelockerten Steppengegenden nach jedem starken Regen, wo man immer bedeutende Massen frisch abgespülter fetter Erde in allen Thälern und Vertiefungen zusammengeführt findet. In den allergeringsten Vertiefungen des Steppenbodens ist auf diese Weise eine Fruchterdeschicht mehrere Ellen dick zusammengeflözt. Ja in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehrere Klaftern dick, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

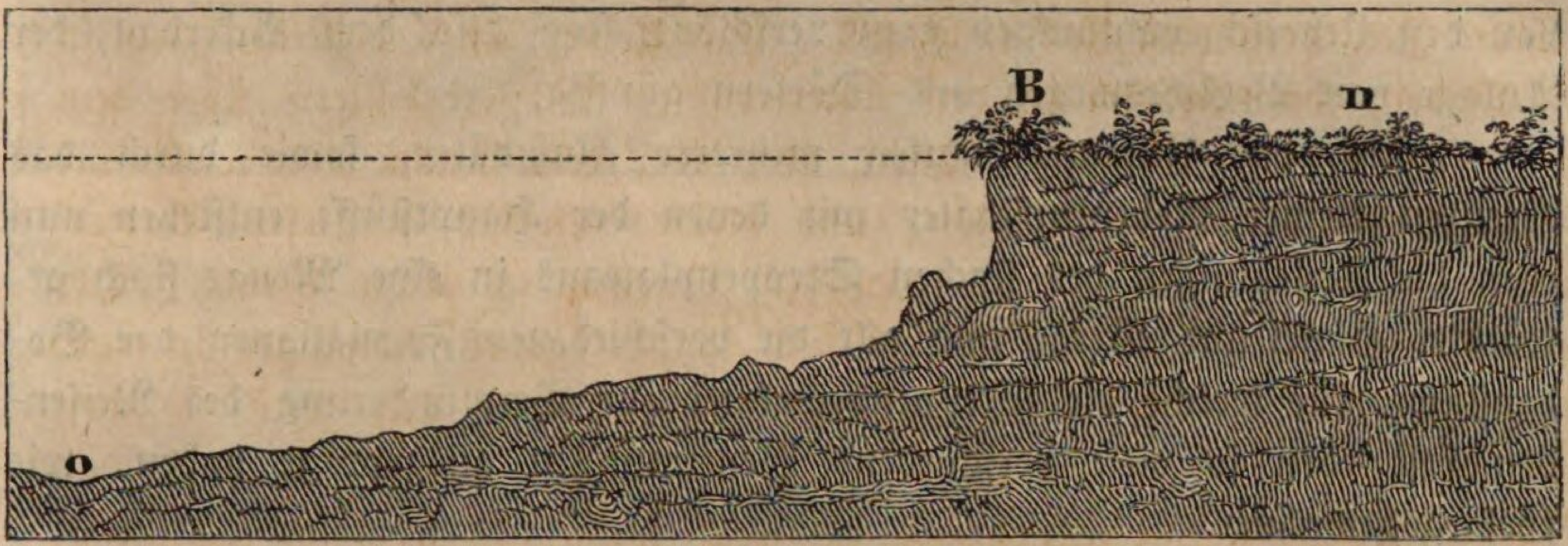
Dieses Flözen ist eine im Ganzen sehr bedeutende, im Einzelnen wenig bemerkbare, durch das Regenwasser bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr ins Auge fällt, sind die von dem Regenwasser überall in die Steppen eingeschnittenen Schluchten, von den Kleinrussen „Wuipolotsch" genannt.

Wo sich irgend ein Abhang findet, in Flußthälern, am Meeresufer, an einem ausgefahrenen Wege, einem aufgeworfenen Graben oder einer gezogenen Ackerfurche, da gräbt das ablaufende Wasser ein, schwemmt die Grasdecke hinweg, und aus dem kleinen Einschnitte wird zuletzt eine 100 bis 110 Fuß tiefe Regenschlucht.

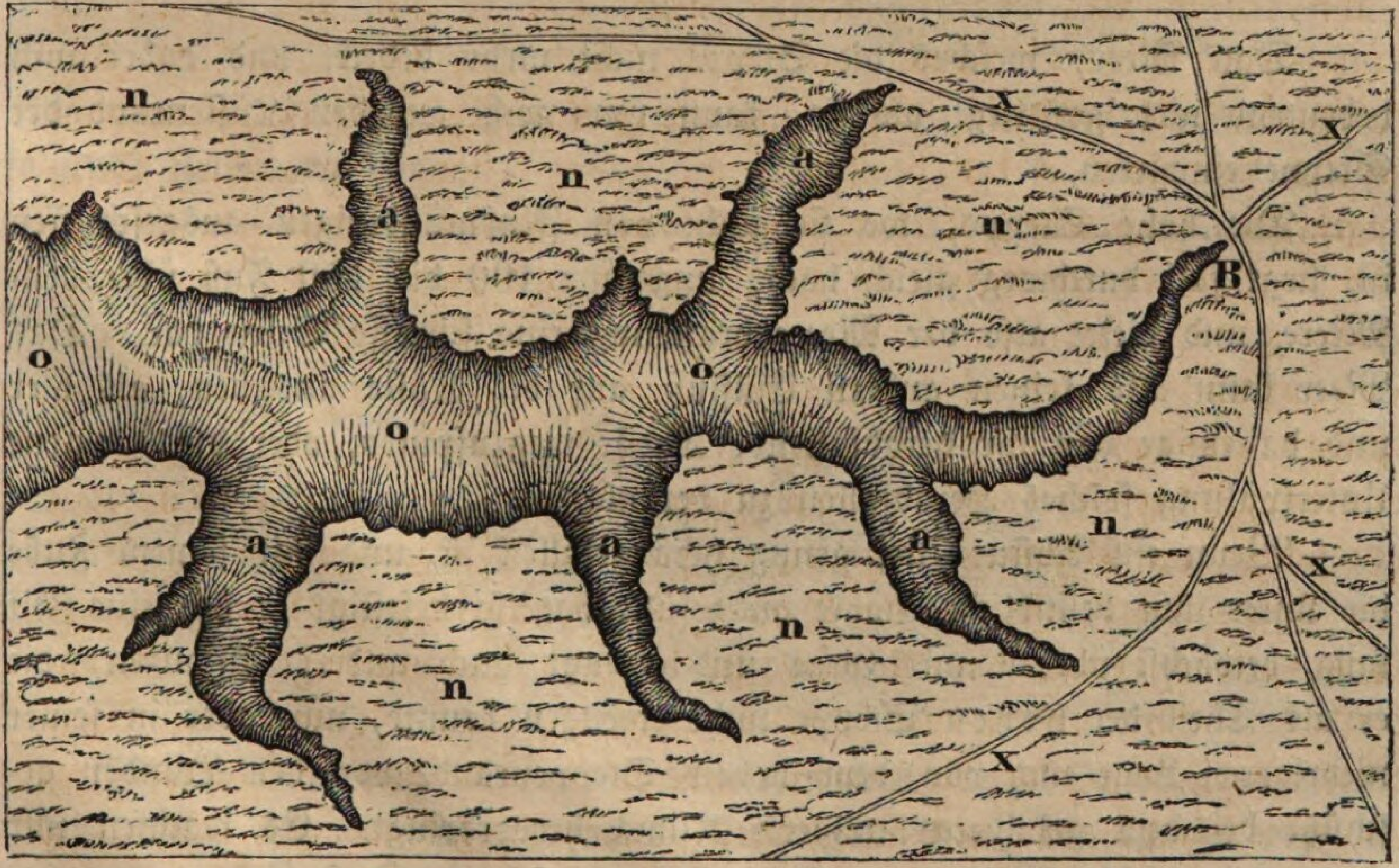
1. Queraufriß.



2. Längenaufriß.



3. Umriß.



B Punkt des Wassersturzes.
x x An ihm herumführende Wege 2c.
a a Nebenschluchten.
o Schluchtsohle.
n n Hohe Steppe.

b. Veränderungen durch Flüsse.

Alle Flüsse der Steppen, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern. Das Bett, welches sich der ohnmächtige Fluß in diesen großen Thalweitungen gegeben hat, ist nur durch sehr schwach erhobene Ufer bezeichnet, welche der Fluß sehr oft überschreitet. Aber sehr selten oder fast nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan, auf die er deßhalb fast gar nicht verändernd einwirkt. Die feuchtesten Stellen der Flußthäler sind mit Schilf bedeckt, das sich oft eine Meile breit und mehrere Meilen lang hinzieht; andere Theile liegen trockener, werden nur im Frühjahre überschwemmt, und bieten schöne Wiesen und Heuschläge. Noch andere Stellen bleiben von den Ueberschwemmungen ganz verschont, sind also dem Ackerbau, der Anlage von Verkehrswegen und Dörfern günstig.

Durch das Zusammenlaufen mehrerer Flußthäler, sowie durch das Kreuzen kleiner Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüsse entstehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateaus in eine Menge flach gewölbter Hügel und Berge und alle die verschiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Verwunderung des Reisenden fast eben so viele verschiedene Benennungen ausgeprägt haben, wie Gebirgsbewohner.

c. Die Einwirkungen des Meeres.

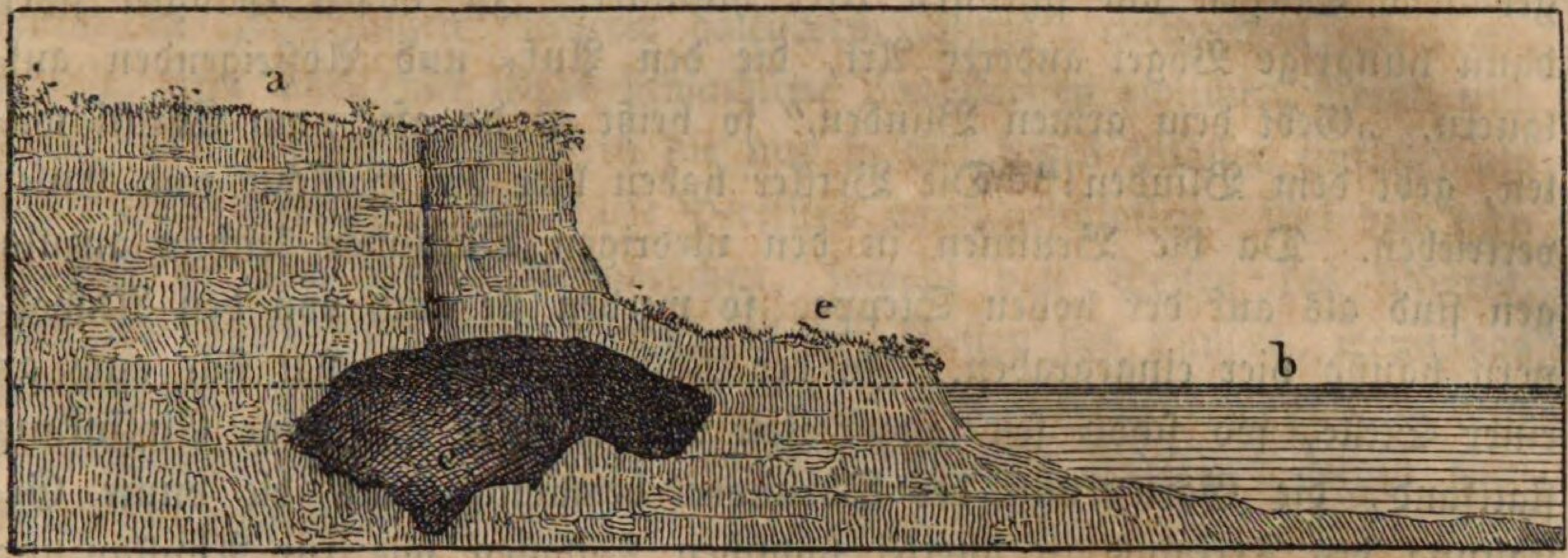
Das Meer, welches die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann nur noch auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

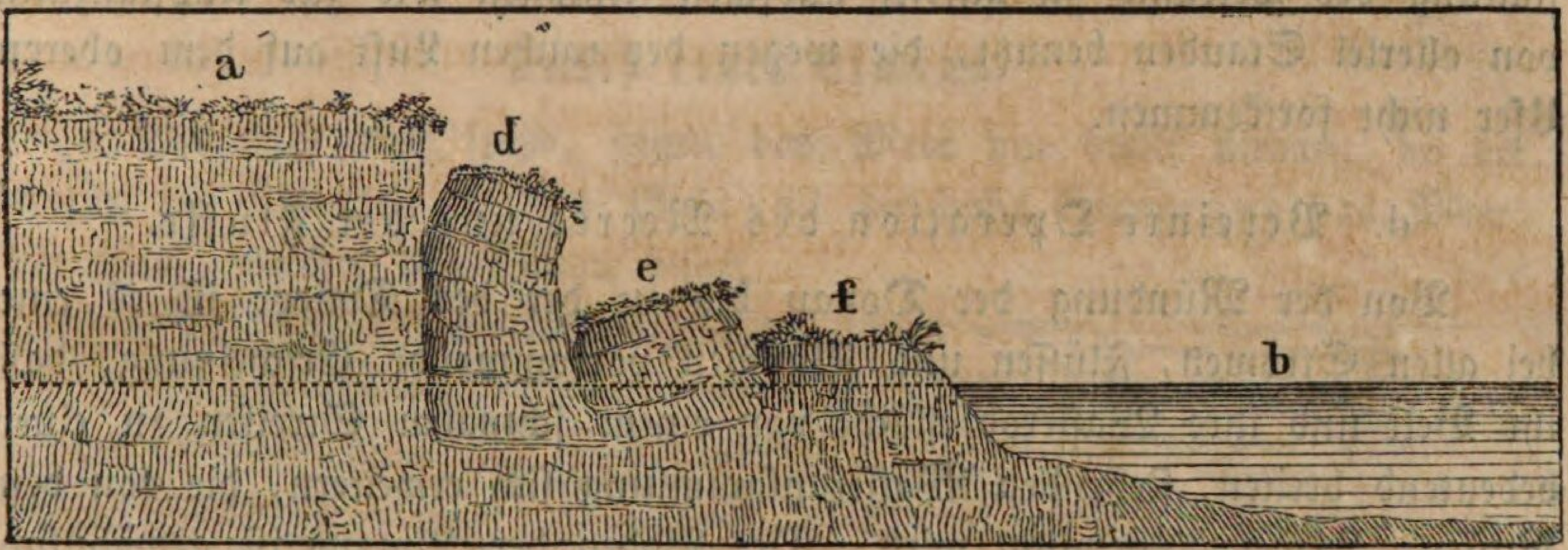
Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt fast durchweg gleich hoch, ungefähr 100 bis 150 Fuß über dem Meere, und bietet also der Meeresbrandung eine schroffe Stirn dar. Das Meer kann also keinen andern Einfluß auf die Küste ausüben, als hier und da einige von ihr herabfallende Theile wegzuspülen, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen zu veranlassen.

Wenn ein Absturz tief genug herabgefallen ist, und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine Zeit lang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er als Theil der h o h e n Steppe nicht erzeugen konnte, nun aber in seiner niedrigeren Lage und von dem hohen Steppenrande vor den Winden geschützt bei dem gebildeten mildern Klima hervorbringt. Es wachsen nur Hollundergebüsch, Weiß- und Schlehdorn u. s. w. Diese Gegend hat eine Zeit Ruhe; wenn aber die Quellen und das Meer neue Höhlungen auswaschen und einen Theil des Vorgeschobenen wegspülen, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird auch verändert.

Diese zerrissene, zerbröckelte, theils gehobene, theils gesunkene Küste nennen die Russen „Obruiwi," d. h. Abrisse*).

Es sei a die hohe Steppe — b das Meer — c eine durch Unterwaschung gebildete Höhle — d ein herabsinkendes Stück — e das Meeresgestade — f das neugebildete Gestade.





Eine im Laufe der Zeit entstandene, vielfach zerklüfte Obruiwe stellt folgende Zeichnung dar.



In den Obruiwen haben die Menschen das, was sie oben verloren, unten wieder zu gewinnen gesucht. Fußwege führen überall zu und in ihnen hin. Die Sauhirten treiben ihr grunzendes Vieh in den Obruiwen

---

*) Auch die Deutschen an der Küste haben das Wort „Obruiwe" angenommen, und sprechen: „Treib' die Schweine in die Obruiwen," oder: „Es hat sich eine neue Obruiwe gebildet."

umher, und die wühlenden Thiere vermehren noch die von der Natur gebildete Zerrüttung. Ferner hausen da noch die Dohlen, Eulen, Habichte, Meerschwalben und sonstiges Gefieder in Menge, das an den schroffen Ufern sich Löcher ausarbeitet und in völlig unzugänglichen Nestern seine Jungen füttert. Bei den Dörfern und Städten führen treppenartig eingehauene Stiegen am schroffen Ufer hinunter. In diesen Gängen sitzen dann hungrige Vögel anderer Art, die den Auf- und Absteigenden auflauern. „Gebt dem armen Blinden," so heißt es da oft, „um Christi willen, gebt dem Blinden!" Die Bettler haben hier die Habichte und Eulen vertrieben. Da die Brunnen in den niedrigen Obruiwen leichter anzulegen sind als auf der hohen Steppe, so werden sie auch von den Anwohnern häufig hier eingegraben. In der Nähe von Odessa hat sich auch an einer Stelle, wo schon seit langer Zeit kein Absturz und keine Einsinkung stattfand, die Gartenkunst der Obruiwen bemächtigt und die bunte Gestaltung des Terrains zu allerlei hübschen Anlagen wie zur Anpflanzung von allerlei Stauden benutzt, die wegen der rauhen Luft auf dem oberen Ufer nicht fortkommen.

d. Vereinte Operation des Meeres und der Flüsse.

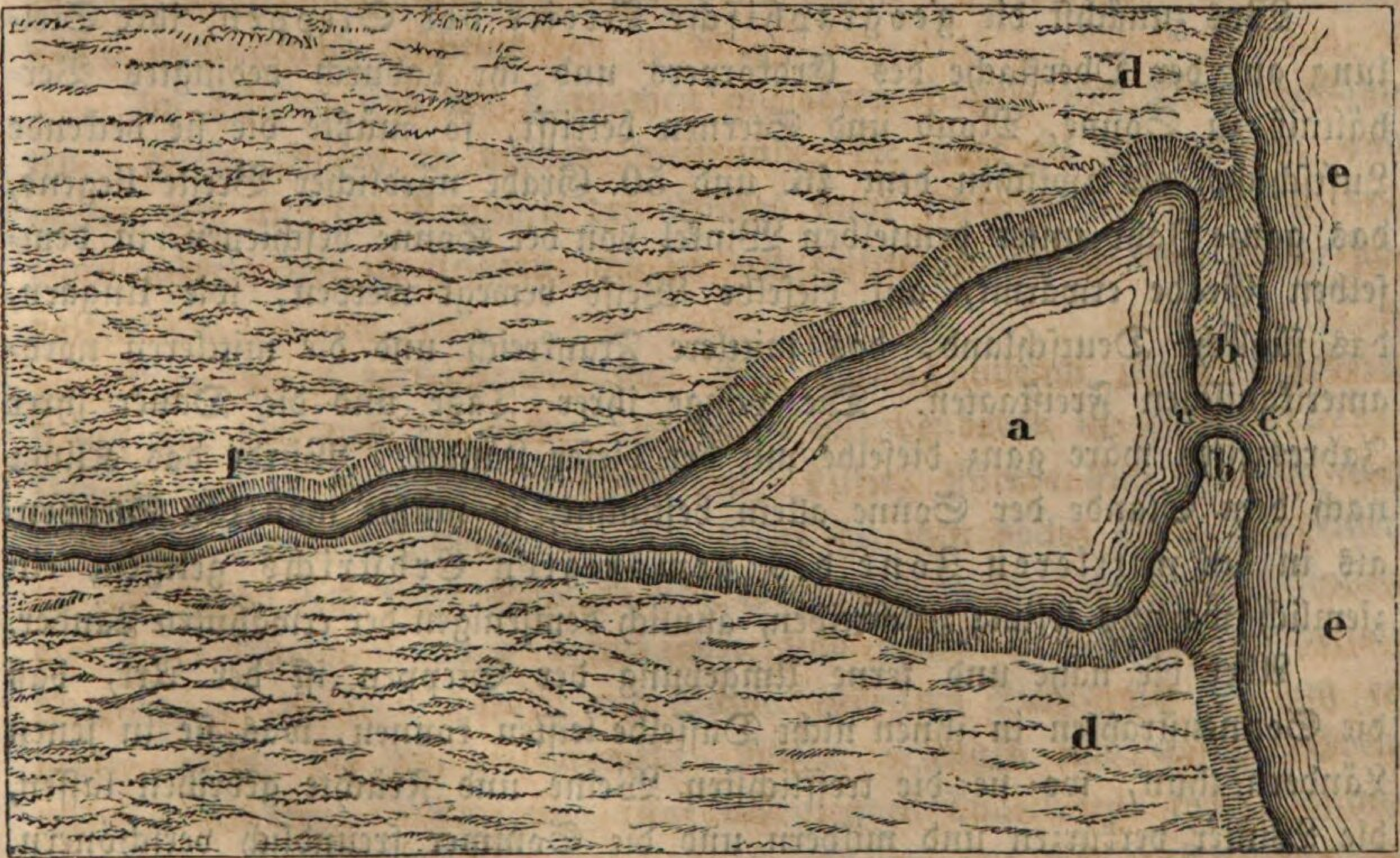
Von der Mündung der Donau bis zu der des Dniepr ist es eine bei allen Strömen, Flüssen und Flüßchen vorkommende Erscheinung, daß ihr Bett und ihre Wasseroberfläche von einem schmalen Streifen zu einer bedeutend breiten, stehenden Wasseransammlung sich erweitern, die von den Russen „Liman" genannt wird. Der Boden der Limans ist gewöhnlich ganz flach und nur nach der Mitte zu unmerklich vertieft; in der Regel ist er mit feinem dicken schwarzen Schlamme belegt, von der durch das fließende Wasser hineingeführten Fruchterde der Steppe gebildet. Dieser flache Limanboden erhebt sich nun zu beiden Seiten ein wenig zu seinen Grenzen und Gehängen hinan, die mit Gras bewachsen sind.

Die Flüsse der Steppe fielen in frühester Zeit als Wasserfälle vom hohen Steppenrande ins Meer, bis sie den Boden ihrer Thalrinnen tief genug, ausgegraben hatten, und derselbe mit dem des Meeres von gleicher Höhe war. Nun trat das Meer bei hoher Sturmfluth hinzu, drang in die Mündungen der Flüsse ein, stauete das Flußwasser auf, und in dem dadurch veranlaßten Kampfe der Fluß- und Meeresgewässer wurde dann die busenartige Erweiterung der Flußmündung hervorgebracht, die nun durch fortgesetzte Ausspülung mit Hilfe des Meeres immer mehr thalaufwärts drang, und so entstanden denn die weit landeinwärts gehenden Limans, wie man sie jetzt erblickt. Bei bedeutenden Fluthen und starken Ausströmungen des Meeres mochte dieses die Limans bedeutend austiefen, bei dem gewöhnlichen Stande des Meeres aber war der Erfolg ein ganz anderer. Der Fluß, dessen Wasser mit dem aus der Steppe fortgeführten Schlamm gefüllt rasch gegen das stagnirende, träge Meer anstieß, und des-

sen Kraft durch die Gegenwirkung desselben plötzlich gelähmt wurde, ließ nun sein Material hier vor der Mündung des Limans fallen, und es entstand allmälig ein Damm, an welchem dann auch das Meer bauen half, indem seine gewöhnliche Brandung Sand und Kiesel anhäufte. Die Russen nennen diese Dämme, die fast vor allen Limans hinlaufen, „Peressips," welche den „Nehrungen" unserer baltischen „Haffs" entsprechen: niedrige, schmale, zum Theil mit Gras bewachsene Landstreifen zwischen Liman und Meer. Bei einigen Limans, in die nur so viel süßes Wasser einfällt, als auch wieder verdünstet, sind diese Peressips ganz geschlossen. Bei den meisten sind sie aber wieder durchbrochen, sowohl von Seiten des Meeres, wenn die Springfluth heranstürmt, als von Seiten des Landes, wenn das überströmende Süßwasser sich Bahn bricht. Die Steppenbewohner nennen solche Durchbrüche der Peressips „Girls." Manche Peressips haben zwei Girls, die meisten nur einen.

Umriß eines Limans.

a Der nach oben spitze, gegen das Meer hin breite Liman; bb der Peressip des Limans; cc sein Girl; dd die hohe Steppe; ee das Meer; f der Fluß, welcher den Liman bildet.



Hier und da kommen auf der Steppenfläche kleine Vertiefungen vor, von denen man nicht recht weiß, wie sie entstanden sind, ob durch das Ausgraben der Erde durch die Mongolen für ihre Todtenhügel, oder durch die Nomaden aus früherer Zeit, um Tränken für das Vieh zu bilden, oder wodurch sonst. Nach längerem Regen bilden diese Vertiefungen kleine Teiche, zu denen das Vieh herankommt, um Kühlung zu suchen und sich darin gütlich zu thun. Auch im heißen Sommer, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, haben diese „Stawoks" immer noch feuchten Boden.

Auch auf einige Schwankungen des Bodens, die man als Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge betrachten kann, trifft man öfters in der Steppe. Das Ansteigen auf einem solchen endlos sich hebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldsprobe für den Reisenden, da das schnellste Wandern doch nicht fördert, und aus dem grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraustaucht als Gras und wieder Gras. Man kann oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis dann endlich die Spitze eines Todtenhügels oder die Flügel einer Windmühle sich zeigen, welche die höchste Gegend der der Wölbung ankündigen.

* * *

Das Klima.

Um das Steppenklima gehörig beurtheilen und schildern zu können, müssen wir

die geographische Breite,
die Gestaltung der Bodenfläche,
das Klima der Nachbarschaft

in Erwägung ziehen.

Was zunächst die geographische Breite der Steppen, ihre Stellung auf der Oberfläche des Erdkörpers und ihr dadurch bedingtes Verhältniß zu Sonne, Mond und Sternen betrifft, so müßte die sie deckende Luftschicht, als zwischen dem 46. und 50. Grade nördlicher Breite liegend, das ganze Jahr unter demselben Winkel von der Sonne beschienen, in demselben Grade erwärmt, auf dieselbe Weise bewegt werden, wie Ungarn, das südliche Deutschland, das mittlere Frankreich und die mittleren nordamerikanischen Freistaaten. Die Länge ihrer Tage und die Dauer ihrer Jahreszeiten wäre ganz dieselbe mit der dieser Länder. Würde das Klima nach dem Stande der Sonne allein bestimmt, so müßte man den Steppen, als in der mittleren Zone des gemäßigten Erdstrichs gelegen, ein ziemlich warmes Klima zuschreiben, ähnlich demjenigen der erwähnten Länder.

Aber die nahe und ferne Umgebung der Steppen ist der Art, daß die Sonnenstrahlen in ihnen nicht Dasselbe leisten können, was sie in jenen Ländern thun, wo sie die trefflichsten Weine und Früchte gedeihen lassen, die Winter verkürzen und mildern und die Sommer freundlich verschönern. Die benachbarten Länderstücke sind nämlich: im Norden die polnischen Sumpfländer (Volhynien u. s. w.) und die großrussischen Hügellandschaften, — im Osten die Ebenen der Wolgasteppen, — im Westen die karpathischen Landschaften, die Moldau, Ungarn u. s. w. Im Süden macht das asow'sche und schwarze Meer die Grenze.

Im Norden verlieren sich also die Steppen in die großrussischen Hügellandschaften und verschwistern sich so eng mit ihnen, daß sie deren Klima auf das Innigste theilen, und daß ihre südlichere Breite diesen Antheil

nur unbedeutend schmälert. Frei und von keinem schützenden Karpathendamme wie die ungarischen Ebenen umkränzt, bieten die russischen Steppen sich dem Boreas und seinen Dienern, die alle Jahre in ausgelassenem Triumphe über sie hereinbrechen, willenlos dar.

Gegen Osten ist die Verschwisterung noch entschiedener, denn die pontischen Steppen sind nur die letzten Zipfel jenes ungeheuern, vom Fuße der Karpathen durch Südrußland und die Mongolei sich hinziehenden Steppengürtels.

Nur im Süden und Westen sind die Nachbarn zu finden, die einen mildernden Einfluß auf die Steppen ausüben könnten, zunächst das südliche Meer, welches die Hitze mäßigen und die Kälte der Nachbarländer mindern müßte. Aber das Meer vermag nicht den Einfluß auf die Steppen zu üben, wie es denselben z. B. auf die ganz von ihm eingeschlossene Krim wirklich bethätigt. Einmal stößt das 20 Klafter erhöhte Steppenplateau sehr oft gegen das Meer an, so daß im Sommer die kühlsten, im Winter die wärmsten Luftschichten, die niedriger als 20 Klafter streichen, gar keine Wirkung auf die hohe Steppe äußern können. Dann bietet auch das schwarze Meer, wenn wir Kleinigkeiten nicht mitrechnen, nur eine Küstenentwickelung von höchstens 50 Meilen als Wassergrenze, was zu der großen Steppenmasse, die viele Tausend Quadratmeilen beträgt, höchst unbedeutend erscheint.

Im Westen sind die Karpathen mit ihren Hügel- und Berglandschaften. Diese erkälten die milden Westwinde, die über sie hinstreichen, und wirken also auf die Rauhheit des Klimas mehr erhöhend als mildernd ein, ganz anders, wie in Ungarn, wo sie den kalten Nordwind vom Lande abhalten.

Nun die Oberflächenbildung. Der flache, überall gleich gehobene, später nur hier und da wieder ausgetiefte Steppenboden ist außerordentlich geduldig und läßt alle Lüftchen, Lüfte, Winde und Stürme über sich hinsäuseln und hinbrausen. Da Alles bei ihm völlig gleich und einerlei ist, — da sich keine Sümpfe und See'n auf seiner Oberfläche befinden, die starke Ausdünstungen verursachen und heiße Luftströme temperiren könnten; — da keine hohen, mit Schnee bedeckten Berge sich in ihm erheben, welche die Wolken sammeln, Wetter erzeugen und auf die Ebene entlassen könnten; — da ferner keine bedeutenden Thäler und tiefe Schluchten, große Gebirgskessel und hohe schroffe Wände mit Niederungen abwechseln, welche bedeutende Störungen im Gleichgewichte des Luftmeeres hervorbringen könnten; — da wiederum auch nirgend leicht erwärmter und schnell erkaltender Sandboden mit dem immer kalten Lehmboden oder mit hitzigen Erdarten abwechselt, auch keine Feuchtigkeit haltenden und Dünste aussondernden Waldungen vorhanden sind; — da vielmehr Alles, im Ganzen und Großen genommen, flach und eben ist, Gras und nichts als Gras und darunter die überall gleiche fette Ackerkruste mit der schwarzen Frucht-

erde erscheint: — so leuchtet ein, daß der Charakter der Steppe in Bezug auf das Klima im Allgemeinen passiv ist. Nichtsdestoweniger ist er aber in tausend kleinen Fällen activ.

Wie die Mongolen und Tataren aus dem innern Asien hervorbrachen, alle Steppen bis hierher durchwanderten, und wie erst am Fuße der schlesischen Sudeten und der Karpathen ihre Kraft sich brach, ebenso mögen manche Luftströmungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen sich ergießen. Es läßt sich schon nach dem Obigen vermuthen, daß große allgemeine Landregen nichts Seltenes sind, und daß, wenn in einem Theile der Steppe die Temperatur erhöht oder vermindert wird, sogleich das Ganze daran Theil nimmt.

Die tiefen Balken und Regenschluchten führen aber im Kleinen die schneidendsten Contraste herbei. Im Winter, wenn auf der Steppe die alles Leben tödtenden Unwetter wüthen, sind sie ruhiger und wärmer als Keller. Im Sommer gleichen sie glühenden Backöfen, in denen die Sonnenstrahlen an den schroffen Wänden sich brechen, und die Luft bis auf einen kaum erträglichen Grad erhitzen, der Art, daß die trockene Erde ellenlang klafft und aufreißt. Im Frühling weht auf der hohen Steppe oft noch ein schneidend kalter Wind, während in den Thalschluchten schon die lieblichste Sonne wärmt. Des Abends jedoch kühlt sich die Luft in den Balken sehr rasch ab, so daß, während es auf der hohen Steppe noch bis spät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten, Thälern und Obruiwen alsbald ein kalter Thau niederfällt, sobald die Sonne in ihnen verschwindet.

So scharf der Contrast zwischen dem Plateau und seinen Einschnitten, so auffallend ist auch die klimatische Verschiedenheit zwischen dem Steppenrande an den Obruiwen und dem Meere. Man muß sich die Linie des Steppenrandes weit in das Luftmeer aufsteigend denken, als wenn eine Wand die Luftschichten über dem Meere von den über der Steppe befindlichen trennte. Wir sahen im Mai und Juni 1838 wenigstens 20 Gewitter auf dem Steppenplateau aufsteigen, die sich nach allen Seiten darüber verbreiteten bis zu dem Obruiwenrande, über ihn aber nicht auf das Meer hinausgingen, der Art, daß die Nereiden im sonnigsten Himmelblau schwammen, während Zeus auf der hohen Steppenfläche donnerte und blitzte. Umgekehrt sahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und nicht weit vom Obruiwenrande den Regen ins Wasser fallen, während die Viehheerden auf dem trockenen Lande dürres Gras rupfen mußten. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Grenze überschritten wurde, und die Meeres- mit der Landluft sich ausglich. Am größten ist diese Verschiedenheit im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmosphäre aufs äußerste erhitzt ist. Dann kommen die Gewitter, welche im Meere aufsteigen, nie auf die Steppe; und die, welche auf dem Lande sich zusammenziehen und ihre vollen Brüste hoffnungsvoll tief zu den schmachten-

den Kräutern und Heerden herabhängen lassen, werden von der grausamen Steppe nicht angenommen, indem die heiße Steppenluft, in senkrechtem Winde von unten nach oben aufsteigend, sie schwebend erhält, so daß sie auf das Meer hinabgleiten. Vergebens hofft der Gutsbesitzer auf seine großen von ihm angelegten Teiche, daß ihre Wasserfläche die in den Lüften schwebende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens schöpft der kleinrussische Bewohner seine Brunnen leer und schüttet alles Wasser weit und breit im Grase umher, Gott anflehend, daß er Gleiches zu Gleichem gesellen wolle — aber gegen diese Bitten wie die Teiche und Tümpelchen schreien die großen erhitzten Steppenplateaus ihr unbarmherziges Nein.

Der Steppenwinter ist sehr lang und rauh, besonders furchtbar durch seine Schneegestöber. Der Russe unterscheidet sehr genau drei Arten: die Mjatjols, Samets und Wjugas. Unter „Mjatjols" versteht man die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herniederfällt, unter „Samet" aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde hingeführt wird. Wenn man bei einem solchen Samet in der Steppe auf einem Todtenhügel oder sonst einem erhabenen Punkte steht, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämmtlichen Schnee der Fläche im Aufruhr. Es ist, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskrystallen hineinblickte, aus dem nur noch wenige nicht überschwemmte Punkte hervorragen. Diese Samets sind in den Steppen nicht ohne Gefahr; das Sehen wird den Zugthieren und ihren Führern schwer, das Verirren ist leicht, und nicht selten ist das „Verschneien" und Herabstürzen in die Schluchten.

Mit dem Namen „Wjuga" bezeichnen die Russen die schlimmste und gefährlichste Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein heftigem Sturm der Schnee sowohl von oben herab als von unten herauf getrieben wird. Bei diesen Wjugen verschwinden in den Steppen alle Wege und Stege, Himmel und Erde sind in dreitägigem Aufruhr, aller Verkehr hat ein Ende. Daß in den wald-, dach- und fachlosen Steppen ein solcher Luftaufruhr Menschen und Thieren oft gefährlich wird, kann man sich denken.

Schöne heitere Wintertage, wie man sie in Deutschland mit Entzücken auf den glatten Eisbahnen genießt, sind in den russischen Steppen äußerst selten, und auch die Reize, die der Winter in dem Norden Rußlands durch die bereiften und beschneiten Wälder bietet, sind hier wie die Wälder unbekannt. Die Steppen bieten dann die ödeste, traurigste Fläche, über die eine zerrissene Schneedecke geworfen ist, und über welche der Himmel ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herabhängen läßt.

Es giebt in diesen Gegenden (auch abgesehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte fürs Ganze empfindlicher ist als im waldigen Norden) so harte Winter, wie man sie an der Ostsee kaum kennt. Sechs Monate

hüllen sich, zur großen Verwunderung des Nordländers, die Steppenbewohner in Pelze, und in Odessa werden nicht viel weniger Pelze abgesetzt, als in Riga. Ja, der Schafpelz des gemeinen Mannes wird sogar das ganze Jahr hindurch nicht bei Seite gelegt, und ist noch bis zum Juni bei der Hand, wo die Tage zuweilen schon sehr heiß sind.

Fragt man nach den Schneemassen, die im Winter auf die Steppen herabfallen, so sind sie im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden sie auch noch für die Benutzung von Seiten der Menschen sehr schlecht vertheilt, indem aller Schnee sich in den Vertiefungen anhäuft, so daß er hier oft sieben bis acht Klaftern tief liegt, während auf der flachen Steppe nichts bleibt. Es giebt sogar Winter, in denen nahe am Pontus gar kein Schnee fällt, die dabei überhaupt gar keinen Niederschlag zeigen. Ein solcher Winter war der von 1833, wo die Erde so weich war, wie im Sommer, so daß die Leute graben und ackern konnten. Es gab in diesem Winter auf allen Steppenwegen oft bei zehn bis zwölf Grad Kälte einen so dichten Staub, wie sonst nur mitten im Sommer.

Die Natur schläft in den Steppen einen so langen Winterschlaf, daß man im Frühlinge wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai zu sehen gewohnt ist. Der Steppenfrühling beginnt mit der schmutzigen Zeit der Schneeschmelze, und wenn die Steppe oft Monate lang kein Tröpfchen Wasser an sich zieht und meilenweit nicht die geringste Quelle aus dem klapperdürren Boden entläßt, so strömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf und ihre ganze Oberfläche, wo nicht der dickste und älteste Rasen sie befestigt, verwandelt sich in einen schwarzen, schwammigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß sicher irgendwo hinzusetzen. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brausen die schmutzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo durch die Straßen eben solche wilde Ströme und Wasserfälle geräuschvoll arbeiten, wird der greulichste Unrath, den die Schneedecke liebreich verbarg, enthüllt und durch die Wege geführt. In dieser Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor sich. Regenschluchten reißen sich oft in einer Nacht bis zur Klaftertiefe aus. Die Senkungen der Küste am Meere finden nun vorzüglich statt, so wie auch die oben erwähnten Verflözungen der oberen Fruchterdedecke, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Thalstrecken mit einer mehrere Ellen dicken Erdschicht bedeckt werden.

Hat sich durch lange und viele Gährungen der Frühling endlich hindurchgearbeitet, und kommen die schönen Tage des Mai, so erscheint die Steppe wie eine grüne Oase zwischen den Schneeflächen des Winters und den Graswüsten des Sommers. Die ganze Steppe, soweit sie reicht, thut dann ihr Möglichstes zur Erzeugung grüner Gräser, auch Tulpen, Hyacinthen, Crocus und Schneeglöckchen erheben ihre freundlichen Blumenkronen.

Aber doch, großer Gott! welch ein mongolischer Frühling ist so ein Steppenfrühling im Vergleich mit einem deutschen oder französischen. Zwar ist Grün eine schöne, wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man gesättigt mit Grün und Gras bei einer Reise durch das Reich des Steppenfrühlings, und wie verschwinden in dieser Einförmigkeit die farbigen Blumen! Und der grüne Mantel, den die Steppe anzieht, wie ist er so grob gewoben, wenn man ihn näher betrachtet! Nur von der Höhe des Kaleschensitzes herab findet man diese Blumen schön. Wenn man sich aber freundlich ihnen naht, so muß man über das harte und schlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja, hätte man Alpenwiesen, oder nur den Rasen des Oden- und Schwarzwaldes oder den Kunstrasen des grünen britischen Eilandes! Aber an dergleichen darf man bei der Steppe nicht denken, wo alle Kräuter groß, grob und strunkig sind, und dabei sehr locker und gar nicht dicht bei einander stehen. In den ganzen großen Steppenlandschaften ist nirgends ein Plätzchen zu finden, wo man mit Gemächlichkeit ausruhen und dem Gott des Schlafes opfern könnte.

Wenn der Frühling schon so wenig Behagen bringt, so ist der Sommer ganz und gar unerquicklich und ohne allen Reiz. Der erhitzte Boden klafft überall und schreit vergebens nach der Labung des Regens. Die Juliwolken und Gewitter lassen keinen Tropfen entschlüpfen, donnern aber und blitzen unaufhörlich über den Köpfen der durstigen Thiere und Menschen.

Die Sonne geht in dieser heißen Zeit meist feuerroth auf und unter, und um Mittag ist der Himmel ganz bleich, denn die Luft wird mit den Dünsten der Meere, Flüsse, Limans, der Thier- und Pflanzenwelt geschwängert, die aber wegen der großen Hitze nicht zum Niederschlag kommen. Die Steppe verliert ihre Frische, wird braun, endlich schwarz, als hätte Alles ein verzehrender Brand versengt. Menschen und Thiere magern ab. Die Heerden der wilden Ochsen und mehr noch der Pferde, die im Frühling so voll und muthig waren, sind matt und lahm. Selbst die braune Haut der Steppenbewohner, die freilich nie sehr frisch und elastisch war, legt sich schlaff in die hohlen Wangen; Alles macht ein leidendes Gesicht und schleicht träge einher. Die Wasserteiche schmelzen zusammen, die Brunnen trocknen aus, und der schwarze Staub wirbelt empor.

In mancher Hinsicht ist in dieser heißen Zeit die Steppe noch weit härter als die Sahara und die Llanos; denn ihre Hilfsquellen versiegen noch weit mehr als in jenen unwirthlichen Gegenden bis zum letzten Reste. Die Wüsten Afrikas schaffen doch, wo nur Wasser erscheint, ein Paradies, lassen Dattelpalmen und andere Oasengewächse in Fülle um jede Quelle aufschießen, wogegen in den Steppen auch selbst starke Gewässer nur im ungenießbaren Grase fließen, ohne auch nur Etwas mehr zu erzeugen als Schilf. Jene dickhäutigen Pflanzen der Wüste, welche die Säfte lange in sich halten und trotz glühendem Sande und sengender Gluth frische Blüthen bilden, fehlen ganz in der Steppe, die Aloës, die

Cactus, in welche, wie in Südamerika, ein durstiges Thier beißen könnte, um seine Lippen zu netzen.

Zu Ende des Juli und August erreicht die Dürre ihren höchsten Grad und geht gegen Ende dieses Monats schon wieder merklich bergab. Dann stellen sich wieder starke Nachtthaue ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunstatmosphäre klärt sich allmälig zu freundlichem Blau ab, und Alles bildet sich mehr und mehr zum sanften Herbste hinüber. Die Lüfte werden nun äußerst sanft und mild, und zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen schwarzen Steppenstaub nieder. Die Steppe ergrünt von Neuem, und Menschen, Thiere und Pflanzen erholen sich wieder.

Mit dem Ende Septembers ist aber auch schon alle Lust wieder zu Ende, und der October, der sich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau schmückt, ist schon wieder ganz Skythe und Wüstenbarbar, trübe, nebelig und regnerisch. Früchte kennt er nicht und nicht die schönen Herbstmorgen, an denen bei uns die kleine schwarze Spinne ihr zartes Gewebe in die Luft hinaushängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholische Violett der hinsterbenden Wälder. Zu Ende Octobers beginnt schon meistentheils das Graus und Braus der Wjugen und Samets, und gegen einen Steppen-November ist ein deutscher November als ein unschuldiger Nachsommer zu betrachten.

* * *

Vegetation.

Obgleich die Malorossianen (Kleinrussen) durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den südrussischen Steppen bilden, so fehlt es hier doch keineswegs an Großrussen. Vielmehr findet man sie als Fischer, Tabuntschiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter u. s. w. im ganzen Lande verstreut. Man kommt daher überall mit ihnen zusammen, und so traf es sich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röthe im Gesichte wie auf seinem ponceaufarbenen Hemde glühenden Kapappen*) durch die Steppe setzte. Es war ein Fischer vom Meeresstrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten seinen Sonntag feiern wollte. Ich sprach mit ihm von seiner dießjährigen Fischerei, und er sagte, daß es schlecht ginge. Darauf fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er sagte: „Ach, Herr, wie könnte es mir hier gefallen? Was kann hier gefallen?" — Ist denn Euer Rußland besser? — „Unser Russija? Russija?**) Wie sollte es nicht besser sein?" — Ich sah, daß er sich erwärmen wollte, und

*) Spitzname der Großrussen, den sie bei den Kleinrussen der Steppe haben.
**) Russija ist das Moskowiterland, der Kern von Großrußland.

um ihn abzukühlen, hielt ich ihm den Widerpart und fragte: Wie so denn? — „O, in Russija, Herr, da ist von Jeglichem Jedes, und hier — ist von Allem Nichts. In Russija ist das Brot besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da giebt's Berg und Thal, Wald und Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt ab, und Alles ist so schön!" Ich sah, daß er im Zuge war, sagte nicht, daß ich auch in Russija gewesen wäre, und er fuhr in der allen Russen so eigenen bilderreichen, lebendigen und mimischen Beredtsamkeit fort: „Im Lande fließen große Ströme, vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten, alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen Vögel von jeglicher Art, der eine so, der andere so." (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach und in den Wäldern, welche Luft von Wohlgeruch!" (Dabei fächelte er sich die Luft zu und athmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie nahe ist Dir das Alles! Siehe, hier ist Deine Hausthür — Du machst sie auf — trittst heraus, und da bist Du gleich mitten im schönen Walde"*). (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthür wäre. Er aber schritt in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welch herrliche Musik im Walde," sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Rasen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um Dich her; Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rothe, wilde Himbeeren, Brom- und Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, viele, als Du nur wünschen magst. Du kannst Dich niederlegen, wo Du nur willst, rund um Dich herum pflücken, ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen." — Dabei warf er sich gar ins Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch gegessen, um mir zu zeigen, wie schön sie schmeckten. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu ist noch das Einzige in diesem Lande, überall Gras und nichts als Gras. Und auch selbst dieses Einzige, was sie haben, wie schlecht ist es! Holzig, struppig uud den größten Theil des Jahres ohne Saft. Bei uns giebt es auch Gras, aber so hoch, bis zu meinem Barte, und was für Gras, grünes, feines, saftiges, süßes. Daß Gott erbarm! Die Kühe werden ganz fett davon und so dick." (Er stellte sich wieder hin, blies sich auf und machte sich mit Beinen und Armen so breit, als er konnte.) „Seht, und in dem Allen mitten drin liegt unser Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt.

*) Die Großrussen folgten in ihrer Verbreitung den Wälder, die Kleinrussen den Steppen.

Wie ich sage, dort ist von Jeglichem Alles. Und sagt mir, was ist hier? O! Russija wäre gewiß das erste und beste Land, wenn nur Eins nicht wäre — die Herren. Die haben's verdorben." (Gewiß war er ein seiner Herrschaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland gingen, anstatt auf dieser öden Steppe, wie würden wir schön gulaien*), bald an einem Bache, bald in einem Gehölz, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Dorf erreichen. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und nirgends Schatten, auch nirgends ein Erdbeerlein gegen den Durst."

In der That scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbau dieses Steppenplateaus so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben, und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den Menschen nur insofern dulden zu wollen schien, als er sein Dasein an einen dieser Grasfresser bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen genießbare oder für seine Hauswirthschaft nützliche Pflanzen, nur Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsch statt der Fruchtbäume, fürs Vieh dagegen unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteintheilung der Pflanzen, von der man in diesem Lande beständig reden hört, ihren Eintheilungsgrund von der Beziehung zum Viehe hernimmt. „Trawa" und „Burian" sind die beiden großen Classen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien seiner Graswüste unterbringt. Trawa heißt Rasen, und man versteht darunter alle niedrigen kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit seinen Zähnen leicht bezwingen kann, auch wegen ihrer heilsamen Säfte gern genießt. Unter Burian versteht man alle die struppigen, strunkigen, hochaufschießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen, saftlosen Gewebes nicht frißt.

Die Büsche und Bäume reduciren sich auf wenige Arten von Dornen- und Hollunderbüschen, wilden Birn- und Aepfelbäumen und einige noch weniger nennenswerthe Baumarten. Die Birnbäume, die oft bloßes Birn-Dorngebüsch sind, kommen hauptsächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; hier und da sieht man sie auch mitten auf der Fläche und dem breiten Steppenrücken stehen. Weit häufiger und auch in ordentlichen Gesellschaften sind die Dorngebüsche, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten- und Brombeersträuche. Die Kosaken nennen ein solches dichtstehendes Gebüsch „Derrina," und haben darin einen Ersatz für unsere Wälder und Gehölze. Im Herbste schneiden sie sich die langen Stäbe aus den Dornen, die sie zum Lenken ihrer Ochsen brauchen; auch verfertigen sie aus ihnen die Heuschreckeneggen, indem sie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befestigen, sie mit Steinen beschweren und, sie fortschleifend, damit die Heuschrecken auf dem Felde tödten. Selbst die Egge, mit

*) Von dem russischen gulati = scherzend umher wandeln.

der sie nach der Aussaat die Körner einеggen, ist auf diese Weise gemacht. Im Frühlinge freuen sich die Kosaken über die Blüthe und den Duft des Schlehdorns und wandern um ihn herum, den Duft genießend.

Der Hollunder steht häufig an den schroffen Ufern des schwarzen Meeres bei Odessa herum. Die deutschen Colonisten sammeln hier seine Blüthe, wenn sie noch ganz zart ist, und machen ihre im Schwabenlande so beliebten „Holderküchle" davon, indem sie die ganze Dolde in einen Mehlteig tauchen und sie wie Blumenkohl verzehren.

Eine sehr bedeutende Rolle im Leben der Steppenbewohner spielt das Schilf. Alle Häuser der Landleute werden mit Schilf gedeckt, die Zäune der Gärten werden, wenn man sie nicht von Erde aufwerfen will, aus Schilf geflochten. Man stellt dazu ganz einfache dicke Bündel von Schilf in schmalen Garben in die Erde und flicht sie mit ihren oberen Enden zusammen. Ja, in vielen Gegenden bauen die Leute auch ihre Häuser aus Schilf, und zwar oft ganz hübsche und wohnliche, wobei die Schilfwände so mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß man sich einbildet, in einem steinernen Hause zu sein. Endlich dient das Schilf auch noch als Brennmaterial, wenn gleich nicht als das vorzüglichste, denn es hinterläßt noch weniger anhaltende Gluth als das Stroh. Der Dniestr und Dniepr versehen weit und breit die Umgegend mit diesem in so viele Lebensbedürfnisse eingreifenden Hauptbedürfnisse, und beständig winden sich lange mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die Steppe herauf. Der Dniestr insbesondere versorgt die Stadt Odessa mit diesem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüsse sind gemeinschaftliches Gut der anliegenden Ortschaften, und ein jeder der Ortsbewohner kann so viel herausholen, als er Lust hat. Die Krone besitzt auch große Gebiete in diesen Schilfen und schickt zuweilen ganze Regimenter zum Abschneiden hinein.

Die Gräser werden nur einmal im Jahre gemäht, denn die Steppe hat in den Monaten Juni, Juli und August zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da sie in dieser Zeit fast eben so todt wie im Winter da liegt; im September und October giebt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieses Herbstgras zum Mähen nicht reif genug, und man läßt es daher bloß vom Viehe abweiden. Die Heuernte macht den Steppenbewohnern nicht halb so viel Mühe als uns im feuchten Deutschland, wo man das Gras Tage lang liegen lassen, trocknen, zusammenrechen, wieder aus einander breiten und abermals trocknen muß, bis man endlich einmal das Glück hat, das Heu einfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen her und Burschen, welche das gleich trockene Heu in Haufen, „Kopitzen" genannt, zusammenlegen. In diesen Haufen bleibt es einige Tage stehen und wird alsdann heimgefahren oder für die Ueberwinterung in größere Haufen gebracht, die sie „Skirten" heißen. Ja, zur Mitte des Juni ist die Trockniß oft so groß, daß man das abgemähte Gras sogleich als Heu nach Hause oder zu Markte fährt.

Da es in den schwach bevölkerten Steppen an Arbeit fehlt, so müssen die Mäher reich bezahlt werden, und aus den Nachbarprovinzen wandern den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menschen in die Steppen, um sich ein Stückchen Geld zu verdienen.

* * *

Thierleben und Hirtenleben.

Erwägt man, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweise angewiesen sind, daß fast jeden Strauch und jedes Blümchen seine eigenen ihm angehörigen Thierchen umschwirren, daß im Sumpfe andere Wesen hausen, im Walde andere, auf den Bergen andere, ja daß fast jede Höhenstufe der Berge von anderen Thierfamilien erstiegen wird; — und betrachtet man dann die Steppe in ihrer großartigen Einförmigkeit, diese unbegrenzte Ebene, diesen Mangel an Bäumen und Sträuchern, diese überall gleich fette, gleich schwarze, gleich begraste Erdschicht, die keine Sümpfe bildet und ohne See'n und Quellen bleiern da liegt: so wird man es natürlich finden, daß derselbe Boden, der eine so große Pflanzenarmuth hervorrief, auch keinen Reichthum an Thiergattungen erzeugen konnte; die Fauna ist so dürftig wie die Flora.

Wiederum ist aber erklärlich, daß, so gering auch die Zahl der Geschlechter, eben so groß die der Individuen ist. Die Steppen sind von Menschen noch wenig bevölkert, und die Cultur tritt den Thieren noch nicht sehr hinderlich und beschränkend entgegen. Daher finden die Familien, welche einmal die Steppe vertragen konnten, einen um so freieren Spielraum, und der Reisende glaubt, in einem der lebenreichsten Striche der Erde sich zu befinden; zumal im Frühlinge, wenn Alles grünt und blüht, und sich sowohl die einheimischen Thiere lustig regen, als auch fremde Pilgrime auf der Steppe sich sammeln, die sich nachher bei der Sommergluth in benachbarte oder entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die sich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunte Reihen geschaart, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänse und Pelikane, die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen in ausgedehntesten Ansiedelungen, und Wölfe streichen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Drosseln, Tauben sind allenthalben, und selbst von Insekten zeigen sich große Massen, die Schmetterlinge im Verhältniß zu der Unzahl von Blumen, die Mistkäfer im Verhältniß zu den großen Viehheerden, und in schlimmen Jahren die Heuschrecken, von denen jede Abtheilung des großen Zuges Legion ist.

Im Frühlinge verfällt Alles in den Steppen, selbst das zahme Vieh, in einen Zustand halber Wildheit; die Pferde in den Tabunen (Pferdeheerden), die Ochsen in den Tscheredas (Ochsenheerden), Alles sucht die freie Steppe, oftmals selbst die Hunde. Die Hündinnen entlaufen den Städten und Dörfern, scharren sich in der Wildniß eine Höhle, werfen da

ihre Jungen, fern von den Menschen, wie die Wölfe. Diese in den Steppen geborenen jungen Hunde sind den Sommer über völlig wild, scheuen den Menschen und lassen sich nicht fangen. Im Winter aber, der mit seinen Wjugen Alles bändigt, durch Hunger und Kälte selbst das Wilde zahm macht und sogar den Wolf in die Dörfer treibt, da erinnern sich erst die wilden Hunde ihrer alten Herren und kommen zu den Wohnungen der Menschen zurück.

Freie Bienen, wie in den polnischen Wäldern, giebt es nicht in der Steppe, auch nicht einmal Erdbienen. Das Klima ist zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes wie der Nahrung ist zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Der Baum- und Wassermangel, die Armuth an duft- und saftreichen Pflanzen ist Schuld daran, daß die Zucht der zahmen Bienen fast nirgends gedeiht. In Odessa sind wohl einige Bienenliebhaber, deren Anzahl jedoch mit der Dürftigkeit der Gärten in dieser Stadt in Proportion bleibt. Nur das einigermaßen fruchtbare Dniestrthal zeichnet sich durch seine Bienenzucht aus. In den Steppenvorländern aber, in der buschigen Ukraine, in Kleinrußland und Podolien, wo Wälder Schutz verleihen, und viele Flüsse auch selbst im Sommer in den Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüthe unterhalten, ist die Bienenzucht sehr bedeutend. In diesen Provinzen hat fast jeder Bauer Bienen, und selbst Leibeigene besitzen oft 500 Stöcke und mehr. Dort kann man selbst auf den kleinsten Bazars den Honig centnerweise kaufen, den die Kleinrussen und Kosaken sehr lieben, und, wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Odessa verschifft wird, und von dort stammt eine Menge des Wachses zur Erleuchtung der russischen Kirchen.

Von allen Thieren, welche die Steppe bewohnen, ist das edelste Geschöpf das Pferd, das dem Menschen nutzbarste aber das Rind.

Es lassen sich im Ganzen drei Hauptclassen der in den Steppen lebenden Pferde unterscheiden, die auf verschiedene Weise gehalten und gezogen werden: die Hauspferde, die Pferde der Gestüte und die der halbwilden Tabunen (Zuchtheerden). Die Haus- (Arbeits-) Pferde sind die alltäglichen Genossen des Menschen, seiner Mühe und Arbeit. Die Edelleute und deutschen Colonisten in der Steppe halten ihrer eine Menge zum Spazierenfahren, Reiten, Ackern, Waarentransport u. s. w. Der kosakische und bulgarische Bauer besitzt aber immer nur eins, das ihm bei kleinen Fahrten dient, wo er nicht gerade sein Ochsen-Zweigespann in Gang setzen will.

Die Pferde der Gestüte sind von den verschiedensten englischen, arabischen und deutschen Racen und bieten in ihrer Zahmheit kein eigenthümliches, durch die Steppe bedingtes Leben dar.

Anders ist es mit den halbwilden Pferden der frei in der Steppe schweifenden Tabunen. Die Herren der Steppe, nämlich die großen Gutsbesitzer, die sich hier ganze Fürstenthümer erworben haben, die Potockis, die Woronzows, Orlows u. s. w., besitzen des Bodens so viel, daß sie wegen Man-

gels an Mannschaft nur den geringsten Theil davon bearbeiten können; sie halten und hielten daher seit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhheerden auch eben so große weitschweifende Heerden leichtfüßiger Pferde, die sie überall auf die entferntesten Wiesen und die schlechtesten Weiden schicken können, um doch das sonst nutzlose Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln, und sich so auf billige Weise in der Wildniß einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachsen zu lassen.

Zu diesem Zwecke verschaffen sie sich eine Anzahl von Stuten und Hengsten, die den Stamm des Tabuns ausmachen, und die unter Aufsicht von Hirten in die Steppe geschickt werden, um sich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelassen, bis mit der Zeit die Zahl der Thiere auf die Summe gestiegen ist, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der übrigen Oekonomie zu schaden. Diese Summe steigt von 100 bis auf 1000. Die Benutzung besteht darin, daß man theils die dem Gute selbst nöthigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis sechsjährigen Nachwuchse nimmt, theils auch von diesen in der Freiheit erstarkten, muthigen und unverwüstlichen Thieren an andere Liebhaber, an die herumreisenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es ist nicht wahr, was Manche in Deutschland fabeln, daß diese Pferdeheerden völlig frei*) und ohne Aufsicht wie die Hirsche in den Steppen leben. Wie froh würde da manche arme Tabuntschiks-Seele sein, der die Mühe abgenommen wäre, eine halbwilde Pferdeheerde zu bewachen! So heißen nämlich die Seelen der Leute, die dazu bestellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, sie den Pferdedieben abzujagen, und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Diese Tabuntschiks sind eine eben so eigenthümliche Geburt der Steppen wie die wilden Pferde selbst, und werden durch ihre Lebensweise eine so abweichende Race von Menschen, daß man in ganz Europa ihres Gleichen sucht, und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderschaft findet.

In der That erfordert das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibesconstitution, die ihr Blut bei 20 Grad Kälte eben so flüssig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Thauhauch des Grases und den glühenden Athem des Scirocco gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Wassertropfen sie verfehlt, den Wasserabfluß duldet wie eine marmorne Bildsäule.

Die Schaf- und Ochsenhirten sind Wagenbewohner, und führen auf

*) Die ganz wilden Pferde sind jetzt kaum noch in der Kirgisensteppe zu finden.

ihren Wanderungen beständig Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hier und da auf kurze Zeit ansiedeln. Diese Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit seiner Rosse nöthigen ihn, beständig beritten zu sein, das unruhige Temperament seiner Pfleglinge läßt ihm nicht einen Augenblick Ruhe. Er haust Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht bloß sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Divan und seine Bettstelle ist, und diese Leute erlangen eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit darin, alle Geschäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, um mit wachsamem Zurufe beständig die Runde um seine Heerde zu machen. Auch sind dann alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. s w. drohen, am dringendsten. Bei Regen- und Schneestürmen hat er es schlimmer als die Pferde selbst; denn diese dürfen sich von der Windseite abwenden, er aber muß den Stürmen Front machen, um die Heerde, die bei starkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin streicht, zu überschauen und zurückzuhalten. Dabei muß er sich schneller tummeln, als die Pferde und Windgötter selbst. Wahrlich, die Seele eines solchen Pferdehirten muß von Leder sein, wie seine Kleidung.

In der Regel tragen die Tabuntschiks Hosen von behaarten Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollet von demselben Stoffe, mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz schlug, wärmt ihre Brust. Beides hält ein lederner Riemen zusammen, den sie sich drei- bis viermal um den Leib winden, und auf dem sie sich allerlei kleine Raritäten, Metallstückchen, Münzen, Bernstein u. s. w., angereiht haben. Da sie zugleich die Aerzte ihres Tabuns und als solche im Besitz von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel sind, so hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgischer und medicinischer Apparat am Gürtel, was ihnen das Aussehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf stecken sie auch wie alle zehn Millionen Kleinrussen und Tataren unter die hohe Cylindermütze von schwarzen Lämmerfellen. Ueber ihren ganzen Anzug werfen sie noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An diese Swita ist oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird, und in der wie bei den alten Ritterhelmen bloß für Augen, Mund und Nase eine Oeffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt sie auf den Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel nur als Tasche benutzt. Dieses letzte Kleidungsstück giebt ihnen ein besonders barbarisches Ansehen, und mir gingen immer die barbarischen Namen der Petschenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn so ein Tabuntschik mit seiner hohen, wie ein Ochsenkopf eckigen Sturmhaube einhersprengte.

Doch es klirrt noch mehr an solch einem Rossebändiger herum. Vor

Allem sein großer Harabnik, die drei Klafter lange Peitsche mit kurzem dicken Stiele, alsdann seine Schlinge, ein 15 bis 20 Ellen langer Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Ring zum Durchziehen des anderen Endes befestigt ist. Will er ein Pferd einfangen, so wickelt er das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befestigen, damit er es nach Belieben nachschießen oder ganz fahren lassen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, schwingt sie, zu dem Pferde, das er sich auserwählt hat, heranreitend, ein paar Mal ums Haupt, schleudert sie nie fehlend demselben um den Hals, zieht sie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arretiren und endlich die Wolfskeule zum Vertheidigen, das sind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Diese Keule ist drei bis vier Fuß lang, vorn mit einem dicken eisernen Knopf versehen und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser Keule seinen Pferden zu Hilfe, wenn sie nicht allein fertig werden können. Je nach Umständen schlägt er damit oder wirft sie aus der Ferne, und weiß ihren eisernen Knopf den Wölfen so geschickt durch den Kopf zu jagen, wie ein tyroler Schütze seine Büchsenkugel.

Im Frühjahr, wo die Wölfe aus dem unwirthlichen Winter den größten Hunger mitbringen, sind die Kämpfe zwischen Wolf und Pferd am häufigsten und bedeutendsten. Da die Wölfe die schwächere Partei sind, so entwickelt sich bei ihnen große List und Gewandtheit, bei den Pferden aber ein großer und edler Gemeinsinn, der sie und ihre Kinder gewöhnlich rettet. Daß ein oder mehrere Wölfe bei helllichtem Tage sich in den Tabun machen, kommt nicht vor; sie wissen recht wohl, daß sie da ohne Rettung verloren wären und von den Pferden dem platten Rasen gleich getreten würden. Bei Nacht und unter besonderen Umständen, wenn z. B. die Wölfe zahlreich und die Pferde nicht zahlreich sind, geschieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun geräth, und der Kampf entwickelt sich dann so: Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied und Aller Muth ist gleich — herbei und setzen gerade auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wüthenden Angriff der Pferde, den sie selbst aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indeß geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, in dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl stark und peinigt sie der Hunger, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da wie-

der, und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selbst noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohete. Die Mutter geräth außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr und mit den Vorderfüßen eingewurzelt dasteht, wie ihn unsere Bilderbücher darstellen. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hintertatzen der Pferde, und das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinn schlagen müssen. In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie eine bewegliche Phalanx scharf auf die Wölfe ein, und machen manchen von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen, denn sie wollen sich nicht bloß vertheidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Quarré, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase schleichen sehen, da springen sie Maul auf Maul gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Man denkt bei uns, daß die Pferde Alles in den Hinterfüßen haben; allein dieß ist keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie allemal zum Angriff die Vorderfüße, und nur bei der Vertheidigung die Hinterfüße. Der Hengst versetzt zuweilen seinem Feinde sogleich den ersten und letzten Schlag mit den vorderen Hufen, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umstände mit den Zähnen in dem Nacken und schleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt. So machen es die muthigen Hengste, und in der Regel sind dieß fast alle. Natürlich giebt es auch feige, die bloß aus dem großen Haufen vorwüthen. Auch giebt es ungeschickte, die den Wolf beim Einspringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgerissener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen wie der Blitz.

Diese großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten, und immer gegen den Willen des Wolfes. Denn seine Kampfführung besteht mehr in einem Kosakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plan und Ueberlistung ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger schlau als Meister Reinecke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durchs hohe Gras hergeschlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut,

wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spionirt sich die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgesondert weidet. Wohl hütet er sich jedoch, sogleich spornstreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thür ins Haus. Leise und allmälig nähert er sich dem Füllen, dessen Manieren er in aller Unschuld sogar nachahmt. Wenn sich das müde Junge ins Gras niederlegt, streckt er sich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indessen wittert doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf nun legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieses Manoeuvres ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft sie unvorsichtig darauf zu, so springt er im Nu ihr an den Hals, reißt ihr die Schreigurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon. Zuweilen ist aber die Alte eben so vorsichtig als wüthend, macht Lärm, und schlägt mit einigen herbeieilenden Schwestern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen aber ist die Alte weder wüthend noch täppisch, sondern bloß dumm; und denkt, wenn sie den schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wohl nur eine friedliche Hundeseele, wie ihrer eben so viele als der Wölfe in der Steppe herumschweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt keinen Argwohn. In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. Will die Stute sich nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer Stelle nieder, wo ein directer Weg zum Füllen führt, das indeß müde geworden ist und wie ein Osterlämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht indeß bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen; aber es liegt ihm nicht bloß am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgesetzt er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor allen Wermuth- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann. Denn sie ging indeß, weidend und milchreiche Kräuter suchend, weiter und immer weiter. Auf Ein Mal, horch! welch Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des keinen niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

Wenn auch das Leben und Treiben der edeln Wildfänge mehr die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die Heerden der stillen und unbeachteten Wollträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und wenn vom Reichthum eines Mannes die Rede ist, hört man immer nur seine Schafe und Rinder in Anschlag bringen, und selten nur seine Pferde. In neuester Zeit, wo sich die Schafzucht so sehr

gehoben hat, sind die Schafe eine breite Unterlage großen Reichthums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800 bis 1000 Pferden findet, kann man dagegen vier bis fünf Schafheerden von 2000 bis 3000 Schafen rechnen. Eine Schafheerde hatte sich binnen 30 Jahren von 1500 Stück auf 97,000 Stück vermehrt.

Am allgemeinsten im Lande verbreitet sind die sogenannten „Fettschwänze" — das wallachische Schaf. Dieß ist ein großes langhaariges Thier mit einem dicken Fettschwanze, in dem es gewöhnlich sechs bis zehn, zuweilen sogar 20 Pfund Fett trägt. Seit der letzten Zeit nimmt aber diese Race sehr ab und macht den Merinos und den Mischlingen mit der Landesrace Platz.

Die gutmüthigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabuntschiks in Pferdeleder, sondern in das weiche Vließ ihrer Zöglinge hüllen, und deren Seele eben so wenig in Wolfsfell gekleidet erscheint, heißen — in Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren — überall „Tschabani."

„Irlik" heißt der große, fast zwei Klafter lange, mit Kunst gearbeitete, am oberen Ende mit einem eisernen Haken versehene Stab, welcher dem Tschaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will; zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nöthig ist, vorwärts, und weiß mit dem schweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzustrecken.

„Swita" ist der schon erwähnte Mantel mit der schreckhaften Kapuze, den der Tschaban beim Regen sich so arrangirt, als sollte er in der Zauberflöte den Bären spielen.

„Otara" heißt die Heerde der einfältigen Vließträger selbst, die 2000 bis 3000 an der Zahl unter der friedlichen Zauberflöte dieser friedlichen Bären stehen.

„Oftschacki" endlich ist der den Wölfen schreckliche Name der zottigen großen Hunde, die zu 10 bis 15 eine Heerde von der genannten Stärke bewachen.

Außer diesen Dingen führen nun noch die Tschabans einen oder zwei Wagen bei sich, die, mit Ochsen bespannt, immer alle Lebensmittel, Medicamente, Kochgeräthschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse, die Pelze der erlegten Wölfe hinter sich herführen. Es sind das aus uralter Zeit gebräuchliche, große, schwerfällige, mit einem hohen Dache versehene Wagen, den Reisewagen der Tataren, „Madjaren" genannt, sehr ähnlich.

So ausgerüstet zieht der Tschaban um Ostern ins Feld zu gleicher Zeit mit den Tabunen, und den ganzen Sommer mit seiner Heerde (Otara) in den Steppen nomadisirend, kommt er erst im Herbste wieder heim. Ein Tschaban ist natürlich zu Fuß, denn seine Otara zerstreut sich nicht so

leicht und zu weit als die Tabunen. Die Schafe nähren sich auf kleinerem Raume, sind nicht so wählerisch als die Pferde, fressen eifrig Alles ab, was sie Genießbares finden, und legen sich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde in ihrem Tabun nie liegen, und selbst den Schlaf stehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um sich greifend wogen die Roßheerden hierhin und dorthin, während der tägliche Marsch einer Schafherrde kaum einige Werste beträgt.

Die Marschordnung dabei ist folgende. Zunächst postiren die Tschabans ihren Wagen als Centrum, Vereinigungspunkt und einstweilige Residenz, um welche herum, den Kreis immer erweiternd, geweidet wird. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müssen gute Steppen in der Nähe sein, wo möglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, daß die Stellung für mehrere Tage haltbar ist, so arrangiren sie sich noch weitläufiger, graben einen Herd und kleine Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel, schlagen sich wohl auch ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig und abgeweidet, so ziehen sie am andern Morgen weiter. Der Wagen geht quiekend und knarrend voran und die Heerde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachtthau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es, in der Nacht, der Zeit der lebhaftesten Pferdegelage, Speise zu sich zu nehmen, und lieben nicht den frischen Morgenthau. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht, den Wagen begleitend, voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen sich beständig einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Hauptunterhaltung mit den Schafen läuft auf die zwei Worte hinaus: „No kudi? kudi?“ (nun wohin? wohin?), die sie fast so oft ausschreien, als sie einathmen, aus denen aber die Schafe so viel zu entnehmen wissen, als ihnen zu wissen nöthig ist.

In schlechtem Wetter aber und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche mit den sich dann oft selbst ihnen ganz überlassenen Schafen davon gehen, und ganze Heerden in Flüsse und Regenschluchten treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch sonst noch ohne schlechtes Wetter giebt es bei der unglaublichen Tölpelhaftigkeit und Dummheit der Schafe eine Menge von Ereignissen, welche das Regiment dieser Thiere sehr erschweren. Man mischt darum allen Schafheerden einige lebhafte, muthige und kluge Ziegen bei, welche als Führer und Lenker dienen. Die unbeholfenen Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, kommen gleich außer sich, drängen sich beim Bellen des kleinsten Hündchens, wollen oft nicht die Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlecht Stand, und es ist unmöglich, sie, wie dieß doch zuweilen nöthig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen. In allen diesen und ähnlichen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen muthig voran, führt die

Otara rasch an den Abhängen der Regenschluchten und Thäler hin, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, durch welche sich ohne sie nie ein Tschaban hindurch wagen würde, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzu kalt ist, und dient sonst noch vielfach der Schafdummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers postirt, und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen nun, während diese vom Marsche ruhen und wiederkäuen, für die Tschabans mancherlei Geschäfte. Einer von ihnen spielt den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen, einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, wenn Beides nicht in der Nähe zu haben ist. Er sucht trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten, bald eine lange Flamme aufflackern. In das kochende Wasser thut er die nöthigen Kräuter, die Hirse und den Kwas, und der „Borscht,“ dieses Nationalgericht der Kleinrussen, ist fertig. Dann schlägt er zum Zeichen für die anderen Hirten an den Kessel, oder er steckt eine Fahne auf, nach deren Erscheinen die weiter entfernten schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile andere Beschäftigung gefunden. Der Eine hat ein paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und nach Berathung mit seinen Collegen ihnen Heilmittel eingegeben; der Andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; Einige haben wiederum die Mutterschafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und Käse gemacht. Da sie oft 500 bis 600 Schafe zu melken haben, so machen sie die Sache kurz ab, nehmen gleich den ganzen Euter zwischen beide Hände und drücken ihn aus wie Bacchus die Trauben. Die so gewonnene Milch stellen sie in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fettes durch einander, in Säcke und reihen diese um ihre Wagen rund herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande unter dem Namen „Brinse“ bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege wieder herauskommt; jedoch wird die rauhe Seite nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen sehr eigenthümlichen Geschmack an, der aber als sehr pikant gelobt wird. Beim Anfüllen der Felle wird immer auf eine Lage geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch der Käse sehr scharf wird. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramladen zu kaufen, und der Brinse geht weit umher.

Als Intermezzo haben die anderen Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht, und bringen triumphirend sein Fell heran,

das ihm leider die Hunde weidlich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe herbeigeholt, an dem Wagen reparirt, genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewitzelt, und wer kann Alles sagen, was noch auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis denn endlich der Kesselruf des Koches erklingt und die ehrlichen alten braunen Gesellen sich zu ihrem einfachen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern Jedem mittheilen, der etwa auf der Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel einen großen Kessel voll Grützbrei. Doch wissen sich diese flinken Jäger noch sonst Allerlei auf der Steppe zu haschen, und stellen den Vögeln und Erdhäschen nach. Eben so machen sich auch zuweilen die Hirten einen Sonntag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder selten noch scheu sind. Auch Trappen erlegen sie mitunter, und das giebt dann festliche Tafel.

Am heißen Mittage frißt das Schaf eben so wenig als das Pferd, steht immer auf demselben Flecke und schnauft so leidenschaftlich, als hätte es eben der Wolf gejagt. Wenn aber die Sonne vom Gipfel ihrer Gluth herabsteigt, dann beginnen sie wieder ihr liebstes Geschäft, das Kräutersuchen. Die Schäfer lassen sie bis nach Sonnenuntergang weiden, wo sich dann Alles zu der Wagenheimath wendet. Da spricht oft ein Reisender ein, der nicht weiter kann, von der Dunkelheit überrascht. Zu diesem sprechen die Hirten — mag er nun arm oder reich sein —: „Thut uns die Gnade, mit uns zu speisen!" Dann muß der Wandersmann unter dem Schutze der Hunde bei ihnen schlafen, und er bekommt den besten Platz im Wagen. Am Morgen stecken sie ihm ein paar Schafkäse zu und sprechen: „Gott mit Dir!" — Die Schlafordnung aber ist folgende.

Der Oberhirt als der Aelteste (Ataman) und die Gäste wählen die Wagen selbst zum Bette, die andern Tschabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Cordon um die Erde. Jeder Hirt legt sich seinen Pelz und seine Swita, die Sommer und Winter sein Ober- und Unterbette bilden, ins Gras der Steppe, und alle placiren sich in gleichen Entfernungen von einander. Zwischen je zwei Hirten legen sich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleicher Entfernung. Man klebt sie mit einem Stücke eines alten zerrissenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet sich ein solcher, besonders für ihn bestimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder seinen eigenen Geruch am besten kennt, so legt er sich allemal da nieder, wo er seinen Flicken findet. Die so garnirte Festung zu stürmen, wagt nicht leicht ein Wolf.

Da die großen Steppenweiden und ihre Wüstennatur fast Alles halb wild machen, so ist es auch natürlich, von wilder Ochsenzucht in den

Steppen zu hören, und wie die Pferde sich in Haus- und Tabunenpferde theilen, so muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und Steppenrinder unterscheiden.

In jeder Wirthschaft befinden sich einige Ochsen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hause unzertrennlich sind. Da das Steppenrind wenig, aber treffliche Milch giebt, so hat man jetzt viel mährisches und deutsches Vieh eingeführt, das meist braun oder gelb gefleckt ist.

Das Steppenrind ist groß, hochbeinig, langhörnig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Beständig gehen lange Züge derselben nach Odessa, Taganrog und anderen Orten, und beleben mit ihrem Tode hauptsächlich den ungeheuern Handel, den Rußland mit dieser Waare treibt. Die beiden Hauptstraßen, auf denen die Rinder ausgeführt werden, sind auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien, auf der andern über Moskau nach Petersburg.

Wie in dem Steppenlande die Sprache für Nichts an Ausdrücken reicher ist, als für das, was auf Heerden und Vieh Bezug hat, so hat auch die Rinderheerde ihren besonderen Namen. Sie heißt „Tschereda," und ein Rinderhirt „Tscherednik." Eine solche Tschereda hält 100 bis 800 Stück allerlei Alters. Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, theilt sie im Ganzen mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden.

Die „Tscherdniks" sind Infanteristen wie die Tschabans, denn auch ihre Zöglinge sind viel ruhiger und im Ganzen leichter zu treiben als die Pferde. Freilich ist der Ochse schnell genug im Weiden, er ist wählerischer in seinem Geschmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß; aber dafür dauert sein Mahl auch nicht lange, desto länger aber sein Nachmittagsschläfchen zum Wiederkäuen. Den Regen erträgt er schlecht, und bei der Hitze wird er ungeduldig. Aber bei den Schneestürmen verliert er wiederum nicht so leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr rasch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach Hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein.

Den Durst erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann zwei bis drei Tage dursten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durst eben so gern löscht wie das Pferd, davon finden sich in der Nähe jedes Brunnens oder Teiches auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, die zu ihnen führenden „Viehsteige" nämlich, die man als eine charakteristische Besonderheit des Steppen-Thierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus sehr großen Entfernungen zum Wasser laufen, sechs bis sieben Werste weit und noch weiter. Es wird darum nur selten getränkt, zu Zeiten nur Ein Mal des Tages. So wie es nun merkt, daß sich die Zeit des Trinkens naht und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen rascheren Schritt an und wird ungeduldi-

ger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigsten hören alsdann auf, grasend vorzuschreiten, und setzen sich in Trab, und die ganze Heerde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manoeuvre formiren sie jedesmal mehrere (acht bis zwölf) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochse hinter dem andern hergeht und immer gewissenhaft in dessen Spuren tritt, als hätte der Hirt sie so geordnet. Auf diese Weise treten sie alsdann die Rasennarbe völlig weg und bilden sich so Steige, die ganz und gar den Fußsteigen der Menschen gleichen. Alle diese Wege laufen einander parallel in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen, und zielen immer direct auf den entfernten Brunnen ab. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf das Regelmäßigste terrassirt wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere.

Was das Verhältniß des Wolfes zum Ochsen betrifft, so ist es natürlich ein eben so wenig freundschaftliches als das zum Pferde. Jedoch sagt man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich aber an die Schweine noch seltener mache. In eine Heerde von lauter großen Ochsen wagt der Wolf sich vielleicht noch weniger als mitten in den Tabun, denn die Ochsen halten eben so stark gegen die Wölfe zusammen als die Pferde, und wo sich nur einer blicken läßt, da sind gleich ein paar Dutzend spitziger Hörner gegen ihn gerichtet, und befindet er sich unglücklicher Weise mitten zwischen ihnen, so hat er nicht so viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben, ihn zu durchstoßen. Der Ochse meint es so herzhaft mit dem Wolfe, daß, wenn er ihn recht trifft, er ihn auf einen Stoß durch und durch bohrt und ihn sammt den Hörnern in den Boden heftet. Nichtsdestoweniger schleichen die Wölfe auch hinter den Rinderheerden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Ochse nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Da die Halsstarrigkeit und der Eigensinn des Ochsen, wie bei allen phlegmatischen Naturen, die sich einmal verstocken, viel größer ist als bei den Pferden, so kann man sich denken, welche Mühe es kostet, solche Wesen an das Joch zu gewöhnen. Es giebt viele Ochsen, die man mit keiner Kunst noch Gewalt zur Arbeit bringt. Mit solchen ist dann weiter nichts anzufangen, und man schickt sie in die Talgsiedereien, die ihnen den Uebermuth bald ausbrühen.

Was man in der Steppe von der Halsstarrigkeit des Ochsen hört und sieht, ist, glaube ich, mehr als das, was man in dieser Beziehung vom Kameele erzählt. Wenn man einen solchen wilden Ochsen ans Ziehen gewöhnen will, so spannt man ihn zunächst mit einem alten zahmen Ochsen vor einen schweren Holzstamm, den man auf dem Boden hinschleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zu Stande, und geht der wilde sammt dem zahmen durch, so spannt man jenen mit fünf zahmen Ochsen

an einen Pflug, ein Paar vorn, ein Paar hinten und einen zur Seite. Da muß der wilde Gast denn allerdings wohl langsam und ordentlich mit fort, und kann er das starke Joch nicht zerbrechen, so muß er sich fügen. Nur ein Experiment bleibt ihm noch, welches er von den eigensinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt sich platt auf den Boden hin und läßt sich von den andern Ochsen schleifen. Dieß fürchten die Leute am meisten, denn läßt man ihm dieß ungestraft gelingen, so wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt wieder, die ihm mißfällt. Schlagen und Zerren am Leitstrick hilft da nichts; ja die stärksten und grausamsten Mittel sind unwirksam. Am wenigsten verträgt der Ochse die Schläge an den Wurzeln seiner Hörner, aber wenn er eigensinnig ist, so hält er die Erschütterung aus, schlägt mit dem Kopfe um sich und bleibt liegen. Oft hilft ein sonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich seinen Schwanz zwischen zwei Hölzer und reiben ihn darin hin und her. Dieser Kitzel ist dem Ochsen unerträglich, und meistens springt er dann auf. Was aber ein recht eigensinniger ist, der bleibt liegen und hält aus. Dem verstopfen sie alsdann die Respirationskanäle. Davon schwillt sein Leib auf, die Augen drücken sich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft und oft kommt er in diesem Kampfe auf die Füße. Aber der schlimme bleibt auch dann noch liegen, und seine Herren, in der Angst, ihn zu verlieren, geben ihm schnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute, die wohl wissen, daß die ganze Erziehung des Thieres verfehlt wird, wenn sie nicht dieses seines ersten Eigensinns Meister werden, Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn ein Feuer an, so daß die Flamme an seinen Seiten hinaufleckt. Die Haare versengen, die Haut springt in Blasen auf, der Ochse streckt den Hals lang auf den Boden hin und stöhnt und schnauft ins Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlöscht, sein Eigensinn lodert unversehrt in vollen Flammen auf, und das Thier macht nicht die geringste Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über diesen argen Märtyrer seines Eigensinns, spannen ihn aus, lassen den Starrkopf liegen und pflügen um ihn herum. Ein recht eigensinniger Ochse ist capabel, so einen halben Tag auf demselben Platze zu bleiben. Sind die Menschen fern, so schaut er listig um sich und thut ganz unbefangen. Nahen sich aber Leute, so duckt er mit dem Kopfe nieder, als wollte er sich noch fester an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zu Wege. Er sieht, daß die andern Ochsen in der Nähe weiden, erhebt sich und schlüpft zu den übrigen ins Gras.

* * *

Vergleichende Hinblicke auf die nicht-pontischen Steppen.

Die Steppenlandschaften erstrecken sich mit einer erschreckenden Einförmigkeit von dem letzten östlichen Gebirge Europas, den Karpathen, im Norden des schwarzen Meeres, des Kaukasus und Aralsee's hin durch die Gebiete der Kirgisen in das Reich der Mongolen hinein bis an die Vorberge des Mustag und bis an die Grenzen des alten Culturreiches der Chinesen, dessen Beherrscher sich mit dem Kaiser von Rußland fast zu gleichen Theilen in die ungeheuere Erbschaft Dschingis-Chans und Tamerlans getheilt hat.

Wir sahen und beschrieben von diesem großen Steppengürtel nur den westlichen Zipfel, der an die Küsten des Pontus Euxinus (schwarzen Meeres) streift, und den wir die pontischen Steppen nannten. Doch ähnelt sich in diesen Himmelsstrichen Alles auf eine so frappante Weise, daß unsere Bemerkungen noch weit über das Pontusgebiet Giltigkeit haben. Es wird interessant sein, dieß hier am Schlusse noch etwas näher nachzuweisen.

Ueber die ganzen unermeßlichen Steppengebiete wölbt sich im Herbste derselbe endlos graue, einförmige, mongolische Nebelhimmel. Derselbe unbarmherzige Winter erfaßt auf gleiche Weise die Malorossianen am Dniepr wie die Kosaken am Don, die Kalmücken am Momuysch wie die Kirgisen am Ural und Aral, die Truchmenen am kaspischen Meere wie die Dschungaren am Balkasch, und plagt die Menschen und das Vieh aller der hier wandelnden Horden mit Hunger und mit Kälte. Im Frühlinge ergrünt und erblüht die tausend Meilen lange Steppenweide auf dem einen Ende wie auf dem andern mit derselben Fülle und jauchzt im Osten wie im Westen mit derselben Ausgelassenheit des Uebermuthes auf, während der Sommer am Sir wie am Ischim, an dem Fuße des Mustag wie des Kaukasus, in den taurischen wie in den karpathischen Ebenen Alles mit Trockenheit und Durst verwüstet und lähmt.

Ebenso gilt Alles, was wir über die Fauna und Flora gesagt, weit und breit. Die Disteln, der Wermuth, die Dornen und wilden Birnbaumkrüppel umranken die kirgisischen Auls, die Kalmückenzelte, wie die Semlanken der Kleinrussen, und dieselbe Speise findet das bucharische Kameel auf den Weiden der freien Tartarei servirt, die das Kosakenpferd am Don und Dniepr genießt. Die Salzpflanzen überziehen den Steppenboden, von dessen Salz und Salpeter zwischen China und Deutschland so viel vorhanden ist, daß, wenn man Alles auslaugen könnte, die ganze Menschheit bis ans Ende der Welt zu essen hätte, ohne Mangel zu fürchten. Ueberall sind die Steppenbrände und Schilfwaldungen in den Flußthälern zu schauen; alle Mündungsgebiete der Flüsse verstecken sich in große Schilfgebiete, nur mit dem Unterschiede, daß in den südlichen auch Fasanen, Leoparden und wilde Schweine hausen, die in den nördlichen nicht vorkommen.

Für Wölfe und Hunde sind die asiatischen Steppen ein ebenso reich versehenes Magazin, wie die des europäischen Rußlands, und die Mäuse

und Murmelthiere treten dort in eben solcher Menge auf wie hier. In der Vögelclasse gilt wiederum Dasselbe; in der ganzen Steppenwelt Falken-, Adler- und Kranichfülle überall, und wiederum gilt Dasselbe von den Fröschen, Kröten, Eidechsen und Schlangen.

Da alle die Völker türkisch-tatarisch-mongolischen Stammes eine und dieselbe flache, wilde, grasige Bodenfläche betreten haben, so theilen sie unter einander auch dieselben Sitten, Lebensweise und Zustände. Nomadisches Treiben und Viehwirthschaft sind die Hauptbeschäftigungen dieser Völker in der freien wie in der eroberten, in der kleinen wie in der großen, in der chinesischen wie in der russischen Tatarei, und während in Turkestan der ungebeugte Kirgise, noch frei schweifend, seine wandelbaren Lager aufschlägt, wo es ihm gut dünkt, sehnt sich der vom Russen gezähmte Tatar nach dem alten Handwerk seiner Väter zurück, und selbst der deutsche Steppencolonist wird mit Leib und Seele Nomade und will vom Pflügen und Gartenbau nichts mehr wissen.

Die Millionen von Rossen, welche die Steppenplateaus beweiden, erleiden zu allen Zeiten Dasselbe, und wie das Wort „Tabun" (Pferdeheerde) und die ganze Tabunenwirthschaft die Reise um die halbe Erdkugel macht, so trägt auch das langhaarige Steppenschaf auf der ganzen weiten Bühne von den Karpathen bis zur chinesischen Mauer seinen dicken Fettschwanz seit Jahrhunderten zur Schau, und Schafe, Ziegen, Kameele und Kühe leben und sterben überall auf dieselbe Weise.

Die Viehhürden und Stallungen der Moldauer und Bulgaren, die Erdhütten der Kleinrussen, diese ganze Höhlenarchitektur hat als unfreiwilliges Naturprodukt eine größere Verbreitung gefunden als die Nachahmung der jonischen und korinthischen Säulen, und ebenso wird der Ackerbau, so viel es dessen in den Steppen giebt — denn ganz ohne Ackerbau ist fast keins der Nomadenvölker — überall nach denselben Normen getrieben. Die Steppe selbst überall die Tenne — Pferde und Ochsen überall die Drescher — Scheuern nirgends.

Die Kleinrussen sind in ihrer Art so große Teichmacher und Wasserbaukünstler, als die Holländer, nur im umgekehrten Sinne. Diese treiben jene Kunst, um des Wasserüberflusses los zu werden, jene, um es auf alle Weise zu fesseln und zu hemmen. Man sieht daher in allen Kosakenländern und in ganz Kleinrußland bei allen menschlichen Wohnungen große Wasserteiche gebildet, damit in dem brunnenlosen Lande Nichts von dem kostbaren Naß zum Tränken des Viehs, der Menschen und der Aecker verloren gehe. Zu dem Ende werfen die Bewohner aus Erde, Mist und eingerammten Balken quer durch die Flüsse und breiten Flußthäler lange Dämme auf, in deren Mitte zum Ablauf des überflüssigen Wassers eine Schleuse angebracht wird. Bei hohem Wasserstande werden Damm und Schleuse gewöhnlich gleichmäßig überfluthet, und im Sommer muß dann wieder mit Mist nachgeholfen werden. Diese Dämme sind in jenem Lande,

das weder mit Holz noch mit Steinen Brücken bauen kann, auch die einzigen Brücken. Bei großem Wasser steckt man lange Stäbe in den Kamm der Dämme, damit die Wagen sie nicht verfehlen. Da zur Zeit der Schneeschmelze in den Steppen oft ebenso weit und breit schmutzige Feuchtigkeit sich verbreitet, wie im Sommer die Trockenheit, so giebt es dann auf diesen Dämmen, wo die Reisenden in der weiten Wasserwüste den Weg suchen, oft höchst abenteuerliche Uebergänge.

Aus den Teichen werden hier und da kleine Kanäle herausgeleitet und dabei Schöpfräder angebracht, um die Gärten und Felder zu bewässern. Ein ganz ähnliches Verfahren nun zum Ansammeln der Wässer und zum Benetzen der Felder haben die Kirgisen, sowie die Usbeken und Turkomanen, die Bucharen und Samarkander in ihren Steppen und Sandwüsten.

In diesen weiten Ländern, die man als die wahren Melonen- und Gurkenländer bezeichnen kann, sind überall die „Baschtans" nach demselben Plane angelegt*).

Geht man in der Vergleichung weiter, so wird man auf eine Uniformität in Charakter, Sitten und Gebräuchen, Kleidung und allen Dingen kommen, die mehr von der freien Willkür und Laune der Menschen abzuhängen scheinen. So werden die Teppiche auf ganz ähnliche Weise bei den Kosaken, wie bei den Kalmücken und Kirgisen gemacht. Namentlich ist der dicke Kuhfilz (Woilok), der auch in ganz Rußland so vielfach verwendet wird, und den man in Odessa in großen Fabriken für die Steppen verfertigt, ein Hauptprodukt der Manufacturen aller Steppenvölker. So ist das zierlichste, künstlichste, unnachahmlichste Produkt der Steppenländer, der wahre Zauberstab der Steppenvölker — die Peitsche, dominirend. Sie heißt nach den nogaischen Tataren, die einst dieß Scepter hier schwangen, die „Nogaika," und ist unter diesem Namen und in ihrem uralten Wesen auf die Kosaken und andere Völker vererbt worden. Sie ist dick, kurz und aus einer Menge sehr feiner zäher Lederstreifchen so künstlich geflochten, daß man weder einen Anfang noch ein Ende an dem Geflechte erkennt. Der Stiel ist sehr kurz, bei den Reichen mit Silberdraht verziert. Ein tüchtiger Tatar hält auf seine Nogaika so viel, wie ein Albanese auf den Schmuck

---

*) Wie die Aloës in den Sandwüsten Afrikas und die Cactus in den Llanos Südamerikas, welche labendes Naß für die Thiere in ihren saftreichen Blättern bergen, so erquicken die schönsten „Wassermelonen" (Arbusen) den Bewohner dieser Steppen und bieten Ersatz für die Quellwasser. Viele trinken des Morgens so Arbusen, wie wir den Kaffee, und der Kleinrusse beißt bei seinem Mittagsmahl öfter in seine Melonen, wie man sonst ein Schlückchen aus dem Glase nimmt. Die Hauptgewächse sind außer den Melonen: Gurken, Kürbisse, Zwiebeln, Rettige, Kukuruz (Mais), Paradiesäpfel, die alle in den Baschtans gezogen werden. Das Wort und die Sache stammen von den Tataren her, und bildet einen sehr wichtigen Artikel in sämmtlichen Steppenländern.

seiner Pistolen, und zahlt oft nicht geringe Preise dafür. Kommt es zwischen diesen Völkern, wenn sie ihre Bogen und Pistolen abgeschossen und ihre Lanzen zerbrochen haben, zum Handgemenge, so sind es die Nogaiken, welche entscheiden, und dann sind es Peitschenschlachten, die sie einander liefern.

Um aber neben dem Aehnlichen noch auf ein Verschiedenes hinzudeuten, sei noch dieß bemerkt. In den Steppen im Osten der Wolga giebt es große, völlig öde Sandflächen, in den Steppen zwischen dem kaspischen Meere und Aralsee finden sich kahle Felsreihen, und die Kirgisensteppe wird hier und da von Gebirgen durchzogen. In unsern pontischen Steppen ist von dem Allen keine Spur, vielmehr ist hier Alles ein so ebener fester Steppenboden, wie er oben beschrieben ist. Jenseits der Wolga sind die Salzfelder, die Salzsümpfe und Salzsee'n weit größer, zahlreicher und bedeutender als in unserem westlichen Steppenzipfel, die Unwirthlichkeit daher auch größer. Die pontischen Steppen sind deßhalb auch dem Ackerbau zugänglicher als die kaspischen und aralischen, und haben, obgleich Rußland erst später von ihnen Besitz ergriff, größere Fortschritte in den Künsten des Friedens und der Cultur gemacht, als alle anderen, selbst als die unmittelbar an der unteren Wolga anliegenden Steppen, die Rußlands Czaren schon seit drei Jahrhunderten huldigten.

Das wilde Schwein, das in der kaukasischen Steppe haust, das wilde Pferd, das in der Kirgisensteppe weidet, der Tiger, der in den Schilfen des Aralsee's lauert, und die Saiga-Antilope, die an der Jemba gejagt wird, der wilde Büffel, den man in den Vorbergen des Mustag trifft, und viele andere Thiere dringen nie in die pontischen Steppen vor.

Manche von diesen Thieren waren früher allerdings auch hier einheimisch, doch sind sie längst über die Wolga zurückgedrängt worden, ebenso wie die vielen ausschließlich nomadisirenden Völkerstämme. Das eigentlich nomadische Gebiet beginnt erst hinter der Wolga, und echte Nomaden dringen selten in die pontischen Steppen vor. Die Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren und Turkomanen wandern alle jenseits des Dons, der Wolga und des kaspischen Meeres. Alle Nationen der pontischen Steppen sind mehr oder weniger ackerbauende, friedliche, handelnde Leute, waren es theils längst, sind es aber zum Theil auch geworden. Die Armenier, die Juden, die Kosaken, die krimmschen und nogaischen Tataren, die deutschen, bulgarischen, walachischen Colonisten zeigen sich als alte und neuangekommene Bewohner unter gleichen Lebensverhältnissen auf gleiche Weise gemischt.

Kein Steppengebiet erscheint mit so rasch aufblühenden neuen Stadtanlagen geschmückt, als die pontischen Steppen, weil keins eine so günstige geographische Lage hat. Die Wolga-, Ural-, Sir- und Jembasteppen ziehen sich an Flüssen hin, die in abgeschlossene kleine Binnenmeere münden. Ihre Thore sind verriegelt und liegen außerhalb des Stromes des kreisenden Weltverkehrs. Die pontischen Steppen dagegen stoßen an ein offenes

Meer und haben die Pforte des Bosporus, durch welche sie mit der übrigen Welt communiciren. Aus dieser so wichtigen Weltstellung erklärt es sich, daß sie kaum von dem Zauberstabe des russischen Scepters berührt, nach Verscheuchung der türkischen Trägheit, so bald in die Reihe der europäischen Staaten sich erhoben.

---

2. Der Gaucho und die Pampas.

Nirgends in der Welt trifft man eine so weite, gleichförmige Ebene als die Pampas, wie man die Niederungen am Rio de la Plata heißt, die sich gegen 1500 englische Meilen von Norden nach Süden und gegen 500 von Osten nach Westen erstreckt, und ein Trapez von 100,000 Quadratmeilen bildet. Auf diesem unermeßlichen Flächenraume erblickt das Auge kaum einen Baum oder einen Strauch oder nur eine perennirende Pflanze. Der Grund besteht aus einer fruchtbaren schwarzen Gartenerde, ohne Stein, Sand oder Kies, mit einer Unterlage von Thon, worauf eine Kiesschicht folgt. Das Ganze ist eine üppige Wiese, wo Millionen von Menschen hinversetzt werden könnten, die, um sich Unterhalt zu verschaffen, nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben oder die nächste beste Stelle umzupflügen und zu besäen. Man versichert, daß zwei bis drei Millionen Stück Hornvieh, drei bis vier Millionen Pferde nebst unzähligen Scharen von Maulthieren und Schafen auf den endlosen Savannen der Pampas umhertreiben, ungerechnet die Tausende von Hirschen, Straußen, Jaguars und wilden Hunden, die in diesem reichen Jagdrevier hausen.

Zwei Hindernisse erschweren sehr das Reisen in den Pampas. Zuerst die sogenannten Pamperosorkane, die mit ungehemmter Wuth zwischen den Anden und dem Meere rasen und Alles vor sich niederstürzen. Eine zweite Unannehmlichkeit ist folgende. Um die Zeit, wenn der Klee welkt, schießen mit einem Male ungeheure zehn bis zwölf Fuß hohe Disteln auf und bilden auf allen Wegen und Stegen ein undurchdringliches Dickicht. Das plötzliche Wachsen dieser Pflanzen ist zum Verwundern; so außerordentlich auch der Fall in der Kriegsgeschichte wäre, so wäre es recht wohl möglich, daß eine Angriffsarmee, welche das Land nicht kennte, sich von diesen Disteln eingeschlossen fände, ehe sie Zeit hätte, zu fliehen.

Die Art, wie man in den Pampas reist, ist diese: Man hat sehr große unförmliche Wagen, wozu kein Eisen kommt, und die mit sechs Paar Ochsen bespannt werden. Zum Schutz gegen die Witterung sind sie mit einem Strohdache oder einer Blache von Leder versehen. Karavanen von 30—40 solcher Wagen, wovon jeder 400 Centner ladet, fahren zusammen. An Wirthshäuser, wo man einkehren könnte, ist nicht zu denken; jeden Abend macht man in der Einöde Halt, läßt die Ochsen grasen

und Jeder bereitet sich sein Mahl. Auf diese Weise legt man den Weg nach Mendoza oder Tuocuman, welcher gegen 900 Meilen beträgt, in 30 Tagen zurück.

Die Bewohner der Pampas sind die Gauchos und die Indianer. Es giebt schwerlich ein freieres unabhängigeres Wesen in der Welt, als einen Gaucho. Sein Hauptgewand besteht in einer Art von Mantel, Poncho genannt, einem Fabrikat ihrer Weiber. Der Poncho ist indianischen Ursprungs, und eigentlich nichts als ein Stück Tuch, mit einem Schlitz in der Mitte, wo der Kopf durchgesteckt wird; die Arme bleiben dabei vollkommen frei. Bald tragen sie ihn um die Schulter geworfen, bald als Gürtel; stets aber brauchen sie ihn als Bettdecke bei Nacht. In der Regel wird er aus Wolle verfertigt und mit bunten Farben schön durchwoben. Außerdem tragen sie eine Jacke von grobem Tuche, Boy oder Manchester; ihre an den Knien offenen Hosen sind von dem gleichen Stoffe. Brust und Knie pflegen sie mit einer Masse silberner Knöpfe zu verzieren; an den Füßen haben sie roßlederne Strümpfe, welche die Zehen bloß lassen. Ihre Sporen sind von Eisen oder Silber, mit Rädern von unmäßigem Umfange und mit scharfen Spitzen; ein Strohhut und ein baumwollenes Halstuch um das Gesicht vollenden ihren Anzug. Ihr Sattel (recato) ist ein einfaches, mit Leder überzogenes Stück Holz, worüber noch eine Matratze und ein gefärbtes Schaffell kommt. Um den Sattel fest zu machen, bedienen sie sich keiner Schnallen, sondern eines Gurtes von dünnen Streifen, mit einem eisernen oder hölzernen Ringe, den man mittelst eines Riemens an einem anderen kleinen Ringe an dem Sattel anknüpft. Der Steigbügel ist von Holz oder Silber; im ersteren Falle groß und bequem, im zweiten nur so groß, daß die große Zehe darin Platz hat. Die Schabracke ihrer Sättel läßt sie nie wegen eines Bettes in Verlegenheit gerathen. Jederzeit führt der Gaucho den Lasso, eine etwa 35 Fuß lange Schlinge von geflochtenem Leder, mit sich, welche sehr leicht und biegsam ist. An einem Ende derselben befindet sich eine Schleife, die mit fester Sicherheit jedem Thiere, worauf es abgesehen ist, über den Kopf geworfen wird. Ehe der Gaucho seinen Lasso entsendet, legt er ihn wie ein Schiffsseil in einen Kreis zusammen und verfehlt dann nie seines Zieles. Ebenso führt er die Bolas, d. h. drei hölzerne oder eiserne Kugeln, mit sich, deren jede an einem besonderen, sechs Fuß langen Riemen sich befindet, welche Riemen an einander gebunden sind, und von ihm auf eine weit größere Entfernung als der Lasso geschleudert werden. Nachdem er sie drei- bis viermal um den Kopf geschungen, fliegen diese drei Kugeln, in der Luft ein Dreieck bildend, mit bewundernswürdiger Genauigkeit auf ihren Gegenstand. Manchmal zerschmettert er damit einem Thiere den Kopf oder schlägt ihm die Beine entzwei. Hierzu kommt noch ein 14 Zoll langes Vorschneidemesser, das in einer ledernen Scheide am Gürtel steckt — und die Rüstung des Gaucho ist fertig. Der amerikanische Löwe und Tiger,

der wilde Ochse und das Pferd, der Hirsch und der Strauß fürchten ihn. Er kennt keinen Gebieter, baut keinen Boden, weiß kaum, was Regierung heißt, in seinem Leben hat er vielleicht nie eine Stadt besucht, einen See gesehen oder einen Berg bestiegen. Man kann sich kein schöneres Bild der Unabhängigkeit denken, als einen Gaucho zu Pferd, wenn im Sommer der Wind durch das hohe Gras bläst, es in braunen und gelben Wellen wogt, und man nirgends die Spur einer Wohnung oder eines menschlichen Wesens gewahrt: wenn nun plötzlich am Horizonte die wilde und malerische Gestalt des Gaucho auftaucht, sein scharlachner Poncho ihn umflattert, seine Kugeln ihm um das Haupt fliegen, und er sich gegen seine Beute vorbeugt, sein Pferd aber mit Anstrengung jeder Muskel blitzschnell davon rennt. Vor ihm flieht der verfolgte Strauß, bald erscheinen sie einander näher, bald ferner; oft verschwindet das Pferd unter dem Horizont und man erblickt bloß noch den Kopf des Reiters, während der Strauß mit vorgestrecktem Halse in prachtvollem Laufe über die Ebene eilt. Diese Jagd ist mit vieler Gefahr verknüpft, weil es in dem von den Biscachas*) unterwühlten Boden nicht selten Löcher giebt, in die man stürzen kann. Bricht der Gaucho bei einem Sturze das Bein, so läuft das Pferd davon, und der Unglückliche bleibt oft, dem Hungertode preisgegeben, im hohen Grase liegen, die Adler, welche auf jedes gefallene Wesen losstürzen, von sich abwehrend, so lange er es vermag.

Da seine Nahrung einzig aus Ochsenfleisch und Wasser besteht, so besitzt der Gaucho eine ausnehmend starke Leibesbeschaffenheit, welche ihn in den Stand setzt, die größten Strapazen auszudauern und unglaublich weite Entfernungen ohne Unterbrechung zu Pferde zurückzulegen. Die Hütten der Gauchos mit ihren aus Weiden geflochtenen und mit Lehm überzogenen Wänden sind nicht viel besser als die Wigwams der Indianer, mit denen sie auch die viereckige Form gemein haben. Einige Holzklötze oder die Skelette von Pferdeköpfen dienen als Sessel; ein kleiner Tisch, anderthalb Fuß über dem Boden, zum Kartenspielen, und ein Kruzifix oder ein heiliger Antonius, der an der Wand hängt, zum Schmucke der Stube. Schaffelle, worauf Weiber und Kinder schlafen, und ein kleines Feuer auf dem Heerde sind der einzige Luxus. Ist der Gaucho daheim, so schläft oder spielt er, und an dem Spiele sieht man hier und da selbst einen Klosterbruder Theil nehmen. Bei Regenwetter versammelt sich die ganze Familie mit Gästen, Hunden, Schweinen und Geflügel in anmuthiger Mischung in der Hütte, und wenn der Rauch des nassen Holzes die Hälfte des Gemaches anfüllt, so können einem Europäer diese Nebelgestalten in der trüben Atmosphäre wie Spukgeister scheinen.

Einige wenige Obstbäume umgeben in der Regel die Hütte. Die Weiber beschäftigen sich mit dem Anbaue des wenigen indianischen Kornes,

---

*) Eine Art Erdhase, so groß als ein Kaninchen.

woraus sie ihr Brod backen; auch pflanzen sie Wassermelonen und Zwiebeln. Sie tragen Hemden von Baumwolle, und Röcke von Boy oder blauem Tuche; Arme und Nacken sind bloß. Wenn sie ausreiten (sie gelten in der Reitkunst eben so geschickt als die Männer) tragen sie Schärpen oder Shawls von glänzendfarbigem Boy und haben Strohhüte auf. Der Gebrauch des Tabaks ist beiden Geschlechtern gemein; sie rauchen ihn in Form von Cigarren, indem sie die Blätter in ein Maisblatt wickeln.

---

3. Vergleichende Ansicht der Steppen*).

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unsers Planeten bei Bildung des antillischen Meerbusens dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindelnder Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flözschichten von 200 Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Theile. „Bänke" nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dieses Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

---

*) Nach Alex. v. Humboldt: „Ansichten der Natur," Th. 1.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über die Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Haideländer, die, von einem einzigen, Alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügeliger Fläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und das kleine Moschusthier umherschwärmen. Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen gesucht: sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oasis von Siwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo die Wüste sich dem atlantischen Ocean nähert, wie zwischen Wadi-Nun und dem weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, um die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnt er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, durstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuariks schwärmen, so ist der übrige Theil der Wüste als für den Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrhunderten unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Timbuktu, oder von Murzuk bis Bornu — kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kameeles beruhet, des Schiffes der Wüste.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Continents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigenthümlich. Auf dem Bergrücken von Mittelasien, zwischen dem Gold-

berge oder Altai und dem Zung-Ling, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aralsee, in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen, andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen geschmückt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das gleich frischgefallenem Schnee ungleich den Boden bedeckt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannichfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannichfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; sie haben mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Siriangur und Gorka den Verkehr der Nationen gestört, und im Norden unwandelbare Grenzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinnes. Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Innerasien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppen, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen, haben die Welt erschüttert. Wenn im Lauf der Jahrhunderte frühe Geistescultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, türkischer Abkunft, die Hiognu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannichfaltige Gemische asiatischer Völkerracen hervor; hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien (Ungarn), dann an der Marne und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehete aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windhauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Kehren wir nun von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Haideländern, die im Sommer mit honigreichen röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas zu den Ebenen von Südamerika zurück! Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern des Guyana; von den Schneebergen von Merida bis zu dem

großen Delta, welches der Orinoko an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem großen Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker im Spiel ihrer regsamen Phantasie den Paramo de la suma pax, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, genannt haben.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie als in gleicher Breite bis zur Magellans-Straße und ununterbrochen fortlaufend geschildert; nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des La Plata-Stromes begrenzt wird. Die Andeskette von Cochabamba und die brasilianische Berggruppe senden zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenflusses mit den Pampas von Buenos-Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja, ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der casuar-ähnliche Tuyu (Struthio Rhea) ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Theile der Wüste Sahara liegen die Llanos oder die nördlichste Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien. Sie sind mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, die periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt wird. Doch hat dieß die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoko zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Wohl sind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrace (eine und dieselbe vom 65.° nördlicher bis 55.° südlicher Breite, die Eskimos abgerechnet) ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Genuß von Milch und Käse ist, wie der

Besitz und die Cultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Um so freier haben sich in den südamerikanischen Steppen die Naturkräfte in mannichfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoko, wo der Hymenäa in dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Pflanzen droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Heerden von trägen Chiguiren*), schön gestreifte Viverren**), welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (meist Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen: — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedieß (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme (Mauritia) zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoko die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch — so geht die Sage — Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta übeschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweis auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer physischen, vielleicht auch ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockern, halb flüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, die ihnen zugleich Mehl zum Brod und Saft zum Wein liefern. Die Existenz eines ganzen Völkerstammes ist hier an die Existenz eines Baumes geknüpft.

Seit der Entdeckung des neuen Continents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und Guyana (dem Orinoko-Lande) zu erleichtern, sind hier und da Städte

---

*) Die Cavia capybara, in der Provinz Caracas „Chiguire" genannt, ist das unglückliche Thier, das im Wasser vom Krokodil, auf der Ebene vom Tiger (Jaguar) verfolgt wird. Es läuft so schlecht, daß man es oft mit den Händen greifen kann. Die Arten des Meerschweinchens (Cavia) wie die des Agutis (Dasyprocta) sind in Amerika so gemein wie bei uns die Hasen.

**) Die so schön gestreiften Stinkthiere sind Viverra Mapurito, Viverra Zorrilla, Viverra vittata. A. v. H.

an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwildeter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit der Reise des Herrn von Humboldt noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannichfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an die Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher; er verengt die Steppe wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmälig die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier; unbeweglich, das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt durch die Kimmung gehoben bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuß schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabili-

schen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der, hier immer gleich langen, Nacht, so können Rinder und Pferde sich dann nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos und andere Scharen stechender Insekten sich ansiedeln. So führen diese Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmälig die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit mannichfaltigen Gräsern und Kräutern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Das hochaufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sichern Versteck auflauernd und die Weite des einzigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man — so erzählen die Eingebornen — an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigt aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmälig die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Pagara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage ver-

engt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrippe, die sich über dem braun gefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Auch unter den Fischen haben die südamerikanischen Pferde einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle andern Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schooße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmälig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmälig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

So ist das Leben auf diesen weiten Ebenen. Werfen wir noch einen Blick auf ihre Grenzen! Afrikas nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheil angehören, und deren

unausgeglichener Zwist so alt ist als die Mythe von Osiris und Typhon *). Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannichfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittelasien ist durch die mongolische Steppe sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung auf der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbcultur. Nördlich, zwischen der Gebirgskette von Venezuela uud dem antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebauete Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht. Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß; tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrom. Mächtige bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, Regen verkündenden Geheul des bärtigen Affen. Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbrett-fleckige Boaschlange. Schnell entrollt und vorgestreckt ergreift sie in der Furth den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannichfache Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit — wie die Otomaken und Jaruren; andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten — wie die Maquiritarer und Macos. Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie es auch die ungleich entwickelten biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

---

*) In dem Kampfe des blonden, Pelusium gründenden, Fürsten Baby oder Typhon und dem dunkelfarbigen Dionysos oder Osiris könnte wohl der Gegensatz zweier Menschenracen angedeutet sein.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.